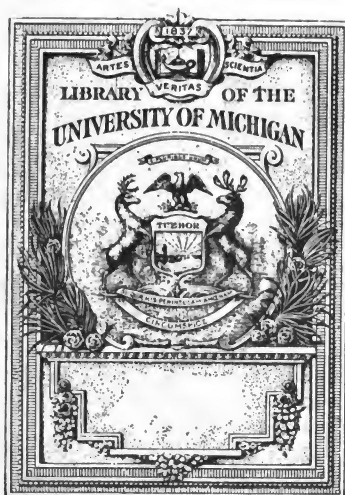
Werke

August Strindberg


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

EIN BLAUBUCH
ZWEITER BAND



STRINDBERG 1908

Aufnahme v. A. Blomberg in Stockholm

AUGUST STRINDBERG

EIN BLAUBUCH

DIE SYNTHESE MEINES LEBENS

ZWEITER BAND
(MIT DEM BUCH DER LIEBE)

VERDEUTSCHT VON
EMIL SCHERING



1920
GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Einzige vom Dichter und seinen Erben autorisierte deutsche Ausgabe

10. bis 14. Tausend.

Vorwort des Übersetzers

Als ich von Strindberg den ersten Band des „Blaubuchs“ erhielt, schrieb ich dem Dichter am 16. September 1907:

„Ihr Blaubuch! Erster Eindruck: unerschöpflich! Zweiter Eindruck: überwältigend! Schliesslicher Eindruck: erhebend!

„Dieses Breviarium Universale erhebt mich, kräftigt mich, stählt mich. Gibt mir Schwungkraft. Steigert meine Energie. Erhöht meine Sittlichkeit. Waffnet mich für den Kampf gegen alles Niedrige.

„In diesem Akkumulator haben Sie eine geistige Kraft aufgespeichert, die nie erschöpft werden wird; aus diesem Akkumulator werden Generationen von Menschen Kraft holen.

„Ich habe das Gefühl, durch dieses ‚Blaubuch‘ mit dem Weltgeist selber in Verbindung zu treten.“

Das Treffendste, was über das „Blaubuch“ geäussert ist, schrieb der norwegische Dichter Nils Kjær in der Tageszeitung „Verdens Gang“:

„Inhaltsreicher als irgend eine Aphorismensammlung der neueren Zeit, chaotisch wie der Koran, zornig wie Jesaia, voller apokryphischer Dinge wie die Bibel, unterhaltender als irgend ein Roman, schärfer als die meisten Pamphlete, mystisch wie die Kabbala, spitzfindig wie eine scholastische Theologie, aufrichtig wie Rousseaus erste Bekenntnisse, strindbergisch im Guten wie im Bösen, mit dem Gepräge seiner unvergleichlichen Originalität, jeder

Satz wie magische Schrift im Dunkel leuchtend — so ist dieses Buch, in dem der grosse und merkwürdige Dichter noch einmal Abrechnung hält mit seiner Zeit und seinen Glauben verkündet, streitbar wie ein Spross des Helden von Lützen."

In diesem zweiten Band befreit Strindberg seine Zeitgenossen von der unerträglichen Tyrannei der Professorenwirtschaft, und macht ihnen obendrein noch ein Buch der Liebe zum Geschenk.

Wissen und Glauben! An Gott lassen die Professoren einen nicht glauben, aber an ihr Wissen soll man glauben. Strindberg beweist, wie kläglich dieses Wissen ist.

Das Buch der Liebe feiert in magischen Worten das Schönste, was das Leben dem Menschen gewährt.

Emil Schering

GOETHE: CHRISTENTUM ÜBER WISSENSCHAFT

Als ich in Professor Delitzsch' Dunghaufen wühlte, arbeitete ich mich schliesslich bis zu seinem dritten Vortrag durch. In den letzten Reihen der letzten Seite fand ich eine Perle, die ich einfassen will, um sie denen zu zeigen, die den Namen des armen Goethe zur heidnischen Propaganda missbraucht haben. In einem Gespräch mit Eckermann, am 11. März 1832, also elf Tage vor seinem Tode, sagte Goethe diese ewig denkwürdigen Worte: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen!"

Das war die Frucht eines Lebens von achtzig Jahren, das Gott und seinen Sohn gesucht hatte! Nach langen unnützen Umwegen fand Goethe sie am Ende seines Lebens wieder, wie auch aus dem Schluss des Faust hervorgeht, nämlich des zweiten Teils, nicht des ersten.

Hinzufügen will ich nur einige Worte von Goethe über den Aberglauben, wie der nicht aufgefasst wird von den Äfflingen: „Aberglaube, Überglaube ist ein Erbe kräftiger, grossangelegter, fortschreitender Naturen; Unglaube ist schwachen, kleinlichen, zurückgehenden Menschen eigen." Das ist Unglaube, wie Goethe 1808 sagte.

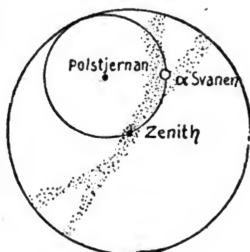
Die Astronomie, die heute auf der Universität verhökert wird, ist eine einzige grosse Symphonie von Unsinn. Als nämlich das kopernikanische System sich mit Mühe durchgesetzt hatte und Keplers Gesetze verkündet wurden, blieb eine grosse Frage übrig, nämlich die Parallaxe der Sterne. Da die Erde nach der neuen Ordnung mit einer Geschwindigkeit von drei Meilen in der Sekunde oder 250 600 Meilen in einem Tag den Weltenraum durcheilt, so müsste man doch eine Verschiebung in der Lage der Sterne beobachten können, von zwei Punkten der Erde. Tycho Brahe begann seine Messungen, fand aber, dass der Polarstern keine Parallaxe besitzt. Kepler antwortete, kein Instrument könne mehr als 1/5 einer Bogenminute oder 12 Sekunden angeben. Galilei erprobte seine Methoden an einem Stern im Grossen Bären, fand aber keine Parallaxe. Versuchte es mit der Entfernung zwischen zwei Sternen, konnte aber nicht sehen, dass die Erde sich bewegt. (Eppur si muove!)

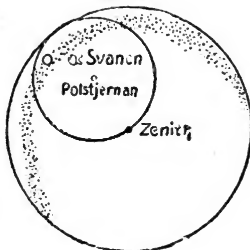
„Seitdem sind alle Versuche, die tägliche Parallaxe zu finden, gescheitert", sagt Arago. Da kam ein Schlaukopf darauf, dass man die jährliche suchen müsse. Und da fing ein Messen an, das noch heute andauert. Aber der Astronom und Mechaniker Hook glaubte γ Draconis gleich 20″ gefunden zu haben.

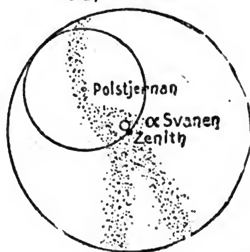
Wenn man nun einen Schulknaben bittet, seine Gradscheibe zu betrachten, sieht er, dass ein Grad ungefähr ein Millimeter oder die Stärke des Nagels vom kleinen Finger ist. Wird dieses Millimeter in 60 Teile geteilt, so ist das eine Minute. Wird dieses 60stel Millimeter in 60 Teile geteilt, hat man eine Sekunde; die ist unsichtbar. 20 solche 60stel Millimeter sind mikroskopisch. Mit diesen unsinnigen Zahlen arbeitete man bis heute; jetzt ist ein Kompromiss

zustande gekommen und dieses Register aufgestellt. Ein Stern erster Grösse besitzt an Mittelparallaxe 0,084", das sind 84 Tausendstel Bogensekunden. Ein Stern achter Grösse besitzt eine Parallaxe von 0,004" oder 4 Tausendstel Bogensekunden. (K. Bohlin). Erinnern wir uns: ein Grad ist ein Millimeter, ein 60stel Millimeter ist eine Minute, ein 60stel von einem 60stel Millimeter ist eine Sekunde; die wird in tausend Teile geteilt; davon werden vier genommen. Das ist allerdings Unsinn. Die daraus berechneten Lichtjahre sind eine Betrügerei, denn man benutzte eine unbewiesene Voraussetzung: dass Sterne gleicher Grösse gleiche Entfernung von der Erde besitzen.

Was hat übrigens diese lange zweihundertjährige Arbeit für einen Zweck, da das blosse Auge sieht, wie die Milchstrasse in einem Jahr ihre Lage so verändert, dass (für den Horizont von Paris) der in der Gabel sitzende Stern α des Schwans einen grossen Jahreskreis, wie diesen, beschreibt.







In diesen neun Monaten hat sich die Milchstrasse auf den Kopf gestellt; Alpha im Schwan ist etwa drei Quadranten weiter gerückt und in den Zenith gekommen. Aber diese Verschiebung passte nicht: die war zu gross und konnte das Gegenteil beweisen, dass sich nämlich das Sterngewölbe gedreht — und das durfte nicht sein.

Da sich alle parallaktischen Berechnungen als Unsinn erwiesen, die Sterne sogar dem Teleskop Herschels trotzten und den Gesetzen der Physik widersprachen, weil sie bei stärkerer Vergrösserung kleiner wurden, hätten die Menschen doch verstehen müssen, dass die Lichter des Himmels inkommensurabel sind; dass sie nicht gemessen noch gewogen werden können, dass sie andern Regionen angehören, die von unsern gebrechlichen Sinnen nicht erreicht werden; dass sie in unsern Gedankenformen (Kategorien) keinen Platz haben.

Aber die Ursünde Hochmut war so gross, dass man den Biss in den Apfel nicht lassen konnte, nachdem man einmal hineingebissen.

In meinem deutschen Schulbuch der Geographie lese ich, dass der Umlauf der Erde um die Sonne eine Hypothese ist, weil der nicht bewiesen werden kann; man sei aber genötigt, diese Hypothese anzunehmen, weil sonst die Bewegungen am Himmelsgewölbe unmöglich zu erklären seien. Das ist wenigstens ein naives Bekenntnis, das Teilnahme erregt!

Aber heute noch steht diese gefährliche Mitteilung in astronomischen Lehrbüchern. Wenn der Mond aufgeht, erscheint er dem blossen Auge doppelt so gross, als wenn er hoch am Himmel steht; wenn ich aber mit dem Theodolit den Durchmesser des aufgehenden Mondes messe, so ist der nicht grösser als der Mond in seiner höchsten Erhebung. Ent-

weder versagt also Auge oder Werkzeug, oder beide sind unzuverlässig.

Sonne und Mond erscheinen uns gleich gross und werden unter einem Winkel von 32 Minuten gesehen. Ich besass eine Linse, die das Bild einer Lichtflamme in einer Entfernung von 60 Zentimetern wiedergab. In der halben Entfernung von 30 Zentimetern gab dieselbe Linse ein kleines brennendes Bild von der Sonne; aber auch auf 30 Zentimeter ein kleines Bild vom Mond. Nach den Gesetzen der Physik sollten sich einmal Sonne und Mond in „unendlicher“ Entfernung befinden, weil sie auf dem halben Radius ausschlugen. Nun sind sie aber nicht unendlich entfernt, da ihre Lichtstrahlen das Auge erreichen. Zweitens sollten Sonne und Mond gleich gross sein.

Hiernach scheinen Sonne und Mond nicht zu besitzen, was wir „Entfernung“ nennen! Und es muss etwas anderes geben, das wir nicht kennen, das wir nicht begreifen können, vor dessen unbekannter Majestät wir uns in den Staub beugen müssen, um zu bewundern und anzubeten. Alle unverdorbenen Gemüter haben das getan und tun es noch!

Als man das kopernikanische System einführte, hob man auch die alten Kreisbahnen auf. Jetzt sollten nach Kepler sich alle Himmelskörper in Ellipsen bewegen. Trotzdem berechnet man die Bahn der Erde und bildet sie immer ab als Kreis. Und wenn man zur Venus kommt, gibt man die Bahn beinahe als kreisrund an. Das ist die exakte Wissenschaft! Grundsätzlich Ellipsen, aber tatsächlich Kreise! Die Exzentrizität der Venusbahn ist gleich 0,006, also so gut wie Null: damit ist Keplers erstes Gesetz aufgehoben.

Der Mond, unser nächster Nachbar, wird als Kugel abgebildet. Im Fernrohr aber sieht er aus wie ein Diskus oder eine linsenförmige Scheibe. Die kann man auch auf der besten Photographie der Lick-Sternwarte sehen. Dass er nur eine Seite der Erde zuwendet, ist eine Tatsache. Die Ursache aber soll von der Drehung kommen: das ist eine Lüge! Denn während eines Monats muss er irgend einem Punkt auf der Erde die andere Seite zuwenden.

Die Mondbahn hat bisher allen mathematischen Attentaten getrotzt, denn ihre 19jährige Bewegung steht in Zusammenhang mit dem unlösbaren Dreikörperproblem. Dieses Problem sollte 1890 von Frau Kowalewski gelöst sein, aber es war nur Lüge. Ich habe einen Dozenten der Astronomie gefragt, ob der Mond im Tierkreis wandere wie die Sonne und die grösseren Planeten. Er wusste es nicht, sondern antwortete mit $\sqrt{\text{hokus pokus}}$. Ich habe in zwanzig Büchern nach der Antwort gesucht; sie stand aber nicht darin. Doch glaube ich zu wissen, wie es sich verhält, bin aber meiner Sache noch nicht ganz sicher.

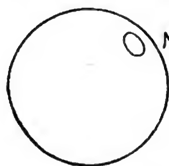
Ein Mondumlauf in 28 Tagen wird von verschiedenen Büchern verschieden beschrieben. Daraus folgt, dass niemand ihn selber beobachtet hat, sondern abgeschrieben oder ausgerechnet hat. Ich habe achtzehn Jahre lang den Mond verfolgt, mit Fernglas und ohne. Die letzten sieben Jahre habe ich das gleiche Fenster zur Sternwarte gehabt, kann mich also über die Sache äussern.

Der Neumond beginnt nach Sonnenuntergang, wenn die Sichel westlich von der Sonne zu sehen ist. Am nächsten Tag geht der Mond 50 (?) Minuten später und 13 Grad westlicher auf. Nach vierzehn Tagen ist der Mond voll, geht bei Sonnenuntergang der Sonne gegenüber auf. Darauf zieht

er nach Osten, nimmt aber ab. Geht nach Norden über Osten, aber in NNO verliere ich die Spur. Ich habe ihn sieben Jahre lang niemals in Norden von NNO aufgehen sehen, und auch nicht in NNW.

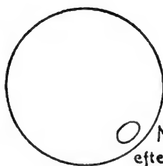
Es muss aber bemerkt werden, dass Vollmond nicht im Süden stattfindet, wie gewisse Bücher sagen. Im Winter, wenn die Sonne in Südwesten untergeht, muss ja Vollmond in Nordosten stattfinden. In einigen Büchern steht, dass der Mond nach dem Vollmond zurück wandert; aber er soll ja weiter wandern und über Norden wieder zum Neumond laufen. So nachlässig ist die exakte Wissenschaft.

Dagegen besitzt der Mond eine Bewegung, die man mit blossem Auge beobachten kann. Achtzehn Jahre lang habe ich das Mare Crisium beobachtet, und das geht 90 Grad nach Osten in 6 Stunden.



Aber ich habe niemals das Mare Crisium nach Südwesten gehen sehen. Gleichwohl: ein Quadrant in 6 Stunden macht eine Drehung in 24.

Ein Astronom von Beruf, der die Erscheinung nicht beobachtet hatte, „erklärte" sie mir mit hokus pokus filiokus. Die Erklärung war nämlich so dumm, dass ich glaubte, der Mann uze mich.



Newtons Gesetz der Schwere stiess sofort auf Einwände. Der wichtigste war dieser: wenn die Erde von der Zentripetalkraft zur Sonne gezogen

wird, warum läuft sie nicht in die Sonne hinein? Antwort: die Zentrifugalkraft wirkt dagegen, und zwar auf so hinterlistige Art, dass die beiden Kräfte einander aufheben. — Dann würde die Erde aber stillstehen! — (Einen ganzen Takt Pause.)

Die Lehrbücher lösen die Frage auf einfachere Art. Man nimmt einen mittelgrossen Schulknaben und gibt dem eine Schleuder in die Hand. (Flammarion.) Der Stein stellt die Erde vor, die infolge der rotierenden Bewegung der Hand fortzufliegen sucht, aber von dem Segelgarn festgehalten wird: das ist die Zentripetalkraft.

Da kommen aber mehrere Fehler vor: die Hand des Knaben ist ein Motor, der nicht im Sonnensystem vorhanden ist; die Erde ist mit keinem Segelgarn an der Sonne befestigt usw.

Köstlich ist jedenfalls, dass im Kalender um Weihnachten die Sonne zur selben Zeit sieben Tage nacheinander „untergeht“. Richtig (da der Kalender verkehrt ist) heisst das ja, dass die Erde in sieben Tagen nicht den Platz ändert, also still steht, wie die Sonne Josuas im Tale Ajalon. Aber dann muss sie ja fallen, wie der Kreisel, wenn der in seinem Lauf innehält! Nicht wahr? — Das kann man nicht packen, nicht einmal mit einer Zange!

Wer über den Planeten Mars wirklich Bescheid wissen will, muss unbedingt die Monographie des fröhlichen Flammarion über unsern Nachbar lesen.

Im siebzehnten Jahrhundert beginnt man mit einer Figur, die Amerika gleicht. Im achtzehnten ist es ein Querbalken, der von NW nach SO durch den Mittelpunkt geht. Im Oktober desselben Jahres 1719 ist es ein Winkelhaken; etwas später ein volles Dreieck. Dann kommt William Herschel 1777 und 1779 mit seinem Riesen-Teleskop. Der Schrägbalken läuft

jetzt von NO nach SW, wird aber sofort von einigen Schnörkeln abgelöst. Herschel fährt 1781 fort. Der Balken ist nicht mehr da, und es sind nur Krähenfüsse zu sehen. Die Forschungen dauern fort, aber mit Variabeln. Noch sind keine Kanäle zu sehen, obwohl sich die Instrumente vervollkommnet haben. 1813 ist der Schrägbalken wiedergekommen. Nach 1830 tritt eine neue Figur auf, ein „Blumenstiel"; bleibt auch fernerhin, ist aber nicht beständig. 1837 weiss man über den südlichen Eispol Bescheid. 1867 ist eine Karte vom Mars aufgenommen, durch Proctor, aber Kanäle sind nicht zu finden. 1873 ist der „Blumenstiel" wieder da, gleicht jetzt aber einem Elefantenrüssel oder einer Wasserhose. Trouvelot aber bildet im selben Jahr den Planeten Mars noch wie ein Chaos ab. Und 1877 hat Niesten nicht mehr gesehen, obwohl der flinke Flammarion Festländer und Wasserzüge gezeichnet und getauft hatte.

Zwischen 1877 und 88 hat dann Schiaparelli alle Kanäle gezogen und Flammarion hat die Theorien, die Konsequenzen, den volkswirtschaftlichen Gewinn eines solchen Drainierungssystems angegeben, das die Wiesen entwässern oder der Präzession entgegenwirken soll. 1892 aber begannen sich die Kanäle (in Juvisy, Flammarions Sternwarte) zu vereinfachen und zu verschwinden; am 27. Juni dieses Jahres sah man keine Spur von ihnen. Und seitdem ist es davon still geworden.

Mars hat eine Veränderlichkeit gezeigt, die ganz unbegreiflich ist; und zwar ganz unabhängig von der Entwicklung der astronomischen Werkzeuge. In den letzten Jahren hat ein deutscher Professor erklärt, dass die Marskanäle nicht existieren. Flammarion hat auch vor zu starker Vergrösserung beim Mars gewarnt; also ganz wie bei den Sternen. Je stärker die Vergrösserung, desto kleiner das Bild; das wider-

spricht den Gesetzen der Physik. Dieses Geschwätz von den Kanälen des Mars hat man nun zwanzig Jahre lang der Jugend vorgeredet. Es wird nicht leicht sein, es ihr wieder auszureden!

Was weiss man denn eigentlich vom Himmel und seinen Erscheinungen? Nicht viel! Und das ganze System ist von einer solchen Dummheit, dass man den Kalender verkehrt drucken muss. So zu verstehen, dass der Aufgang der Sonne angegeben wird, obwohl sie nicht aufgeht; dass die Sonne im Tierkreis wandern soll, obwohl die Erde wandern soll.

Fragt man: Wie verhält es sich denn? So kann die Antwort nur werden: Das wissen wir nicht! Erfahren es vielleicht nie; und wenn wir es erführen, würden wir es nicht begreifen, wenigstens nicht auf diesem Planeten. Doch gibt es eine Menge Umstände, die einem helfen könnten, die Ursache der Fehler aufzufinden. Und wenn man die entdeckt hat, ist man wenigstens so weit, dass man einsieht, wie sinnlos das heutige System ist.

Man denkt zum Beispiel mit Recht: In dem Zahlenverhältnis: Durchmesser der Sonne gleich der Entfernung des Mondes von der Erde liegt entweder ein Rechenfehler (Fallax propositi) oder die Andeutung eines Gesetzes, das wir nicht kennen. Ebenso in diesen Zahlen: Jupiter ist 1279 mal grösser als die Erde; und die Sonne hat 1279 tausend mal soviel Inhalt (Masse?) als die Erde. Die Erde gleich 1 läuft in 1 Jahr um die Sonne. Jupiter, der 1200 mal grösser als die Erde ist, braucht 12 Jahre. Also Umlaufszeit in diesem Fall abhängig von der Grösse (Masse?); nicht wie nach Keplers drittem Gesetz: die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die Würfel der mittleren Entfernungen von der Sonne. Ferner dieses Verhältnis: der innerste Mond des

Jupiter hat ungefähr Grösse und Entfernung unseres Mondes. Was bedeutet das?

Die Sonnenflecke besitzen einen gewissen Zusammenhang mit den Flecken auf dem Jupiter. Warum? „Man hat auch zu finden geglaubt, dass Jupiter eine andere, noch merkwürdigere Ähnlichkeit mit der Sonne besitzt: dass er nämlich zum Teil mit eigenem Licht leuchtet. Die Oberfläche des Jupiter erscheint leuchtender als sie sein würde, wenn sie nur Sonnenlicht zurückwürfe." (Flammarion.) Wenn dem so ist, kann Jupiter kein Planet sein, da der Begriff eines Planeten gerade darin liegt, dass „er nicht selbst leuchtet".

Arago lenkt die Aufmerksamkeit auf ein eigentümliches Zahlenverhältnis bei den drei ersten Monden des Jupiter. „Addiert man nämlich die mittlere Bewegung des ersten mit der doppelten des dritten, so ist die Summe immer drei Male grösser als die mittlere Bewegung des zweiten Mondes. Und wenn man von der mittleren Länge des ersten Mondes die dreifache Länge des zweiten abzieht, und zu dem Rest die doppelte Länge des dritten fügt, ist die Summe immer gleich 180 Grad oder zwei Rechten."

Ich gebe zu, die Verhältnisse sind etwas verwickelt. Das beweist aber nur, dass es kosmische Zahlenverhältnisse gibt, die zusammengesetzter sind als Titius-Bodes. Wenn man diese Zahlen nachprüfte, fände man vielleicht neue „Gesetze" für die Bewegungen der Planeten und käme zu andern Ergebnissen.

In einem frühern Kapitel habe ich ja nachgewiesen, dass andere Zahlenverhältnisse vorhanden sind als die arithmetische Reihe in der Entfernung der Planeten von der Sonne; da habe ich nachgewiesen, dass sie Quadrate von einander sind und sich zuweilen in harmonischer Teilung befinden. Damit habe ich angedeutet, dass dieselbe Wirkung

mehrere Ursachen haben, dass aber auch ein Ding auf mehrere Arten sein kann.

Es gibt ja auch in der Physik ein Kraftgesetz, das recht zusammengesetzt ist und das man auf unser kosmisches System anwenden müsste. Dieses Gesetz handelt von der magnetischen Kraft, die in einem natürlichen Magnet proportional der Kubikwurzel aus dem Quadrat der Masse ist.

Wenn man die auf- oder untergehende Sonne mit blossem Auge oder einem Opernglas betrachtet, erscheint sie nicht kugelförmig, sondern flach, höchstens linsenförmig. Die Scheibe ist wie ein kreisrunder Schirm, ziemlich dunkel, sodass das Auge sie ohne Gefahr betrachten kann. Aber rings um die Scheibe bewegt sich gleichsam eine exzentrische Scheibe von unerträglich starkem Licht. Betrachtet man die Sonne einen Augenblick und wendet sich dann in einen dunkeln Winkel des Zimmers, so projiziert sich in der Luft eine runde Scheibe, gross wie ein Markstück, schilfgrün, aber mit purpurrotem Rand. Diese Scheibe schwebt in schaukelnder Bewegung und nähert sich dem Zuschauer auf einige Meter Entfernung, wo sie sich auflöst. Wieviel von diesem Scheinbild aus dem Auge kommt, kann ich nicht sagen. Interessant sind ja die beiden Farben, die von der zwiefachen Art des Sonnenlichtes herrühren müssen.

Ein französischer Astronom, Delestre, hat in einem heterodoxen Buch über die ultrastellare Sonne geschrieben. Diesen Himmelskörper hält er für zwiefältig: die Protuberanzen bei Sonnenfinsternis sollen der „zweiten“ Sonne angehören, der inneren, entfernteren; die könnte meiner exzentrischen Scheibe entsprechen.

Es ist die Ansicht geäussert worden, der Mond leuchte mit eigenem Licht; er phosphoresziere. Dass es nicht ganz sicher ist, dass der Mond sein Licht von der Sonne holt, kann wirklich in Frage kommen, wenn man diese beiden Umstände betrachtet.

Wenn die Sonne im westlichen Horizont untergeht, steigt aus dem östlichem ein bleigraues Segment, das man immer für den Erdschatten gehalten hat. Besonders beim Vollmond des Spätsommers steigt dieser Schatten auf im selben Augenblick, in dem die Sonne untergeht; und im Erdschatten geht nun der Mond in all seinem Glanz auf. Wenn man den Verlauf vor Augen hat, kann man unmöglich die Tatsache leugnen oder sie mit einigen auf Vermutung gegründeten mathematischen Formeln fortschwatzen.

Der zweite Umstand ist dieser. In den achtzehn Jahren, in denen ich die seltsame Bahn des Mondes verfolgt habe, bin ich oft erstaunt gewesen, dass der Mond am Tage nicht die Sichel gibt, die er geben sollte. Heute morgen, den 29. Dezember 1907, ging die Sonne um 8 Uhr 49 auf. Der Mond stand ungefähr 35 Grad über dem Horizont, so:





Das stimmt ja nicht, da doch der Mond, von unten durch die Sonne beleuchtet, so hätte aussehen müssen:





Da ist viel zu denken und zu beobachten. Aber etwas Makroskopie oder Beobachtung mit blossem

Auge wäre mehr wert als alle Parallaxmessungen auf einer Kanonenkugel, die in einer Sekunde drei Meilen durcheilt und sich gleichzeitig um ihre Achse dreht; das kann man wenigstens nicht eine Konstante nennen. Und für diese Variable gibt es keine Funktionen! So viel ist sicher!

Wenn man zwei dicke Visitenkarten Kante an Kante gegen die Lampe hält, sieht man im Spalt eine Menge kleiner dunkler Linien von verschiedenem Kaliber und in verschiedener Entfernung von einander. Diese Erscheinung heisst bekanntlich Interferenz und soll darauf beruhen, dass Lichtstrahlen sich so treffen können, dass sie sich gegenseitig auslöschen.

„Lässt man weisses Licht durch einen schmalen Spalt ein . . . und lässt man die Lichtstrahlen durch ein Prisma gehen, bildet jede Farbensorte ein Bild des Spalts."

Diese dunkeln Linien hiessen ja anfangs die Fraunhoferschen Linien. Dann aber kam ein heller Kopf und entdeckte, es seien Sonnenlinien, die angeben, aus welchen Stoffen die Sonne besteht. Und nun wurde die Menschheit mit einer neuen Dummheit beglückt, die so kolossal ist, dass ein Gegenstück fehlt.

Die zuerst auftretende Linie im gelben Feld oder die D-Linie soll Natrium bedeuten. Gegenbeweis: Ich schraube den Spalt des Kollimators auf und richte das Spektroskop gegen mein eben angezündetes Holzfeuer im Kachelofen. Jetzt sehe ich in Gelb das gelbe Licht des lodernden Feuers mit Flammen und Holzstücken. Ich schraube den Spalt langsam zu, und jetzt formt sich ein Sonnenspektrum mit einer natürlich gelben Linie in Gelb.

Das soll bedeuten, dass sich Natrium in glühendem Zustand im Feuer befindet, und bildet eine Reaktion auf Natrium. Nun enthält aber das Feuer nicht Natrium, sondern hauptsächlich Kalium, wie alle Landpflanzen, aus denen man Pottasche (kohlensaures Kali) bereitet; und Kalium färbt die Flamme violett. Ferner befindet sich Natrium als einfacher

Stoff auch nicht im Feuer, wenn auch Natronsalze darin vorkommen. Natrium zu reduzieren, ist ein schwieriges und verwickeltes Verfahren und geschieht nicht in offenem Feuer. Übrigens ist Natriumgas farblos (Cleve).

Wir kehren zur Definition der Autorität zurück: „Weisses Licht durch einen schmalen Spalt bildet durch ein Prisma ein Bild des Spalts in jeder Farbenart." Die gelbe Linie in Gelb von meinem Kaliumfeuer war also ein Bild des Spalts, wahrscheinlich in Gelb, weil der Schein des Feuers gelb war.

Nehme ich nun statt des Feuers meine Spirituslampe, so erhalte ich kein Spektrum, weil die Flamme zu schwach ist; ich sehe nur den Spalt in Gelb, natürlich lodernd. Halte ich jetzt aber einen Platindraht in die Flamme, so zeigt sich das ganze Spektrum mit gelber Linie. Das ist Natrium, sagte Kirchhoff, obwohl es Platin war. Er behauptet, dass Natrium im Platindraht sass, da es Natrium überall gebe. Das ist eine Lüge. Denn in jeder Einleitung zur Mikroskopie steht angegeben, dass Stärke und Kiesel ungerufen bei allen Gelegenheiten auftreten; von (Chlor) Natrium ist aber nicht die Rede.

Nun habe ich beim Versuch mit der Spirituslampe eine gelbe Linie des Spalts in Gelb erhalten. Stelle ich nun hinter die Lampenflamme eine stärkere Lichtquelle mit weissem Licht (Kalk), so wird die gelbe Linie (D) dunkel, durch Interferenz, und diese dunkle Linie in D, die immer nebst mehreren andern im Spektrum der Sonne auftritt, soll Natrium angeben, während sie in der Lampenflamme mit dem Platindraht nicht Natrium angab. Das ist unbegreiflich in seiner Sinnlosigkeit.

Ich kehre zur Spirituslampe zurück und lege einen Kupferdraht in die Flamme. Da Kupfer die Flamme grün färbt, so zeigt sich jetzt eine grüne

Linie in Grün. Das nannten wir 1869 auf dem Technischen Institut eine Flammenreaktion. Stelle ich nun hinter meine grüngefärbte Lampenflamme eine stärkere Lichtquelle, so wird die grüne Kupferlinie dunkel; heisst jetzt Sonnenlinie und gibt an, dass Kupfer in der Sonne ist.

Halte ich nun Kalium in die Flamme, bekomme ich eine violette Linie in Violett (nebst zwei in Rot.)

Was ist nun das Spektroskop und worin bestehen seine Geheimnisse? Das ist erstens eine Interferenzerscheinung durch den Spalt des Kollimators, die zweitens durch das Prisma eine Dispersionserscheinung wird. Aber da gibt es einen dritten Faktor, vielleicht einen vierten.

Die drei Seiten des Prismas bilden ja unter der schützenden Kuppel, im Dunkel, drei Spiegel, die das Bild des Spalts, gefärbt oder dunkel, eine unendliche Anzahl Male wiedergeben. Im Kaleidoskop erhalte ich sieben Bilder, da die drei Spiegel in 45 Grad stehen; wieviele Bilder drei Spiegel in 45 Grad geben, steht nicht in der Physik. Im Anfang der Spektralanalyse zählte man nur 8 Linien A—H wie die Farben (Indigo mitgerechnet). Dann vermehrten sie sich, und bei der stärksten Vergrösserung lösten sie sich in 100000, schliesslich in unzählige auf. Darauf baute man dennoch weiter. Man analysierte die Sonne ganz einfach; die sollte besitzen: 9 Natriumlinien, 450 Eisenlinien, 75 Calcium, 11 Barium, 4 Magnesium, 33 Kobalt usw.

Dann aber stiegen einige Wolken über die klare Sonnenscheibe auf. Die Sonne beim Untergang sollte mehr dunkle Linien besitzen als die Sonne am Firmament. Man wagte den störenden Einfluss der Atmosphäre oder des Wassergases nicht zu leugnen, sondern begann von Terresterlinien und Regenlinien zu sprechen.

Seit 1890, als ich mein erstes Spektroskop erhielt, habe ich dreimal gründlich die Fähigkeit des Spektroskops geprüft, chemische Reaktion zu geben. Dabei habe ich diese nachgeprüften Beobachtungen gemacht, die jedoch nicht konstant sind, weil das Beständige in dieser unbeständigen Welt nicht vorhanden ist.

Richte ich das Spektroskop gegen die volle Mittagssonne, so erhalte ich keine dunkeln Linien; aber das halbe Spektrum wird gelb, das Rot spielt in Rosa und das Grün verschwindet. In schwachem Sonnenlicht erscheint das Gelb schwach. Morgens und abends erscheint das Gelb kaum. In einer Sommernacht überhaupt nicht, sondern nur Rot, Gelbgrün und Violett. Im Sonnenschein bei Schneefall zeigte sich die dunkle Linie in Blau um G (Cyan) am schärfsten. Die sogenannte Regenlinie in Rot nur schwach. Schneelicht von Norden gibt ein ununterbrochenes Spektrum mit schwarzen Linien in Unendlichkeit. Bei starkem Nebel erscheinen die dunkeln Linien am besten. Niemand wird wohl behaupten, dass man die Sonne analysiert, wenn man durchs Spektroskop einen Nebel ansieht.

Die elektrische Kohlenbogenlampe zeigte den ganzen Winter über vor meinem Fenster ein ununterbrochenes Spektrum mit einer konstanten dunkeln Linie in Violett. Die kann nicht Kalium sein, weil der Kohlenstab der Lampe nur aus Retortkohle besteht, die aus den Kohlenwasserstoffen des Gaswerkes reduziert ist. Aber es ist auch nicht das Spektrum der Kohle.

Es ist also Unsinn, die ganze Spektralanalyse; besonders da die Kohle, die doch herrlich brennt, kein Spektrum gibt. Angström „glaubt“ indessen, die Linien, die man erhält, wenn man den elektrischen Funken durch Kohlensäure schlagen lässt,

bilden die Linien der Kohle, nämlich 658; 657,7; 564,6; 514,4; 426,6. Das heisst Linien über das ganze Spektrum.

Das Licht der Sommernacht gab nur Rot und Blau im Spektroskop, wie die Sterne dem blossen Auge nur Blau und Rot geben. (Ganz wie die Konduktoren der Elektrisiermaschine blaues und rotes Licht im Dunkeln geben).

Wie wenig man sich auf die Spektralanalyse als Analyse verlassen kann, wird einem klar aus der leichtsinnigen Art, in der verfahren wird. Wenn eine Probe die Flamme nicht färben will, wird die Probe ohne Bedenken mit Chlorwasserstoff befeuchtet. Man rechnet aber nicht darauf, dass man das Spektrum des Chlors und des Wasserstoffs sehen wird. Ebenso: das Spektrum des Stickstoffs in der Geisslerschen Röhre zeigt bei schwachen Entladungen zwei Bandspektra, aber bei starken ein Linienspektrum auf einem schwachen ununterbrochenen. Was von beiden ist denn der Stickstoff?

Wenn man Chlorcalcium in die Flamme des Bunsenbrenners bringt, so erhält man ein Spektrum; im elektrischen Funken aber bekommt man ein ganz anderes; daraus kann man nichts schliessen.

Dieser ganze Unsinn, der Spektralanalyse heisst, wird jetzt nur noch bei verdächtigen Gelegenheiten benutzt; das heisst, wenn keine reguläre Analyse das Vorhandensein eines Stoffes nachweisen kann. Mit Vorteil hat man sie benutzt, um die Humbuggase Argon und Helium zu konstatieren; und das nichtexistierende Radium, das ein Bariumsalz ist in seiner Nichtexistenz.

Wir haben gesehen, dass das Natriumgas farblos ist, dass aber Natrium die Flamme gelb färbt. Das

Kaliumgas ist grün (Cleve), aber Kalium brennt violett. Die D-Linie der Sonne in Gelb kann also nicht Natriumgas sein.

Aber das Prisma scheint die Farben in ihre Bestandteile zu zerlegen. Das könnte die Entstehung von unbegründeten Linien erklären, die nicht von Flammenfärbung abhängig sind. So färbt Strontium die Flamme karminrot. Das Spektrum zeigt gelbrote und blaue Linie, und Gelbrot mit Blau gibt Karmin. Barium färbt die Flamme grün. Das Spektrum hat überwiegend grüne, aber auch blaue und gelbe Linien; Gelb und Blau wird Grün. Calcium macht die Flamme gelbrot, aber das Spektrum gelbrot, grün und blau. Gelbrot gleich Indigo und Karmin; und Karmin gleich Gelbrot und Blau.

OPTISCHE WUNDER

Im astronomischen Fernrohr erzeugt die Vergrösserungslinse des Objektivs ein verkleinertes Bild von der Sonne, im Brennpunkt. Betrachtet man dieses verkleinerte wirkliche Bild mit einer andern Sammellinse, so wird es vergrössert, aber mehr vergrössert als es durch das Objektiv verkleinert wurde. Das hat keinen Sinn.

Es ist sinnlos, dass ein Vergrösserungsglas verkleinert; und es ist sinnlos, dass das Okular das verkleinerte Bild vergrössern kann; aber es geschieht dennoch. Die Linien und Formeln der Optik erklären nichts; aber die sie lesen, glauben es. Der Physiker „erklärt" das Wunder so: „Das Fernrohr bringt keine Vergrösserung des Bildes zustande, es macht nur den Gesichtswinkel grösser; deshalb erscheint der Gegenstand klarer." (Dahlander.) Wer die „Erklärung" zu verstehen glaubt, hebe die Hand hoch!

Das war das Wunder des Fernrohrs. Jetzt kommt das doppelte Wunder des galileischen Glases (Operngucker). Die Vergrösserungslinse des Objektivs gibt ein verkleinertes Bild von der Sonne; dies wird durch das Verkleinerungsglas des Okulars betrachtet, und — eins, zwei, drei — der Gegenstand erscheint grösser und klarer. Die Zauberformel der Optik erklärt nicht eine Spur, sondern verschlimmert nur die Sache. Das Bild im Opernglas ist ja nur virtuell oder unwirklich; und wenn es durch das Verkleinerungsglas des Okulars betrachtet wird, so wird es vergrössert. Die Formel sieht so aus:

$$-\frac{1}{F_1 - L} - \frac{1}{D} = \frac{1}{F_2}$$

Es war nicht wunderbar, dass Stjernhjelm für einen Zauberer gehalten wurde, als er den Bauern

ein Mikroskop zeigte. Aber es ist doch nicht so einfach mit den Linsen. Wenn ich mit einer bikonvexen Linse (Vergrösserungsglas) eine feine Schrift betrachte, die ich sonst nicht lesen kann, so vermag ich sie jetzt wirklich zu lesen; sie mag nun vergrössert sein oder unter einem grössern Gesichtswinkel gesehen werden.

Betrachte ich die Sonne durch das gleiche Vergrösserungsglas, erhalte ich zuerst im Brennpunkt ein deutliches, aber sehr kleines Bild von der Sonne; und die bekomme ich nie zu sehen, denn sie würde das Auge verbrennen. Halte ich die Linse aber weiter von mir entfernt, zwischen Auge und Sonne, bekomme ich ein vergrössertes Bild von der Sonne; so gross ist es, dass es die ganze Glasscheibe füllt; aber dieses Bild ist undeutlich, kann also nicht gebraucht werden.

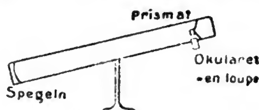
Setze ich mein Vergrösserungsglas in eine Kamera, erhalte ich ein umgekehrtes und sehr verkleinertes Bild des Gegenstandes. Das ist am besten zu merken, wenn man den Mond zu photographieren sucht. Da sehe ich dessen Bild sehr verkleinert auf der Visierscheibe. Dass das Vergrösserungsglas in diesem Fall verkleinert, ist ja sonderbar.

In der Laterna magica wieder tritt ein anderes Verhältnis ein. Da sitzt das Bild zwischen Lichtquelle und Linse. Hier kann ein Bild auf 5 Zentimeter auf dem Schirm 50 Male vergrössert werden und doch deutlich bleiben. Die Ursachen kann man nicht ganz klar angeben.

Beim Wunder des Opernglases, in dem ein Verkleinerungsglas ein verkleinertes Bild vergrössert, könnte man sich denken, dass die gegen das Objektiv gewandte Seite des Okulars ein Konkavspiegel wird, der das Bild des Objektivs zurückwirft und vergrössert. Dieses vergrösserte Bild wird gleichzeitig durch das Okular betrachtet, dessen gegen

das Auge gewandte Seite nun eine positive Linse bildet. In dem modernen Medialfernrohr wird wirklich die bikonvexe Linse als Reflektor benutzt oder zu einem andern unbekannten Zweck vom Erfinder Schupmann.

1896 sah ich bei einem Astronomen ein optisches Wunder. Da war ein Spiegelteleskop, dessen Spiegel eine Brennweite von zwei Metern besass. Das ist sehr viel, und das Instrument kostete auch einige Tausend! Es war von Newtons Konstruktion, wie wir uns vielleicht erinnern müssen. Im Grund des Rohrs sitzt ja der Spiegel, der auf zwei Meter ein vergrössertes Bild gibt; dieses Bild wird im Prisma zurückgeworfen und durch die Lupe betrachtet.



Das Prisma wurde von drei Schenkeln festgehalten, die zusammen mit dem Prisma den Mond, den wir betrachteten, bedecken mussten. Das machte nichts! Der Mond war wirklich herrlich zu sehen. Nach der Beobachtung nahm der Astronom den Spiegel heraus. Der war matt und fleckig wie ein schmutziger Teller aus Zinn.

Ich fragte, wie es möglich sei: erstens, dass eine Fläche, die ungleich war und schmutzig, spiegeln konnte. Der Astronom antwortete Hokus pokus — $\sqrt{a}$. Zweitens fragte ich, ob nicht Schenkel und Prisma mitten im Rohr den Spiegel bedeckten. Der Mann antwortete: Nein, sie bedecken nicht.

Aber undurchsichtige Körper wie drei eiserne Schenkel müssen bedecken, falls der Mond nicht

Röntgenstrahlen besitzt oder aus schwefelsauerm Baryt von sechs Lastwagen Pechblende gegossen ist. Keine Antwort!

Ich aber fragte mich, ob der Spiegel nicht überflüssig sei, und ob die Lupe nicht allein wirke. Später fragte ich einen andern Astronomen; der aber wollte auf zudringliche Fragen nicht antworten!

Herschel, Vater und Sohn, waren fromme Männer, die tiefer in den Sternhimmel haben schauen dürfen als andere Sterbliche. Und obwohl sich die Instrumente unglaublich entwickelt haben, hat seitdem niemand die Milchstrasse gepeilt oder die Schönheit des Himmels so beobachtet wie sie. Ich begann schliesslich zu glauben, Herschel habe Märchen erzählt, als mir ein kleines Buch in die Hand fiel: „Der Sternhimmel, gesehen durch ein Opernglas" von Garret P. Serviss. Unbegreiflich, aber wahr: Ein schwedischer Professor der Astronomie hat das Vorwort geschrieben; man darf das Büchlein also zitieren.

Die Sternbilder sind ja von allen Völkern gesehen worden, sind also nicht willkürlich aus verschiedenen Phantasien zustande gekommen. Eine schematische Sternkarte sieht aus wie eine Dreieckaufnahme, und wir besitzen ja Peilungen nach gewissen Sternbildern, die wir kennen.

Kastor und Pollux sind, nach dem Autor, von aufwartenden Sternchen umgeben. Diese sind „in symmetrischen Gruppen geordnet, als Paare, Dreiecke und andere Figuren. Es fällt einem schwer, zu glauben, das beruhe auf einer Zufälligkeit. Noch schwerer ist es allerdings zu erklären, warum sie auf diese Weise geordnet sind." Das wäre durchaus nicht so schwer! Dann aber würde der atheistische Himmel einstürzen: das ist es!

Zu den Füssen der Zwillinge sah Admiral Smyth ein glänzendes Feld Sterne von neunter bis zehnter Grösse. „Da die kleinen Sterne dazu neigen, krumme Linien mit drei oder vier Zweigen zu bilden, oft mit einem grossen Stern beim Anfang der krummen Linie, erinnert das Ganze oft an eine explodierende

Signalrakete." Und Webb fügt hinzu: Es gibt in der Nähe des Mittelpunkts ein geschmackvolles Blumenband, das mit einem roten Stern beginnt. Der Autor erinnert uns daran, dass die Sommersonnenwende in den Zwillingen liegt, und er findet es eigentümlich, dass auch im Bild der Wintersonnenwende, im Schützen, ein schöner Sternhaufen liegt. Mit eigentümlich meint er wohl eine Andeutung der ordnenden Hand des Schöpfers, der nie das Schöne vergisst; ist aber bange, ihn zu nennen.

In Sobieskis Schild fand Pater Secchi einen Sternfleck mit geometrischen Anordnungen. „Sie sind zum grössten Teil in spiralförmigen Bogen geordnet; in denen kann man so viele wie zehn oder zwölf Sterne von neunter und zehnter Grösse zählen, die einander in einer krummen Linie folgen, wie die Perlen auf einer Schnur. Zuweilen bilden sich Strahlen, die von einem gemeinsamen Brennpunkt sich zu zerstreuen scheinen. Besonders eigentümlich ist, dass man entweder bei der Mitte der Strahlen oder beim Beginn der Kurve einen Stern von roter Farbe findet, der den Zug zu führen scheint. Es ist unmöglich, zu glauben, dass eine solche Anordnung zufällig sein kann." Warum glaubt ihr es denn? Feige Menschen, und elende, die sich ihres Gottes schämen!

DAS FÜNFKÖRPERPROBLEM

Der Himmel hat vier oder fünf Pole, an die man genau denken muss, wenn man Sternparallaxen und Planetenbahnen zu berechnen glaubt.

Der erste Pol ist ja der Himmelspol, der in der Verlängerung der Erdachse liegt: der Polarstern im kleinen Bären, um den das Gewölbe sich zu drehen scheint, obwohl es die Erde sein soll. Nebenbei: Descartes glaubte noch, die Erde stehe still, indem sie im Weltenraum schwebe; er bekannte aber niemals diesen seinen Glauben, weil der gefährlich gewesen, trotzdem er ein grosser Mathematiker war.

Der zweite Pol ist ja der Pol der Sonnenbahn, der im Drachen liegt. Der befindet sich 23 Grad unterhalb des Pols; entspricht also unserm Polarkreis. Dieser Pol ist sehr wichtig. Um seine Achse drehen sich Sonne, Mond und Planeten. Dieser Pol ist also gleichsam der Mittelpunkt des Tierkreises. Es ist wahrscheinlich, dass unser magnetischer Pol bei 70 Grad (sagen wir 67 Grad) von diesem Pol der Sonnenbahn abhängig ist, da er auf unserer Erde die entsprechende Lage hat.

Der dritte Pol ist der der Milchstrasse. Die Milchstrasse scheint auf einer Himmelskugel einen grossen Kreis zu machen, der dem des Tierkreises gleicht; diesen (die Sonnenbahn) aber unter einem Winkel von 45 Grad zu schneiden scheint; aufs Geratewohl und zwar an zwei Stellen: in den Zwillingen bis zum Stier, im Schützen bis zum Skorpion. Dieser Pol liegt im Haar der Berenice, das über dem Kopf der Jungfrau liegt. In der Jungfrau scheint die Sonne bei der Tagundnachtgleiche im Herbst zu stehen; aber es ist die Erde, die dort „stehen" soll. Der Pol der Milchstrasse liegt 190° RA und

27° n Deklination. Die Milchstrasse schneidet den Himmelsäquator unter einem Winkel von 63 Grad; das eine Mal zwischen Procyon und Sirius, das andere Mal in Antinous linker Hand.

Der vierte Pol ist der Weltpol, dahin die Sonne sich bewegen soll. Der liegt in einem Punkt im Herkules auf 260° RA und + 28° D.

Der fünfte könnte Kants Zentralsonne sein. Der Philosoph glaubte nämlich, die Sonne gehöre zum Sternbild Adler, und da der Sirius sich gegenüber befindet, sei Sirius Zentralsonne. Argelander suchte sie im Perseus. Später hat man sie nach Formalhaut, Alcyone usw. verlegt.

Jedenfalls, wer mit diesen fünf Faktoren eine Sternparallaxe oder eine Planetenbahn berechnen kann, der kann auch das Fünfkörperproblem lösen. Das kann man aber nicht aufstellen, geschweige denn lösen. Man ist ja an drei Körpern gescheitert, einmal für alle.

Wie wir uns erinnern, haben die kopernikanischen Astronomen, die auf das System schworen, falsch geschworen. Als sie die Richtigkeit des Systems beweisen sollten, fiel ihnen das etwas schwer. Da die Erde im Weltenraum dahineilt, muss sich ja eine Verschiebung oder Ortsveränderung der Sterne zeigen (Parallaxe). Es kam darauf an, den Winkel zu messen, unter dem der Erdradius vom Stern gesehen wird. Da man nicht auf den Stern gelangen und den Erdradius begucken konnte, drehte man das Problem um: der eine Astronom fuhr zum Kap, der andere nach Berlin, und dann guckten sie nach einem und demselben Stern. Der Winkel aber wurde so klein, dass er nicht der Rede wert war; doch notierte man einige Bogensekunden. Denkt man

jetzt an die fünf Achsen mit entsprechenden Bewegungen; legt man dazu die Nutation und Präzession, so wird die ganze Berechnung Unsinn.

Man fühlte das wohl auch in der Luft und suchte nach einem andern Beweis. Und siehe, man fand ihn. Die Art ist aber so seltsam, dass ein kluger Mensch den Verstand verlieren kann, wenn er den Fehlschluss zu fassen sucht.

Bradley beobachtete Gamma im Drachen und fand, dass die wahrgenommenen Örter des Sterns durchaus nicht so waren, wie sie sein müssten, wenn die Veränderungen von seiner Parallaxe verursacht. „Während die Deklination (Höhe) des Sterns allerdings im April und Mai zunahm, wie die Parallax-Lehre verlangt, blieb im Juni der Stern durchaus nicht in der Deklination still stehen (wenn die Erde in der Apside umkehrt); noch weniger kehrte er um, sondern fuhr fort nach Norden zu gehen, bis in den September hinein; dann erst kehrte er um usw. Mit einem Wort: Er zeigte alle die Erscheinungen, welche die Parallaxe verursacht, aber mit dem wichtigen Unterschied, dass sie immer ein Vierteljahr zu spät eintraten." (Dunér, Astronomie.)

Nach gewöhnlichen Gedankengesetzen ist damit bewiesen, dass es keine Parallaxe gibt; dass die Bewegung der Erde unmöglich ist, wie das System sie annimmt. Aber das durfte nicht sein! Ein Philosoph oder Mathematiker mit geschulter Logik und angeborenem Mut hätte aus den neuen Tatsachen (dass die Sterne sich nicht auf den berechneten Plätzen befinden) neue Schlüsse gezogen, die das System betreffen. Das aber wagte man nicht, denn dann verlor man Ansehen und Brot in der lumpigen Gemeinschaft, die sich die Gesellschaft der Wissenschaften nennt.

Die kleinen Ellipsen, die jeder Stern im Jahr

beschreibt, bedeuteten nicht den Lauf der Erde in einer Ellipse (Kreis). Diese Ellipsen wurden aus etwas hergeleitet, das man Abirrung des Lichtes nennt: die Abweichung des Lichtes während seines Laufs zu einem in Bewegung befindlichen Körper.

Um diese Erscheinung zu beweisen, nahm man früher einen Prahm und liess ihn auf der Themse treiben. Ein Gehilfe stand am Ufer und schoss auf den Prahm. Die Kugel fuhr schräg in den Rumpf, nicht gerade. Ergo waren die kleinen Ellipsen der Sterne abhängig von der Abirrung.

Wenn man sich mit dieser Beweisführung begnügt und nur auf die jährliche Verschiebung der Milchstrasse und auf den Kreis des Sterns Deneb deutet, den dieser jedes Jahr in der Gabel beschreibt, so hat man das Recht, sich zwei neue Fragen zu stellen: Ist die jährliche Verschiebung der Milchstrasse (Parallaxe) von der Bewegung der Erde auf ihrer Bahn abhängig, dann ist sie zu gross, um mit den Formeln zu stimmen. Ist aber die Verschiebung der Milchstrasse nicht abhängig vom Lauf der Erde auf ihrer Bahn, dann ist sie von etwas anderm abhängig! Was ist das?

Ferner: hat Bradley bewiesen, dass die Parallaxen keine sind, warum sitzen dann noch heute bezahlte Narren da und rechnen Parallaxen aus?

Und wenn es schlieslich Refraktion oder Lichtbrechung gibt, sodass weder Stern noch Planet an dem Ort erscheinen, auf dem sie sich befinden, wie kann man sich darauf einlassen, die Bewegungen der Himmelskörper zu berechnen? Die Erde eingeschlossen!

Die ganze Astronomie ist eine Art Regula de tri für Narren: mit vier Unbekannten sucht man die vierte! x : x = x : x. Eine Gleichung sechsten Grades, bei der alle Termen unbekannt sind; die

man putzt, indem man eine neue Unbekannte einschmuggelt; die man mit dem Logarithmus für eine Unbekannte und dem Sinus für eine andere Unbekannte löst; der man schliesslich dadurch genügt, dass man den unbekannten Wert für alle Unbekannte einsetzt.

Auf dem Gymnasium bekamen wir einmal einen neuen Lehrer in Mathematik. Er hatte das Ingenieurexamen gemacht, bestand folglich nur aus Mathematik. Eines Tages sollte er Regula de tri mit uns wiederholen. Nun ist Regula de tri eine herrliche Erfindung, mit der man beinahe alle Probleme lösen kann; streng logisch, klar; bei der die Ursachen sich wie die Wirkungen verhalten. Der Lehrer stellte die Aufgabe. Es handelte sich (soviel ich mich erinnere) um einige Sorten Zeug von verschiedener Breite, bei denen das schmalere länger sein sollte, um das breitere auszugleichen. Wir rechneten nach der Aufstellung des Lehrers. Er hiess das Ergebnis gut.

Aber siehe, das Facitbuch gab ein anderes Resultat. Der Lehrer war wie versteinert, denn das Buch war unfehlbar, hatte auch keine Druckfehler. Die Verstimmung währte eine Weile, und die Versteinerung ebenfalls. Schliesslich ging uns ein Licht auf. Die Ursachen standen im umgekehrten Verhältnis zu den Wirkungen, da ja das Zeug von geringerer Breite grössere Länge besitzen musste, um das breitere Stück auszugleichen.

Die Sache war die, dass der Lehrer Zweigbergks Rechenbuch studiert hatte, in dem die umgekehrte Regula de tri nicht stand (nur in einer Anmerkung, die man übersprang). Der Lehrer hatte also nur die Formel gelernt; er glaubte zu begreifen, was er nur im Gedächtnis hatte. Das ist gewöhnlich der Fall bei Mathematikern. Die Erfahrung hat nämlich ergeben, dies folgt auf dies, ohne dass man die Ursache weiss. Und wenn man mit einem Kreisbeweis beweist, so hat man die Sache „erklärt".

NACHGEPRÜFTES GESETZ DER SCHWERE

Wenn man einen Ziegelstein nimmt und mit einem Hammer einen leichten Schlag darauf schlägt, springt der Stein entzwei. Wenn man auf einen Ziegelstein ein Gewicht von 1000 Kilo (eine Tonne) legt, so zerspringt der Stein in „tausend Stücke", die durch Druck von oben und dann durch Seitendruck nach allen Seiten geschleudert werden. Wenn ich aber einen Turm baue und 1000 Ziegel auf den untersten schichte, und jeder Ziegel 2 Kilo wiegt, so drücken ja alle Ziegel auf den untersten mit einem Druck von 2000 Kilo oder 2 Tonnen. Jetzt aber hält der unterste Stein und zerspringt nicht, obwohl er eben bei 1000 Kilo zersprang.

Fragt man einen Physiker, antwortet er, die Ursache sei der „Seitendruck". Das ist ja eine Antwort, aber eine, die einem Schulknaben einen Backenstreich zuziehen würde. Denken wir nach! Der Seitendruck im ersten Fall ist wohl ebenso gross wie der Seitendruck im letzten Fall. Wäre der Ziegel aus Guttapercha, würde er vom Seitendruck nach den Seiten gedrückt und vorm Zerspringen gerettet werden. Übrigens: Was ist Seitendruck bei einem Ziegelstein, der von Druck von oben gedrückt wird?

Dass der unterste Stein in einem grossen Gebäude nicht zerdrückt wird, scheint auf einem andern unbekannten Gesetz zu beruhen. Vielleicht nimmt der Druck nach oben zu ab mit dem Quadrat oder dem Würfel der Entfernung. So verhält es sich ja mit dem Barometerdruck, der also wohl nicht abhängig ist von der nach oben zu abnehmenden Dichte der Luftsäule.

Jolly in München hat 1879 Versuche angestellt, um die Gewichte eines Körpers bei verschiedener Höhe über dem Meer zu vergleichen. Es zeigte sich, dass ein Höhenunterschied von 5,29 Metern

einem Unterschied von 1,5099 Milligramm entspricht. Ein Grammgewicht drückt in Stockholm mehr auf die Wagschale als in Paris. „Das hat jedoch in der Praxis keine Bedeutung, da man mit Gewichten wiegt, denn die verändern sich im Verhältnis ebenso wie das Gewogene.“ (Wie verändern sich die Gewichte? Das zu hören, wäre äusserst interessant!) „Aber beim Wiegen mit einer Federwage ist der Unterschied zu merken.“

ANORGANISCHE GÄRUNG

Wenn man in der anorganischen Chemie zu den Tonerdesilikaten kommt, stösst man auf die Tone, darunter die Porzellanerde (Kaolin). Porzellanerde ist verwitterter Feldspat, also kein organischer Stoff. Sie besteht aus: 36,50 % Kieselsäure, 34,50 % Tonerde, 13,00 % Wasser, 15,60 % Kalifeldspat.

Wenn man dieses Mineral, das also nicht organisch ist, stehen lässt, so gerät es in Gärung, „oder macht eine Art Fäulnis durch“ (Cleve), bei der sich Schwefelwasserstoff entwickelt. Woher die Gärung von kieselsaurer Tonerde kommt, weiss man nicht. Man hat auf organische Stoffe „geraten“, aber kieselsaure Tonerde ist nicht organisch; und die Stoffe, die vielleicht organisch sein könnten, sind durch Schlämmen und Glühen entfernt. Woher der Schwefelwasserstoff kommt, weiss man auch nicht; man hat aber auf Schwefeleisen geraten, obwohl kieselsaure Tonerde kein Schwefeleisen enthält.

Jeder Porzellanarbeiter weiss, dass Kaolin gärt (und fault): um die Gärung zu erleichtern, fügt er Jauche hinzu; das ist aber nicht notwendig. Ob die Porzellanmasse Gärpilze oder Enzyme enthält, hat der Porzellanarbeiter dagegen nicht erforschen können; deshalb kann er nicht den Nobelpreis bekommen.

Als Röntgen bemerkte, dass die Strahlen aus Crookes' geisslerschen Röhren (!!!) durch gewisse feste Körper gingen, glaubte die gelehrte Welt, ein neues Licht sei gekommen, und die neuen Strahlen wurden als ganz besondere Strahlen begrüsst.

Da kam Gustave Le Bon und zeigte, dass man die selbe Zauberei mit einer Petroleumlampe machen kann. Damit bewies er, dass es sich nicht um neue Strahlen handelt, sondern dass opake Körper durchsichtig sind, obwohl schlechte Beobachter das nicht gemerkt haben. Es half nichts! Nein, hier war ein neues Licht!

Dann zeigte Kapitän Bergman, „das kann man auch machen“, mit selbstleuchtenden Farben, die phosphoreszieren. Nein, das war zu einfach. Da einfache Dinge verwickelt gemacht werden müssen, um Erfolg zu haben, blieb man beim Röntgenapparat stehen, der einige tausend Kronen kostet.

Dann folgten eine Menge Schlauköpfe, die Salze auf photographische Platten legten. Die wurden natürlich angegriffen und gaben Bilder vom Paket, wie jeder Photograph weiss. Einer legte Uransalz, ein zweiter Wismutsalz und so weiter.

Während diese Posse vor sich ging, sass ein Ehepaar auf dem Montparnasse in Paris in zwei einfachen Zimmern und experimentierte in einem Hinterhaus. Denn sie waren sehr arm. Darum kauften sie eins von den teuersten Mineralen, Pechblende; einige Tonnen (eine Tonne gleich tausend Kilo) sagt man. Andere Berichte sagen, es seien Rückstände nach Herstellung von Uran aus Pechblende gewesen.

Nun ist Pechblende bekanntlich ein Uranoxyd oder Oxydoxydul; besteht ausserdem aber aus allem möglichen: Blei, Wismut, Kupfer, Eisen, Mangan,

Kalk, Natron, Arsenik, Schwefel, Kieselsäure und so weiter; aber nicht aus Baryt. Ein richtiges Generalrequisit.

Ich gehe davon aus, dass es nicht Rückstände waren, sondern Pechblende aus Joachimstal (wie eine glaubhafte Autorität angibt). Die Autorität erklärt, die Gatten, die damals davon gehört hatten, dass die Uranverbindungen mehr ausstrahlten als Uran selber, kamen auf den seltsamen Gedanken: „In Pechblende müsse sich ein unbekannter Stoff finden, der die Radioaktivität in noch höherm Grad besitzt.“ Das verstehe ich nicht! Versteht jemand anders es, so ergebe ich mich.

Also die Gatten lösten Uranoxyd-Oxydul (vermutlich in Königswasser). Die Fällung geschah mit Schwefelwasserstoff. Blei, Wismut, Kupfer, Arsenik und Antimon wurden gefällt. Uran und Thorium blieben in der Lösung. (Woher kam Thorium auf einmal?) Uran wird nämlich erst durch Schwefelammonium gefällt. Aber in der Lösung befand sich ausser $(U O)^2 S$ und UO nebst Thorium (?) eine aktive Substanz. (Das war eine sonderbare Substanz!) „Von dieser Substanz wurden alle Verunreinigungen ausser Wismut ausgeschieden.“ Aber Wismut wurde ja gefällt durch Schwefelwasserstoff! „Und Wismut konnte nur zum Teil aus der Substanz ausgeschieden werden.“

Was ist das für eine Analyse? Die Lösung enthielt ja Uran und Thorium nebst der Substanz! Die Analyse der Gatten ist vollständig rotwelsch.

Nach verschiedenen Experimenten entlarvten die Gatten eine Substanz (erinnert an das Kochen von Suppen), die sie Polonium nannten, und „die Wismut nahe stehen muss“ . . .

Aber das Polonium wurde verworfen. Das ging nicht. Die Analyse scheint recht einfach gewesen

zu sein, da Wismut nach der Fällung durch Schwefelwasserstoff blieb. Vielleicht haben sie vergessen, die Lösung zu säuern oder zu sehr gesäuert, da ja Wismut nicht gefällt wird.

Da aber begannen die Gatten zu „glauben“, in Pechblende sei ein andrer unbekannter Stoff, der immer Baryum begleitet und „auch alle Reaktionen des Baryums gibt“. Das war Radium! Obwohl der Stoff alle Reaktionen des Baryums gab! Was sagt ein Chemiker dazu? Der Stoff, der die Reaktionen des Baryums gibt, ist doch Baryum, solange die Welt steht! Und die Substanz hatte auch das Spektrum des Baryums! Dann war es doch Baryum! Nein, es war Radium!

Aber Baryum befindet sich nicht in der Pechblende. Weder Berzelius, Erdmann noch die neuesten Mineralogen kennen Baryum als Begleiter der Pechblende. (Pause.)

Giesel in Braunschweig hatte gleichzeitig eine Substanz isoliert, die alle Reaktionen von schwefelsauerm Baryt gab und alle Eigenschaften des Radiums besass. Was bedeutet das? Besitzt schwefelsauerer Baryt die Eigenschaften des Radiums, so muss doch das Radium die Eigenschaften des schwefelsauern Baryts besitzen. Ergo Radium gleich schwefelsauerm Baryt! Landin, der Stockholmer Handelschemiker, sagt, Radium gleicht in hohem Grad Baryum durch seine Reaktionen.

Indem wir von schwefelsauerm Baryt ausgehen, der durch chemische Reaktionen bewiesen ist, werden wir jetzt das Molekulargewicht betrachten; da die Gatten es als Atomgewicht darstellen, scheinen sie sehr schwach in Chemie gewesen zu sein. Als sie Chlorbaryum durch Silbernitrat fällte, erhielt die Frau diese vielen verschiedenen Zahlen, während

ein Student nur eine einzige gefunden hätte, falls er richtig experimentiert: Ra = 140 — 141 — 145,8 — 173,8 — 223 — 225 — 232 — 258. Dieses Schwanken zwischen 140 und 258 ist sinnlos. Baryum ist 137, und zweiwertig 274, also ist hier kein Baryum. Aber von den Verbindungen der Schwefelsäure mit Baryt kennt Berzelius 5 verschiedene, darunter di-tri-tetra-thion-saure Baryterde. Aber ein Hyposulfat (Cleve) besitzt das Molekulargewicht 228, wenn Ba 68 ist (Berzelius). Diese 228 nähern sich am meisten des Radiums 225. Radium wäre also am ehesten ein Baryumhyposulfat. Berzelius setzt es auf 149 an; das steht 145,8 in der Liste der Gatten nahe.

Dass man aus diesem Baryumsulfat keinen neuen Stoff, Radium, isolieren konnte, war doch klar. Deshalb hat man Radium noch nicht hergestellt. Folglich ist es nicht vorhanden, denn in der Chemie werden nur dargestellte Stoffe verzeichnet. Ein deutscher Chemiker hat darum jüngst angezeigt, dass Radium nicht existiert.

Jetzt kommt die Radioaktivität! Das ist ganz einfach die Fähigkeit, im Dunkeln zu leuchten wie Phosphor, Feuerfarbe und alle phosphoreszierende Stoffe. Das war also nichts Neues, aber die Sache musste verwirrt werden. Also sollte Radium phosphoreszieren ohne vorherige Insolation, Beleuchtung; das tun aber Phosphor und Feuerfarbe auch. Und man müsste ein Radium vorzeigen, das im Dunkeln oder unbeleuchtet hergestellt ist, ehe man behauptet, dass es phosphoresziert, ohne dem Licht ausgesetzt gewesen zu sein. Um das Unglück voll zu machen, gibt P. G. Laurin (für die Jugend) an, dass Radium fluoresziert. Also Rotwelsch!

Das zweite Wunder, das Radium machen konnte,

war Röntgenphotographien. Aber Laurin behauptet, es sei so schwach mit der Sache bestellt, dass Radium nicht den Unterschied von Fleisch und Knochen zeigt. Also Unsinn! Petroleumlampe und Leuchtfarbe machen es besser.

Das grösste Wunder aber bestand darin, dass das Radium keine Energie verlor; das heisst, dass es bis in Ewigkeit leuchten kann, ohne an Gewicht zu verlieren. Laurin behauptet dagegen: Das Leuchten nimmt ab; Radium ist keine unerschöpfliche Energiequelle.

Aber es gibt andere Stoffe, die unerschöpflich zu sein scheinen, und nicht wie Radium erschöpflich. Ein Gran oder sechs Zentigramm Moschus kann mehrere Millionen Kubikfuss Luft emanieren oder parfümieren, ohne an Gewicht zu verlieren; und zwar jahrelang. Das ist stärker als Radium! Chlorcalcium auf dem Docht der Spirituslampe bringt einen ganzen Abend rote und grüne Linien im Spektrum hervor, ohne an Gewicht zu verlieren. Geschmolzenes Gold ist grün und färbt die Flamme die ganze Zeit über grün, ohne sein Gewicht zu vermindern. Und so weiter.

Schliesslich: Radium entladet ein Elektroskop. Das tun alle Körper so allmählich! Als ich aber gedruckt las, Radium lag in einem Bleirohr, als es ein Elektroskop am Nobeltag entlud, da wollte ich meine Kleider zerreissen! Ein Bleirohr, das einen geringeren elektrischen Widerstand besitzt als Neusilber, entladet allein ein Elektroskop. Trotz dem Bleirohr versagte die Zauberkunst, und die Gatten riefen aus: „Ce maudit Radium!“ Und mit Recht!

Aber Radium ist die Schöpfung eines modernen Geistes und muss rentieren. Ich habe es von einem Eingeweihten, der Chemiker und Mineralog ist, schriftlich bekommen, dass ein Gramm Radium

20000 Franken kostet. Und der Fachmann schreibt: „Die Gatten Curie verarbeiteten 30—40 Tonnen (eine Tonne gleich tausend Kilo) Rückstände der Pechblende, um ein Gramm Radium zu erhalten." Wenn wertlose Rückstände der Pechblende wirklich 8 fraktionierte Kristallisationen nötig haben, so ist der Preis doch recht hoch. Sollten aber die Gatten 5 Güterwagen (zu je 8 Tonnen = 40 Tonnen) Rückstände von Pechblende in Säuren aufgelöst und dann 8 Male kristallisiert haben, dann ist der Preis zu niedrig! Da musste der Nobelpreisfonds angegriffen werden, um die Ausgaben zu decken!

Was ist Radium? fragen noch alle Chemiker mit Ehre und Verstand. Wir haben aber doch die Antwort erhalten: Baryumsulfat! Oder ein unbekanntes Baryumsulfat. Vielleicht Roses altes Oxydsulfur (Berzelius), das sich im Wasser zerteilt und Schwefelbaryum wird; das ist nichts anderes als Bologneser Phosphor, der selbstleuchtet, phosphoresziert. Schwefelsaurer Baryt findet sich im Stinkstein und Alaunschiefer, sowie in Hepatit; darin wurde es von den Gatten Landin gefunden und Radium genannt.

Was die Pechblende selber angeht, so berichtet meine letzte Mineralogie (Klockmann 1903), wenn Uranoxydoxydul (Pechblende) verwittert, bilden sich Phosphate und Sulfate. Da kriecht der Phosphor aus einem Oxydoxydul hervor!

Und nun schliesse ich, indem ich auf Seite 410 dieses Buches verweise; dort habe ich die Zahl 240 (das Atomgewicht des Urans) behandelt und gute Gründe angegeben, warum Uranoxydoxydul Pechblende heisst. Damit öffnete ich zugleich den Weg zur Erklärung des Märchens vom Radium, indem ich Ramsay (den Nobelpreisträger) zitiere, als er hörte, dass Radium Helium (das apokryphe) wurde. „Hier-

durch zeigt es sich, dass die Lehre von der Unveränderlichkeit der Elemente nicht richtig ist. Ein Element kann in ein anderes übergehen. Die Träume der Alchemisten von der Verwandlung der Elemente beginnen sich zu erfüllen." (Landin: Die radioaktiven Stoffe, 1903.)

DIE NATÜRLICHSTE SCHÖPFUNGSGESCHICHTE

Als jetzt ihre Stammtafel aufgestellt werden sollte, fehlten hier und dort einige Ahnen; oft musste man das Kind zum Vater machen oder zu einem Wechselbalg. Als Haeckel zu den Muscheln kam, versagte das System. Die Kette der Entwicklung riss. Statt vorwärts zu gehen, ging die Maschine rückwärts. Die Muschel war Schnecke gewesen, hatte aber mangels Fürsorge den Kopf verloren. Sie war im Kampf müde geworden und hatte sich in ihre Schale zurückgezogen, die sie in zwei verwandelte. Dann verlor sie ihre beiden Augen und Zähne (Reibscheibe). Aber „zum Ersatz", bemerkt der Autor, haben sich jedoch viele Muscheltiere eine grosse Anzahl neuer Augen verschafft, die in einer langen Reihe an den beiden Rändern ihres weiten Mantels sitzen. Das nennt sich natürliche Schöpfungsgeschichte. Man „verschafft" sich eine ganze Reihe schöner seegrüner Augen für die beiden, die man verloren hat!

Aber es gibt noch schlimmere Haken in der Kette. Der schlimmste war, den Ursprung des Wals zu erklären. Bekanntlich sollen sich in der Entwicklung der Leibesfrucht Spuren vergangener Stadien zeigen, aus denen man auf die Ableitung schliessen kann. So sollte der Mensch zuerst gleichen: Hummel, Schnecke, Seeigel, Eidechse, Buchfink, Ferkel, Affe. Aber er gleicht keinem einzigen von allen, denn eine Leibesfrucht von sechs Wochen gleicht einem kleinen hübschen Miniaturkind. Aber das macht nichts! Das Menschenkind wird ohne Haare auf dem Körper geboren, obwohl es nach dem System mit Haaren geboren wird; und mit „Händen an den Füssen", wie die Stammväter.

Als man bemerkte, dass die Leibesfrucht des Wals Haare auf dem Körper hat, müssen, nach dem System, die Wale von haarigen Tieren abstammen, von Landtieren, da Fische keine Haare besitzen. Viele Darwinisten waren ehrlich genug, einen Krebsgang von den Landtieren zu bekennen, obwohl Entwicklung Fortschritt bedeutet. Karl Vogt (der Affenvogt) hielt jedoch am System fest, und die Wale mussten von einer Eidechse abstammen. Aber die Glieder fanden sich nicht auf den geologischen Instituten! Und da fing man an, sich zu zanken, und ist noch dabei! Zwei Zoologen (Böving-Petersen und Dreyer) erklären naiv und glaubwürdig: „Es ist schwach bestellt mit unserm Wissen in dieser Hinsicht"; und dass man noch nicht die Zwischenglieder unter den Fossilen gefunden hat „ist ein Rätsel".

Der Beweis versagte in den Hauptpunkten, aber das System hielt! Das ist natürliche Schöpfungsgeschichte! Es ist unnatürlicher, unvernünftiger, unwissenschaftlicher Schund!

Eine natürliche Schöpfungsgeschichte könnte sich so ausnehmen. Ein bewusster Wille ergötzt sich daran, in Freiheit zu schaffen, mit Massen und Zahlen, in Schönheit und Zweckmässigkeit, wie ein Mechaniker und Künstler, ohne die Menschenkinder um Rat zu fragen. Aus formloser Materie beginnt er mit einfachen Skizzen. Prüft und verwirft (die ausgestorbenen Arten). Erfindet neue bessere. Ergötzt sich (nicht uns) mit Improvisationen. Nimmt voraus und wiederholt. Bekommt, ungebunden und allmächtig, eine ganz neue Idee. Holt eine Form aus einer niedrigeren, die im kosmischen Zusammenhang schon existierte. Setzt eine Schneckenform ins Ohr; aufs Blatt der Pflanze ein Herz oder eine

Niere. Stimmt Blumen und Schmetterlinge in Farbe und Zeichnung zusammen. Ergötzt sich daran, Augen auf die Federn des Pfaus zu malen. Spielt mit den Figuren auf der Schale der Schnecke, so dass die eine dem Panter gleicht, die andere der Ratte. Bringt die Zeichnung der Natter auf dem Schwanz der Katze an. Gibt dem Löwen die Farbe der Wüste und dem Tiger die des Dschungels. Auf das Zebra malt er Streifen, aber so geschickt und zauberisch, dass die Streifen eine graue Fläche bilden (wie beim Farbenkreisel), wenn das Tier schnell im Freien läuft; dadurch wird das wehrlose Tier „unsichtbar" . . .

Ein göttliches Spiel, in Freiheit, Güte, Schönheit, Zweckmässigkeit, Vollkommenheit. Das ist das Werk der Schöpfung, ohne Philosophie und Zoologie. So ist eines Christenmenschen kindlicher Glaube von seinem Vater.

Aber die Grausamkeit in der Natur, der Kampf, um sich gegenseitig aufzufressen, wie ist der in die Welt gekommen? Durch den Sündenfall, antwortet unser heiliges Buch, da die ganze Natur, das Leben und der Mensch, böse wurden und darum verflucht. Das stimmt mit der Erfahrung, jetzt, noch heute, im täglichen Leben. Wenn man durch eine Landschaft fährt, kann man sehen, wo hasserfüllte, geizige, faule, böse Menschen wohnen. Man kann es am Wald sehen, an der Weide, der Wiese, vor allem aber am Acker; es ist am Haus, am Stall zu sehen, an Vieh, Gesinde, Kindern. Und sähe man nach, so fände man keine Singvögel im Garten, keine Blumen vor der Hütte; aber Unkraut auf den Beeten, Ungeziefer in den Obstbäumen. Das ist „der Fluch der Natur oder der Sünde Einfluss auf die unfreie Welt" (Pontus Wikner).

Ein Zoologe fragt, was der Habicht mit Schnabel

und Klauen soll, wenn nicht um die Taube zu töten. Da kann man antworten: Der Schnabel des Habichts, welcher der Klaue des Hummers gleicht, kann aus Schönheit da sein; er steht so hübsch in seiner krummen Linie zu dem kleinen Kopf. Die Klauen können den gleichen unschuldigen Zweck gehabt haben oder geeignet gewesen sein, einen Zweig zu umfassen. Der Papagei hat auch Schnabel und Klauen des Raubvogels, frisst aber Früchte und klettert mit dem Schnabel. Von inneren Unterschieden zwischen dem fruchtfressenden und fleischfressenden Vogel weiss ich nichts. Dass also der Habicht ursprünglich mildere Gewohnheiten besessen hat, verbietet seine „Morphologie" nicht.

Alle Völker besitzen Erinnerungen an einen bessern Zustand, an ein goldenes Zeitalter, an ein Paradies. Und deshalb ist das Leben schwer zu leben, macht es einen grausamen Eindruck. Aber die Zoologen haben das Böse in ein System gebracht. Sie finden den Kampf berechtigt, natürlich, herrlich, bis sie selber einem Stärkeren oder Listigeren unterliegen. Dass die Kreatur nach Erlösung vom Fluch seufzt, davon haben wir sprechen hören; und die Erinnerung der Menschheit an eine bessere Zeit hat die Hoffnung auf Befreiung geboren. Die fand ihren Ausdruck in der Messiasidee, im Warten auf die Erlösung von der Sünde; in der Verheissung, die jedoch bedingt war.

NIEDERSCHLÄGE, NICHT ABLAGERUNGEN

Wenn jemand heute Geologie studiert, so bekommt er nur eine Angabe vom Ursprung der Formationen, und die nimmt er kritiklos an. Würde er aber die Geschichte der Geologie lesen und dabei sehen, dass es andere Erklärungen gibt, könnte er wählen und die Möglichkeit einsehen, dass es auf ganz andere Weise zugegangen ist.

Raspail hat in seinem grossartigen „Nouveau système de physiologie végétale“ seine Zweifel ausgesprochen, dass sich die Formationen aus Ablagerungen gebildet haben. Er findet es wahrscheinlicher, dass Bergarten und Schichten von Niederschlägen aus chemischen Lösungen entstanden sind. Durch Synthese hat er gezeigt, wie sich Flintsteine in der Kreide gebildet haben. Also gibt ein kieselsaurer Kalk und ein Karbonat eine Fällung von kohlensauerm Kalk (Kreide) und Kieselverdichtungen (Flintsteine), wenn die Base des Karbonats Ammoniak war; aber ein agatähnliches Silikat, wenn die Base ein Metall war. Schwefelsaures Natron und Chlorkalk in einer Lösung werden Gips und Kochsalz (das von Gips begleitet zu werden pflegt) fällen. Die Grösse der Ablagerung hängt von der Menge der Lösungen ab, nicht von der Zeit. Darum ist es Narrheit, das Alter der Erde nach den Ablagerungen messen zu wollen.

Ebenso verkehrt ist es, eine Formation nach den Fossilien zu bestimmen. Viele Erdarten, besonders der Kalk, verzehren alles Organische, sogar die Skelette. (Über die Synthese der Bergarten und Minerale kann man in Reinhard Brauns Chemischer Mineralogie nachlesen, die 1896 in Leipzig erschien.)

TENDENZIÖSE GEOLOGIE

Früher gestanden die Geologen willig ein, es gebe keine Formationen, wenn man vom Fossil absehe. Linné kannte keine Formationen. Darum sah er im Kinnekulle die ganze Erdschöpfung im Auszug: Gneis, Sandstein, Schiefer, Kalkstein, Trapp. Und er hatte recht, denn in allen Formationen, wenn man sie petrographisch betrachtet, befindet sich Sandstein, Kalk und Schiefer, ob alle zusammen oder einige. Im Kinnekulle, den man doch zur kambrisch silurischen Reihe rechnet, sind deutliche Spuren aller Formationen zu sehen. Da sind Flintsteine, die der Kreidezeit angehören; Steinkohlen aus der Steinkohlenzeit, die sonst zwischen Devon und Dyas liegt. Selbst Alaunschiefer ist nicht ausschliesslich Silur, denn er kommt auch in Devon und Kulm vor. Der Stinkkalk, Nero antico oder schwarzer Marmor, gehört auch nicht dem Silur ausschliesslich an. Der Trapp ebenfalls nicht, da er gewöhnlich im Jura (untererm Lias) ist.

Linné fasste die Sache so: „Aus Meeressand wird Sandstein; aus der Ablagerung des Meeres Ton; aus Ton Kalk; aus Kalk pulverförmiger Kalktuff; aus Kalktuff Kreide; aus Kreide Silex (Flintstein); aus Schlammgrund wird Schiefer; aus Schiefer wieder Humus."

Als aber die Äfflinge ihren Vater in dem Auswurf der Erde zu suchen anfingen, wurde die Geologie Zoologie oder Tierlehre. Nun ist aber die ganze Tierarztgeologie als eine absichtliche Betrügerei entlarvt; nämlich von Professor Edward Hull in „Geological history" (1906 in der Fackel referiert). Damit fällt die orthodoxe Schule, Vater Darwins Affe und Haeckels Automobil-Schöpfung, die sich selbst bewegt, ohne Motor.

Das System der Geologie ist an derselben Klippe gescheitert wie Linnés Sexualsystem. Die Einteilung in bestimmte Klassen zeigte sich unhaltbar, da sich alles fliessend erwies und nur aus Übergängen besteht. Vor dreissig Jahren hielt man den Granit für den ältesten Stoff, den Urberg; der Gneis kam erst später. Nun hat man aber gesehen, dass Gneis in Granit übergeht; dass Granit zuweilen schieferig ist und sich spaltet, also nicht massenförmig.

Am schwersten war der Granit zu erklären, der in Gängen ältere Schichten durchdrang. Man nennt ihn eruptiv und „nimmt an", er sei aus dem Innern der Erde hervorgedrungen. Aber nach Vulkanen zu urteilen, bricht Granit niemals auf, und die geraden Linien, welche die Granitgänge begrenzen, sprechen von Rissergänzung. Die Berge, die jetzt lotrecht stehen, können gelegen haben, da der Granit sich von der Seite in die Risse ergoss. Oder man kann sich auch denken, dass die umgebende Bergart den Granit erzeugt hat. Linné hat einen ähnlichen Fall beobachtet. Wo die Berge geborsten sind, sagte er, „können wir sehen, wie Feldspat, Quarz und Hornblende mit Glimmer wachsen und zusammenheilen."

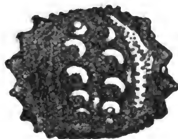
Dass Gneis aus Quarz, Glimmer und Feldspat besteht, ist nur ein vereinfachter Begriff für die Volksschule, denn Gneis schliesst oft Hornblende, Eklogit, Olivin, Marmor, Dolomiten, Serpentine, Quarzit, Granulit aus; die werden vom Gneis durch Metamorphose (Verwandlung) gebildet. Den Granulit, der unsere Eisenerze führt, kann man in unsern Granitbergen studieren, wo die Sprengung stattgefunden hat. Um das zurückbleibende Bohrloch ist der Granit durch den Druck feinkörnig geworden und gleicht dem Granulit (Eurit). Die Gesteinkunde bemerkt nebenbei, Gneis wird Granit, Syenit und

Diorit. Diorit ist ein Grünstein wie der Trapp. Der Trapp des Kinnekulle kann also aus dem Gneis entstanden sein oder gleichzeitig.

Da aber niemand von uns dabei war, als der Schöpfer die Erdrinde schuf, so sind alles nur Vermutungen und Pläne, der ganze Kram, den man für die Wahrheit (wie es sich wirklich verhält) ausgibt. Diese Vermutungen lösen einander ab und müssten niemals in den Schulen gepaukt werden, da sie nach einem Menschenalter von einer neuen Mutmassung verworfen werden. Also besser, alles auf einmal verwerfen und bekennen: wir wissen nichts, vermuten aber einen Teil. Und mit dieser Wissenschaft ist es wohl wie mit allen andern, dass sie von einer unbefugten Neugier nach verborgenen Dingen kommt, die wir nicht wissen können, nicht wissen dürfen. Das Leben hat andere Aufgaben, als auszuschnüffeln, was geheim sein soll oder sein muss, weil unser Verstand nicht dazu langt, es zu begreifen.



Zum Schluss widme ich Geologen und Altertumsforschern zwei Rätsel, um die sie sich streiten können. 1. Ist dies ein Schwert aus dem Bronzezeitalter oder ein Belemnitis canaliculatus? 2. Ist dies ein schonischer Bauernschmuck oder ein Hemicidaris crenularis?



Als die Botanik die Gartenkunst verliess, verfiel sie zu einer wertlosen Wissenschaft; fiel so tief, dass ein heutiger Pflanzenbiologe wahrscheinlich niemals okulieren oder pfropfen gesehen hat, also nichts vom Saftsteigen weiss. Aus einem Gartenbuch vom Beginn des 19. Jahrhunderts, das ein deutscher Pastor herausgegeben, will ich einige Erfahrungen mitteilen, die man wahrscheinlich auf den Botanischen Instituten nicht kennt und auch nicht erklären kann.

Um abgeschnittene Blumen mehrere Wochen lang aufzubewahren, muss man sie bis zur halben Höhe des Stengels in einem Keller in feuchten Sand legen und sie dann und wann begiessen. Will man die Blumen bis in den Winter hinein frisch erhalten, schneidet man sie ab, wenn sie gerade blühen wollen; man darf sie aber nicht mit der blossen Hand berühren, sondern muss sie mit Handschuhen anfassen. (So empfindlich sind die Pflanzen; und das kann nicht von der Fettigkeit oder Wärme der Hand kommen, sondern von etwas ganz anderm, das wir nicht kennen.) Darauf schliesst man sie in einer Blechdose ein; verlötet die und hängt sie in einen Brunnen. Wenn man die Dose im Winter öffnet, sind die Blumen frisch und haben noch ihren Duft. Oder man schneidet frische Blumenknospen mit drei Zoll langen Stengeln ab und beschmiert die Schnitte mit Wachs oder Lack; legt sie in Papier in einen Schrank. Will man später, dass die Knospen ausschlagen sollen, so nimmt man sie eines Abends (warum eines Abends?) hervor, schneidet die Schnittenden ab und stellt sie in Wasser, in das man Salz oder Salpeter (warum?)

getan hat: am nächsten Morgen sind sie ausgeschlagen. — Welkende Blumen werden wieder frisch in kochendheissem Wasser, das abkühlen muss. Alte welke Strauchpflanzen leben von kochendheissem Wasser auf einem Teller in acht bis zwölf Tagen wieder auf.

URZEUGUNG

Wer sich mit Photographie beschäftigt hat, weiss aus Erfahrung, dass in der Flasche des Oxalat-Entwicklers Schimmel (eher Algen) wächst, obwohl der Kork nicht heraus gewesen ist. In der Flasche ist Eisenvitriol, das ein tödliches Gift für Organismen ist; desgleichen oxalsaures Kali, das auch alles Leben zerstört. Woher denn das Wachstum? Von Sporen, sagt man noch immer, obwohl deren Keimkraft getötet ist.

Ingenhouz schloss Wasser in einer Flasche ein; im Licht erhielt er grüne, im Dunkel weisse Algen (oder Pilze). Er hatte wie Pasteur Flasche und Luft geglüht, das Wasser gekocht. Spallanzani wiederholte den Versuch und erhielt das entgegengesetzte Ergebnis. Nägeli hat eine theoretische Kompromisslösung versucht: die allerersten Organismen sind so klein, dass sie vom Mikroskop nicht erreicht werden; und die Protisten, die wir kennen, stammen weit her von den Unsichtbaren.

Während man darüber streitet, wächst noch immer Schimmel im Brot, das im Backofen halb verkohlt ist und dann unter einer Kuppel mit glühender Luft bewahrt wird. Und im Käse, der so gekocht worden, dass das Eiweiss geronnen ist, wächst Schimmel ebenso frisch. Wie die Natur zuwege geht, scheint sich auf den Laboratorien nicht offenbaren zu wollen.

Wer studieren will, wie die Botanik unter diesen unwissenden Faulpelzen, die heute Professoren sind, verfallen ist, muss Raspail: Nouveau système und De Candolle: Physiologie végétale lesen. Alles, was die Dekadenten entdeckt zu haben glaubten, war entweder schon entdeckt oder entlarvt. In andern Wissenschaften pflegt man, ehe man eine Untersuchung beginnt, Material zu sammeln und Literatur zu lesen. Ich glaube, es gibt heute keinen Botaniker, der weiss, dass Raspail Botaniker war! Und dabei hat Raspail, nach eigener (und fremder) Berechnung etwa 1200 grosse Oktavseiten geschrieben, mit einem Atlas von 60 herrlichen Bildern. Darin gibt er, scheint es, so viel man von Leben und Entwicklung der Pflanze erfahren kann.

Probleme, über die man sich jetzt wundert, hat Raspail gelöst. Er erregt gesunde Zweifel an die Macht des Mikroskops, die ja begrenzt ist: bei stärkster Vergrösserung sieht man nichts, oder Luftblasen, oder seine eigne Wimper. Bei Raspail erfährt man, dass die Erscheinung der Befruchtung nicht entschieden ist. Dass der Pollenschlauch (der spätestens 1837 bekannt war) auf keine andere Art operiert als durch Kontakt; und dass er nicht beständig zu finden ist. Die Befruchtung durch Insekten ist bei den Orchideen nicht notwendig; bei denen findet sie mittels Ausschwitzung durch die Gefässwände statt. Dass der Besuch der Insekten eine andere Aufgabe haben kann, als Blütenstaub zu übertragen, wird hier wahrscheinlich durch das Beispiel der Kaprifikation der Feige. Raspail liess selber auch Getreidearten verwildern und konnte sehen, wie die Ursaat aussah. Weizen wurde Spelt, Spelt wurde festuca, lolium, avena. Die ganze Ge-

nesis der Pflanze baut sich aus der Zelle auf (Zellen-Lehre) und dem Spiralgefäss.

Dieses Buch aber vermag ein moderner Dozent wahrscheinlich nicht zu lesen, denn es ist zu gründlich. Aber es ist wohl gut genug, bestohlen zu werden. Den Namen des Autors darf man ja nicht nennen; der gehört zu den verworfenen Ecksteinen, weil er keiner gelehrten Camorra angehörte. Die zitieren nämlich nur sich gegenseitig, und sie kennen einander in der Luft, über die ganze Erde.

Goethe spricht noch um 1820 von dem Bienenkönig. Jetzt sagt man die Weisel oder Königin, wahrscheinlich aus Artigkeit gegen „das Geschlecht". Es liegt in der heutigen Lehre von der Biene etwas Unsinniges, das man zweckwidrig nennt; aber die geschaffene Natur ist ein Wunder von Zweckmässigkeit. Die Königin soll eine Messalina sein, die tausend Freier in weniger als einer Stunde empfängt. Das ist unsinnig! Die Arbeiter, die geschlechtslos sein sollen, besitzen doch Eierstöcke und können Eier legen. Das ist sonderbar, da sie geschlechtslos sein sollen. Niemand hat die Hochzeit oben in der Luft gesehen! Es sind also nur Vermutungen.

Die Arbeiter besitzen Stacheln, die Ameisensäure absondern. Die soll eine Waffe zur Verteidigung sein, wird jedoch der Tod des Kriegers. Das ist verrückt, denn die Waffe wird meistens der Tod des Angefallenen. Das immer fertige „Gift" Ameisensäure muss ja dann und wann abgesondert oder auch aufgesaugt werden. Nun lehren uns die „Bücher", der Honig in der Wabe sei immer mit Ameisensäure versehen. Wäre es da nicht vernünftiger, anzunehmen, der Stachel ist ein Absonderungsgefäss für die Ameisensäure, die verhindert, dass der Honig gärt. Oder dass der Stachel ein Rohr zum Eierlegen ist? Und wird der Gedanke nicht aus Analogie auf eine Haremsgemeinschaft geführt? Aber die Vermutungen scheitern an Widersprüchen. Des Königs receptaculum seminis könnte eine prostata sein. Aber es ist am besten, mit den Vermutungen aufzuhören, denn es entstehen neue Widersprüche.

Virgil, der ein gewaltiger Landwirt war, hat in der Georgica eine Schilderung vom Bienenstaat ge-

geben, die richtiger sein kann als unsere moderne. Die Weisel sind Könige, die oben in der Luft kämpfen.

Ja es gefiel auch jene bewunderte Sitte den Bienen,
Dass sie keiner Begattung sich freun, noch die Stärke des Leibes
Träg auflösen in Lust, noch mütterlich Junge gebären.

(Was tun sie denn? Hier stockt natürlich der Wissenschaftler.)

Sondern selbst mit dem Mund auf Laub und lieblichen Kräutern
Sammeln sie Brut . . .

(Das ist etwas anderes und scheint ein grosses Geheimnis zu verraten, wenn die Insekten die Blumen besuchen, die sie vielleicht befruchten!?)

Mancher, von solchem Beweise geführt und solcherlei Proben
Lehrete, dass in den Bienen ein Teil des göttlichen Geistes
Wohn' und ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch
Alle Lande sowohl als Räume des Meers und Tiefen des Himmels . . .

(Das ist ein göttlicher Pantheismus von andrer Art als der Spinozas und Hegels!)

Und wie empfindlich sind diese kleinen fliegenden Blüten mit den goldenen Haaren! Sie vertragen nicht die Eibe in der Nähe des Korbes. (Such die Ursache!) Die Schalen des Krebses dürfen auf dem Herd des Bienenwirts nicht verbrannt werden, denn dann gedeihen die Bienen nicht. Das ist wohl eine Beobachtung und hat eine Ursache; wie ja auch das unreine Tier, der Krebs, von den Kindern Israels nicht gegessen werden durfte. Der Bienenstock darf nicht bei einem Sumpf stehen, denn der Schlamm verbreitet seinen Dunst. Und so weiter.

Plinius der Jüngere ist beinahe der gleichen Ansicht wie Virgil; auch er hat die Hochzeit nicht gesehen. Auch nicht der Römer, der die Bienen in durchsichtigem Hornkorb studierte, hat sie gesehen! Réaumur soll der erste sein, der die Handlung gesehen, aber unten auf der Erde, wo sie nie geschieht! Vielleicht haben die Tiere ein Recht, ihre Geheimnisse zu behalten?

Die Laute der Vögel scheinen nicht beständig zu sein, sondern sind vielleicht abhängig von dem Land, in dem die Vögel wohnen. Als ich zum erstenmal den Pirol (oriolus galbula) hörte, es war im Boulogner Wäldchen, fasste ich nur flyo-flio auf. Und als ich dann am Boulogner Wäldchen den Vogel einen ganzen Sommer in der Nähe hatte, wurde es nie anders als flyo-flio; ähnlich dem bekannten Signal des Malerjungen hinter einem Baum. Aber unten an der Donau klangen die Laute anders: gidleo, gitadidlio, gidilio, gidliagidlio, gidleah. Das war, als sage man die Stammformen eines griechischer Verbums. Der Norddeutsche nennt Oriolus Pirol, „nach seinem Laut". Alwin Voigt (Vogelstimmen) hat aber auch gidleo gehört; und daneben den Kampfesruf gwäh-wäh kräeck, schrä-äk. Er fügt hinzu, dass in gidleo (nach Naumann) der höchste Ton durch eine Quart auf eine Sext sinkt. Dann habe ich einen Dänen, der den Lockton hörte: giäk, jäk, jäk-kräk, schräk; und dann den Angstruf: chrrqverrr. Der Gesang des Männchens gleicht meinem griechischen Verb. Aber des dänischen Paarungsruf war: hio-byhlo; das dürfte das flyo-flio meines Franzosen sein. Die Römer nannten ihn unter anderm vireo, vielleicht nach dem Laut. In England ist der Vogel selten, und die Ornithologen finden seinen Schrei unangenehm, obwohl er schöne Flötentöne besitzt.

Nun ist die Frage, ob die verschiedenen Aufzeichnungen subjektiv sind, also davon abhängig, wie jeder hört. In des Staren misslungenem Versuch zu singen, hat man ja alles Mögliche gehört (Brehm): Nachahmung des Pirols, Rabens, Uhus, Huhns, der Lerche, Wetterfahne, Mühle usw.

Der Gesang der Nachtigall, der in Dänemark dem des Laubsängers oder Rotschwänzchens gleicht, aber von einer Amsel vorgetragen; der in Schonen unendlich einfach ist, nur einige Schläge, soll jedoch in den slavischen Ländern, Böhmen, Polen, Russland, sehr kunstvoll sein. Naumann hat 15 Strophen in Buchstaben wiedergegeben; und eigentümlich ist, dass diese an slavische Sprachen erinnern. Zum Beispiel: 1. ih, ih, ih, ih, wotiwatiwi. 2. diwati quoi, quoi, quoi . . . 4. ihih tita girritz . . . 6. twoi woi woi woi. 7. ly, ly, ly ly, dahidowitz. Die 11. schliesst mit zirhading und die 15. wieder mit dahidowitz. Voigt bemerkt auch, dass die Nachtigallen um Leipzig anders singen; sie tragen mit einem kurzen Vorschlag diese Strophe vor: zezezezäzäzäzazazi.

Kann der Star nun wirklich die zahmen Hühner des Hauses und die Wetterfahne nachahmen, so könnte man sich ja denken, dass die Nachtigall, welche die Nähe des Menschen liebt, auch einen Eindruck von der Sprache des Landes annimmt. Warum nicht? Nilsson zitiert in seiner Fauna aus Bechsteins Aufzeichnung nach der Nachtigall von Thüringen und findet sie identisch mit unserer nördlichen: Tjuu tjuu tjuu tjuu, spe tiu zqua. Tjō tjō tjō tjō tjō tjō tjō tix: qutio qutio qutio qutio, zquō zquō zquō zquō, tzy tzy tzy tzy tzy tzy tzy tzy tzy tzi, quorror tiu zqua pipiquisi.

Nun ist zu bemerken, dass die angeführten Strophen nur ein Auszug aus den 24 sind, aber sie gleichen jedenfalls nicht Naumanns. Aristophanes gibt in den Vögeln den Gesang der griechischen Nachtigall mit diesen Wortbildungen wieder: Epopopopopopopopopopoi. Ió ió itó itó itó itó, triotó triotó totobrix, deuro deuro deuro deuro. Torotorotorotorolililix torotix torotix popopopopopopu, titititititititina. Und so weiter.

Kolthoff, der von den heute lebenden Jägern am meisten über unsere Vögel zu wissen scheint, gesteht doch willig ein, dass er „vom Zug recht wenig weiss"; er nennt ihn „geheimnisvoll". Der Finländer Palmén hatte einen geraden Weg vom Weissen Meer südwestlich zum Atlantischen Ozean gefunden; aber Gätke, der auf Helgoland sass und beobachtete, verwarf diese Ansicht. Ich habe auch auf Helgoland gesessen zur Zeit des Frühlingszuges, sah hunderte, aber nicht mehr, und dann waren sie fort.

Gätke war der „Ansicht" (aber er sah es nicht), das Blaukehlchen fliege in der Nacht von Ägypten nach Helgoland. Doch das ist unmöglich, da ein schlechter Flieger nicht gleich ein ausgezeichneter Flieger werden kann. Das Blaukehlchen ist nämlich ein schlechter Flieger, aber ein ausgezeichneter Läufer (Brehm), aber über das Mittelmeer und den Öresund läuft es nicht. Kolthoff meint, der Zug des Blaukehlchens „liege im Dunkel".

Der gleiche Autor, der doch sonst Bescheid weiss, findet den Zug des Steinschmätzers geheimnisvoll; am meisten vielleicht, weil niemand den Steinschmätzer hat fliegen sehen; denn mit den Flügeln sich von Stein zu Stein bewegen, ist ja nicht fliegen im besten Sinn.

Noch geheimnisvoller auf seinen Reisen ist der kleine Kerl, den man wohl aus Scherz Königsvogel nennt. Nach dem Meer zieht er wie die meisten Zugvögel. Kolthoff hat ihn an unsern südlichen Küsten gesehen; dort kommen Königsvögel in Massen um. 1869 sah Kolthoff auf der Südspitze von Öland t a u s e n d e tote Königsvögel, die auf den Strand geworfen waren. „Die Königsvögel, die im Frühjahr wieder kommen, scheinen sehr gering an

Zahl zu sein; und es ist wahrscheinlich, dass die meisten, die aus unserm Land fortziehen, nie wieder kommen."

Brehm gesteht ein, wie schwer es ist zu erfahren, wo und wie die Vögel sterben. Sie müssten nämlich in unerhörten Mengen vorkommen, da sie sich so ungeheuer vermehren; auch besitzen sie so wenig Feinde, besonders die grossen Flieger, wie die Schwalbe, die kein Raubvogel fangen kann. Die Südspitze von Öland ist vielleicht ein Todesfelsen, wo sich die Vögel sammeln, um beim Fliehen des Sommers ihrem Leben ein Ende zu machen.

Die Fliegenschnepper, die schnell fliegen, aber nicht weit, sammeln sich auch in grosser Anzahl auf der Südspitze von Öland. In der ersten Nacht, in der ein geeigneter Wind eintrifft (Vermutung), verschwinden sie alle. Kolthoff aber hat sie nie verschwinden sehen. Ob sie wirklich die Nacht benutzen, um übers Meer zu fliegen, „ist eine Frage, die noch zu lösen ist". Ob aber diese Fliegenschnepper nur Öland angehören, ist auch eine Frage; und warum sie nicht den Weg über Kalmar und den Öresund suchen, ist eine neue Frage. Kolthoff hat indessen gesehen, wie sich der graue Fliegenschnepper, auf der Südspitze von Öland, in einer Spirale in die Höhe schwang; was diesem Vogel gar nicht ähnlich ist.

Auf derselben Spitze trifft man auch die Blaumeise, die sich wirklich übers Meer aufmacht, unbekannten Schicksalen entgegen. Auch der Zaunkönig streicht an den Steinmauern entlang nach der Südspitze, um das Meeresufer zu erreichen. „Dass er seinen Flug übers Meer fortsetzt, ist sicher, da man nie sieht, dass er wieder ins Land zurückkehrt." Der Zug der Sperlinge ist noch „dunkel" und „geheimnisvoll", meint K. Spechte hat Kolthoff vom

Meer nach der Südspitze kommen sehen, aber von Osten; sie waren so ermattet, dass man sie mit den Händen greifen konnte. Kolthoff vermutet, sie haben den Zug anzutreten versucht, sind aber umgekehrt. Der Zug des Wendehalses ist dunkel. Die Nachtschwalbe ist auf dem südlichen Ufer von Öland zu sehen und verschwindet dann. Die Horneule ebenfalls; die aber hat sich, wie Kolthoff gesehen, übers Meer begeben. Die Watvögel haben eine besondere Neigung für die Südspitze von Öland, aber sie sind schnelle Flieger.

Ich kann mit dem Zug der Vögel im allgemeinen schliessen, indem ich Kolthoffs Worte über das Rohrhuhn zitiere: „Der Zug ist geheimnisvoll und seine Geheimnisse sind noch lange nicht enthüllt!"

„Die geheimnisvollen Wasserwege" waren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Gegenstand der Forschungen der Anatomen. Man meinte nämlich, dass die Nieren nur verbrauchte Bestandteile aus den Blutgefässen absondern; dass die überflüssigen Getränke nicht die 20 Kilometer langen Röhrchen der Niere passieren können. Wie aber überflüssige Getränke in die Blase kommen können, ohne durch die Harnleiter zu gehen, blieb eine offene Frage. Einige meinten, der ganze Körper sei ein Schwamm und die Blasenwand sei ein Dialysator. Diese Richtung hiess die der Filtration. Andere meinten, da die äussere Haut der Blasenwand aus dem Peritoneum (Bauchfell) gebildet ist, könnte dieses Flüssigkeiten in die ausgespannte Blase dialysieren; und das erscheint vernünftig. Der unmässige Trinker (der deutsche Bierfreund) könnte also an dauernder „Bauchwassersucht" in der Blase leiden, da ja das Bauchfell bei Bauchwassersucht unglaubliche Wassermengen in der Bauchhöhle absondern kann. Eine dritte Vermutung wäre, dass die Arterien, Venen oder Lymphgefässe der Blasenwand überflüssiges Wasser abseihen.

Aber die allgemeine Filtration scheint die meisten Gründe für sich zu haben, denn bei grossem Kummer „weint der ganze Körper inwendig" und der Wasserabgang vermehrt sich ausserordentlich. Jetzt glaubt man nicht mehr, dass die Nieren den Harnstoff ausarbeiten; der wird vielmehr aus der Leber hergeleitet.

Die Primitivniere soll eine Schweissdrüse sein, die aber dem Geschlechtsorgan nahe steht; in der chinesischen Medizin werden die Nieren zu den Geschlechtsorganen gerechnet. Von den Nebennieren

weiss man nicht viel. Wenn man sie exstirpiert so stirbt der Betreffende an Vergiftung, die der durch Strychnin gleicht. Die Organe sollen darum Antitoxine bilden, gegen die Gifte wirken, welche die Nieren passieren. Die Addisonsche Krankheit, die auf das Fortnehmen der Nebennieren folgt, macht bekanntlich die Haut schwarz und ist von nervösen Symptomen begleitet, wie bei der Strychninvergiftung. Aber die Cholera (die übrigens einer Arsenikvergiftung gleicht) ist von einem Starrkrampf begleitet, der an den des Strychnins erinnert.

Den Nebennieren hat man in neuerer Zeit so viele Funktionen zugewiesen, dass man ihnen alles zutrauen kann. Man hat sie mit der Geschlechtssphäre und dem Grossgehirn in Verbindung gebracht. (Siehe Kaufmann, Pathologische Anatomie.)

Die Verrichtungen der Lymphgefässe sind wohl auch nicht erklärt. Was am meisten gegen die Annahme spricht, dass sie den Chylus dem Blutumlauf zuführen, ist das geringe Kaliber des Brustgangs. Der soll nach französischen Lehrbüchern nur 2 Millimeter stark sein. Das ist allzuwenig für einen Sammler, denn der Strom ist immer breiter als der Fluss, und der Fluss breiter als der Bach. Selbst Olof Rudbeck, der mit Bartholini die Lymphgefässe entdeckte, konnte nicht glauben, dass die Röhrchen dem Blut neue Nahrung von den Därmen zuführen. Er glaubte, die Lymphgefässe führen zum Blutumlauf das verdorbene Material zurück und verhindern, dass sich Wasser in den Höhlungen ansammelt.

Der Umlauf ist nicht klar, und wird es wohl auch nicht eher, als bis man einen strengeren Unterschied zwischen Lymph- und Milchgefässen macht; sowie untersucht, ob die Lymphganglien das Lymphherz mit Systole und Diastole sind, wie es bei den Froschlurchen der Fall ist. Auf unserer medi-

zinischen Hochschule wird noch heute gelehrt, dass die Milchgefässe in der Darmzotte keine Kohlehydrate (Stärke und Zucker), kein Eiweiss und nur teilweise Fette aufnehmen. Die Aufsaugung muss also unmittelbar durch die Blutgefässe geschehen. Damit fällt ja die Aufgabe der Milchgefässe als Aufsammler der Nahrungsflüssigkeit, und daraus folgt, dass der ganze Blutumlauf nachgeprüft werden muss. Und daraus folgt wieder, dass die Funktionen des Herzens zweifelhaft sind. Davon hat man auch schon in Büchern gemunkelt; ebenso wie auch Argwohn aufgetaucht ist, dass der Unterschied zwischen Arterienblut und Venenblut nicht so bestimmt ist.

Auch im Mechanismus der Lunge und des Atmens finden sich Haken. Um sich mit der angegebenen Menge Luft füllen zu können, müssen ja die Lungen blutleer sein. Und bei schnellem Atem (Wettlauf) kann die Lunge ihr Blut nicht so schnell leeren, dass Platz für die Luft da ist. Das Atmungskonto ist auch unrichtig berechnet; man nimmt allerdings ausgeatmete Kohlensäure auf, Wasser und Ammoniak; aber den grössten Posten, 79% Stickstoff, unterschlägt man.

Die Milz ist noch ein Rätsel wie vor 40 Jahren, als ich Medizin studierte, um Arzt zu werden. Damals stellte die Milz die weissen Blutkörperchen her und spielte die Hauptrolle bei Bleichsucht und kaltem Fieber. Dann hat man sie ihrem Schicksal überlassen, während die Lymphganglien den Auftrag erhielten, Blutkörperchen zu schaffen (nach französischen Autoritäten). Schliesslich ist die Milz eine Gehilfin der Bauchspeicheldrüse geworden, obwohl sie keinen Abführungsgang hat. Das Letzte (Kaufmann 1907) ist ein Name, den man der Unbekannten gegeben hat: Lymphblutdrüse. Gleichzeitig hat sie ein neues Amt erhalten: Bildung der Harnsäure (Hammarsten).

Die weissen Blutkörperchen sind sonderbare Körperchen, denn sie gehen jetzt durch die Gefässwände, hinaus und hinein durch geschlossene Türen, und finden sich wie der Dieb in der Nacht überall ein.

In meiner Jugend wusste man, wo die roten Blutkörperchen bereitet wurden; jetzt aber weiss man es nicht mehr. Früher war es so einfach: die Lymphe wurde vom Brustgang in die linke Schlüsselbeinvene geleert, kam in die Lunge und wurde auf einmal rotes Blut. Jetzt begnügt man sich mit Mutmassungen. Die arme Milz hat wieder ein neues Amt bekommen: sie stellt die roten Blutkörperchen her. Aber eine andere „Schule", die nicht die schlaueste ist, hat (es ist unglaublich aber wahr!) auf das Mark geraten, das sich in hohlen Knochen findet (Rückgrat und Schädel natürlich ausgenommen). Aber das Mark in den Knochen kann ja keine andere Aufgabe besitzen, als zur Ernährung und Erneuerung der Knochen zu dienen.

Dann kommt die Schilddrüse, deren Funktion unbekannt ist; die man aber nicht entbehren kann, „ohne Kretin zu werden". Die soll regelmässig Jod enthalten (Baumann-Hammarsten); müsste also bei Skrofeln und Lues in Anspruch genommen werden.

Die Thymusdrüse, noch immer so geheimnisvoll wie je, enthält eine ganze Hausapotheke; doch sind Jodotyrin und Arsenik die stärksten Präparate.

Soll ich es wagen, vom Gehirn zu sprechen, dem siebenten Himmel der Materialisten, in dem ihr höchstes Wesen wohnt, sich offenbarend durch Knöpfe und Saiten wie in einer Telephonstation? Das Grossgehirn ist ein Brei, der in einer Haut eingeschlossen ist. Wenn Mangel an Wasser ist, schrumpft diese zusammen und zeigt wie alles Eingeschrumpfte Windungen und Furchen. Wer auf einem Gespensteressen eine Blätterteigpastete hat essen oder wenigstens

analysieren müssen, hat wohl unter Hahnenkämmen und anderm Abfall diesen grauen Brei konstatieren können, der von allen Eingeweiden am wenigsten intelligent aussieht. Die Gehirne, die man in Büchern abgebildet findet, sind nach Gehirnen aufgenommen, die in Bichromat verhärtet sind und wenig den wirklichen gleichen.

Mit diesem Brei stellen die Äfflinge sogenannte Gedanken her, falsche Schlussfolgerungen, Diebsverträge, Börsenspekulationen und philosophische Systeme. Darum ist ihre Wissenschaft etwas breiig geworden und kann jeden Augenblick in den Mülleimer geworfen werden. Der Student der Medizin, der wissen will, wie unintelligent das Grossgehirn ist, mag lesen: F. A. Longet, Anatomie et Physiologie du Système nerveux. Das sind allerdings eintausendsechshundert Oktavseiten, und kein Examinande hat Zeit, die zu lesen, denn er kriegt kein Zeugnis darauf. Wenn er sich aber um seiner selbst willen über den Verfall, den die medizinische Wissenschaft seit 1842 durchgemacht hat, unterrichten will, so kann er es hier tun.

Nur zwei Worte im voraus! Der Äffling „beweist“ die intelligente Tätigkeit des Gehirns, indem er es stückweise fortnimmt und zeigt, wie man nach und nach Idiot wird. Gut! Aber man sollte ja Kretin werden, wenn man die Schilddrüse fortnimmt, die nicht zu den intelligenten Drüsen gerechnet wird.

Und die Nerven! Ich habe früher gezeigt, dass die Siebröhren der Pflanzen und die Nerven der Tiere identisch sind. Ich kehre das Problem jetzt um und sage: entweder besitzen die Pflanzen vollkommene Nerven oder der Tiere nerfs à myeline sind Siebröhren, die Eiweiss führen. Berzelius fand (in seiner Tierchemie), dass die Elemente des sympathischen Nervensystems stark an die Lymphgefässe

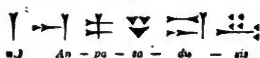
(„die Saugadern") erinnern, besonders in den Ganglienknoten. Es dürfte sich wohl lohnen zu untersuchen, ob das sympathische Nervensystem „Strom" führt. Das heisst: Organ für Innervation ist, oder ob es Nahrungsflüssigkeiten führt

Genug: man weiss nicht viel von den Funktionen und Organen des Körpers. Wer wissen will, wie wenig man eigentlich weiss, von Körper, Krankheiten und Heilmitteln, lese das eine Meisterwerk des Berzelius: Tierchemie. Berzelius war nämlich Arzt, Chemiker, Pharmazeut, Botaniker auf einmal, aber er war auch noch etwas anderes . . . Sein zweites Meisterwerk heisst Pflanzenchemie. Ich bin bereit, für diese beiden Behauptungen einzustehen: seit Berzelius und seinen Schülern ist kaum ein vernünftiges Wort in der Medizin gesagt worden, sondern meist Geschwätz, das aber mit Anmassung!

DIE MESOPOTAMISCHE SPRACHE

Als wir 1875 von Professor Tegnér (Forschung unserer Zeit) die erste Erklärung der Keilschriften erhielten, lernten wir sofort, dass das Zeichen 𒁹 allen Männernamen voraus ging, das Zeichen 𒊩 allen Frauennamen, das Zeichen 𒆳 allen Ländernamen; aber die Namen der Götter wurden mit 𒀭 bezeichnet. Da hatte man ja Anhalte in den Determinativen. Ich nahm sofort eine assyrische Grammatik vor, wurde aber von den Schwierigkeiten abgeschreckt, obwohl ich zur selben Zeit die chinesische Sprache so ziemlich bewältigt hatte; mit ihren Determinativen und phonetischen Zeichen. Im Chinesischen gab es eine Konstante: die 214 Schlüssel waren bald gelernt; und die etwa 500 phonetischen Zeichen boten wenigstens Anhalte. Mit dem Assyrischen aber war es etwas anderes. Da fehlte immer der feste Boden unter den Füssen: alles war willkürlich, unvernünftig, launenhaft. Sogar Tegnér selbst fragt sich, wie ein praktisches Volk eine so „vernunftwidrige" Sprache ausbilden konnte, die entstanden zu sein scheint, um die Gedanken zu verbergen. „Ein Königsname, der mehrere Male in der Geschichte Assyriens wiederkommt und wahrscheinlich Binnirar ausgesprochen wird, ist von verschiedenen Autoren abwechselnd so gelesen: Ivalusch, Vullusch, Hulikhkhus, Binlikhkhis, Vulnirar." Das war nicht ermunternd für den Anfänger. So besass in dem Wort akhamanisu das Zeichen 𒎙 den Laut m a n, lautet gleich darauf aber wie n i s. Das Zeichen 𒌓 konnte die Werte ut tain, par, lakh besitzen. Das war ja Unsinn.

Dass eine erlaubte Neugier die Gelehrten antreiben würde, im Orient Licht über historische Lieblinge des Abendlandes zu suchen, war ja klar. Man suchte auch zuerst die alten Bekannten: Nebukadnezar und Sanherib; und siehe, man fand sie sofort, wenn man nur suchte. Der sonst unsympathische Nebukadnezar wurde Nummer eins. Aber der Mann war so geheimnisvoll, dass er seinen Namen auf unbegreifliche Art buchstabierte; falls man nicht annehmen muss, dass er sich beim Schreiben des Namens in der Verfassung befand, dass er auf allen Vieren ging und Gras frass. 1875 wurde sein Name (bei Tegnér) so geschrieben:



Mit unserer neuerworbenen Kenntnis in den Keilen sahen wir sofort, dass der Name einen Mann bedeutet; aus dem ersten Zeichen 𒁹, das sonst das Zahlwort eins ist und dann istên heisst; sonst aber nach Belieben d/tis, tis, das, gi, ana ausgesprochen werden kann. Das zweite Zeichen 𒀭 bedeutet, wie wir eben gelernt hatten, Gott mit dem Wert ilu. Nun war der arme Nebukadnezar ja kein Gott; darum wird das Zeichen Gott ein leerer Laut und ganz einfach an ausgesprochen, in diesem Fall. In andern Fällen kann es in Zusammensetzungen vorkommen und bedeuten: Mondgott, Assyrier, Getreidesorte, Brot, auf, sogar Blei. Nun aber sollte Nebukadnezar daraus werden und nichts anderes. Beim ersten Lesen wird das Wort Anpasadusis; und man glaubt, der Kaiser habe seinen eigenen Namen gefälscht. Das hat er aber nicht, trotzdem er bekanntlich recht vorurteilsfrei war.

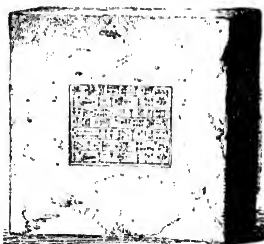
Wie Anpasadusis 1875 Nebukadnezar wurde, das kann ich nicht erklären; aber der Autor (Forschung unserer Zeit) findet es ebenso einfach, dass Babylon Dintirki buchstabiert wird. Der Namenszug eines Menschen pflegt ja einen gewissen Schutz zu geniessen, auch bei Völkern, die nichts heilig halten. Aber Nebukadnezar buchstabiert seinen Namen auf mehrere Arten, sofern er nicht Pseudonyme benutzt. Wenn wir zuerst seinen Namen von 1875 umschreiben, so wird es:



Das kann Anpasadusis ausgesprochen werden, soll hier aber Nebo-kudurri-uçur oder Nebukadnezar ausgesprochen werden. Und das Wort bedeutet: „Nebo beschütze mein Land.“ Hier haben wir bereits drei Zeichen erobert: Mann, Gott, und Land. Aber wird Nebo ausgesprochen. Das war die Lehre von 1875. Ebenso sollte Gott eine jüngere Form des Zeichens sein, das früher ein achtstrahliger Stern gewesen. 1882 sahen wir Nebukadnezars Siegel (aus dem Berliner Museum). Nun schreibt er sich nicht mit sondern mit dem achtstrahligen Stern, obwohl er in der neueren Zeit lebte: 600 vor Christus. Der ganze Namenszug scheint gefälscht zu sein wie das Porträt; das soll auch, wie ein Autor sagt, ein griechisches Profil besitzen.



Aber im Namenszug von 1875 (Tegnér) ist der zweite Bucnstabe (Silbe oder Wort) so geschrieben: [Keilschriftzeichen] = pa. 1882 (Hjärne in Wallis) ist er so geschrieben: [Keilschriftzeichen]. Das ist wenigstens kein Synonym. Aber auf dem bekannten Ziegel Nebukadnezars (Tegnér Seite 91) wird der Name wieder auf eine ganz unbeschreiblich neue Art buchstabiert. Und schliesslich veröffentlichte 1885 O'Conor: A Cylinder of Nebuchadnezzar. In diesem Namen findet sich nicht ein einziges Zeichen von 1875 und 1882 wieder, bis auf [Keilschriftzeichen].



Hierzu kommen Nebenumstände, die die Hauptsache sein können: dass Nebukadnezars Tontafel, nach dem Original bei A. Jeremias in Leipzig, in Hilprechts Ausgrabungen, beinahe unlesbar ist; O'Conors Cylinder ist gar nicht zu lesen. Wenn der letzte im Original ebenso undeutlich ist wie in dem schönen Facsimile, so ist dies allerdings keine Keilschrift. Es sind Krähenfüsse oder „Vogeltritte“. Alle ehrlichen Assyriologen haben sich über die oft mikroskopische Natur der Keile gewundert. „Sie

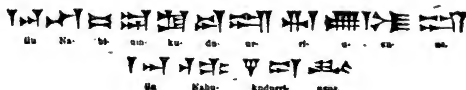
müssen mit einem Vergrösserungsglas gelesen werden." Da fragt man, ob der assyrische Schreiber oder Hauer Lupe oder Mikroskop benutzt hat, denn sonst ist die Sache unerklärlich. Alle ehrlichen Assyriologen scheinen manchmal Krähenfüsse gesehen zu haben; schliesslich aber haben sie sich vor der Autorität gebeugt. (F. Hommel in Onckens Geschichte; C. de Faye, Bible et Monuments.)

Wer lernen will, nicht die mesopotamische Sprache, denn die kann nicht gelernt werden, sondern wie unbegreiflich der menschliche Verstand bei den herrschsüchtigen, ehrgeizigen Gelehrten vorgehen kann, der muss Fr. Delitzsch' Assyrische Grammatik lesen. Muss erst aber seine Seele in die Hand Gottes des Allmächtigen befehlen. Kann er wirklich etwas von diesem Unsinn im Gedächtnis behalten, so muss er nicht glauben, dass er es verstanden hat: die Meisten glauben ja zu verstehen, an was sie sich bloss erinnern. Wird er aber von seinem Rechtsgefühl gezwungen, das Buch an die Wand zu werfen, so kann er zum Trost Paulus' Briefe an die Korinther lesen: „Die Weisheit dieser Welt ist Torheit vor Gott, denn es steht geschrieben: Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen."

Indessen verursachte der Name Nebukadnezar (oder Anpasadusis) eine gewisse Unannehmlichkeit im bürgerlichen Leben. So pflegte Skriben seine Kopie oder sein Original mit diesem zweideutigen Gruss an den Leser zu schliessen: Gott Nebo beschütze dich! Wenn nun Nabukudurriucur bedeutet: Nebo beschütze mein Land so konnte ja leicht ein Anfänger Nebukadnezar anstatt Nebo beschütze lesen; da sich beide Zeichen in der Hauptsache gleichen. Das sei nur nebenbei bemerkt, um den Anfänger beim Lesen der Texte zu warnen. Mich plagt nämlich der Argwohn, dass sich O'Conor auch

von Skribens Gruss hat zum Narren halten lassen; ganz abgesehen von den Krähenfüssen des Zylinders.

Nachschrift: Während ich Korrektur lese, fällt ein neuer Anpasadusis über mich her. Ich beeile mich, die Entdeckung mitzuteilen, verspreche aber zugleich, keinen Nebukadnezar mehr aufzunehmen; sonst kommt man nie zu Ende.



DIE SÜNDFLUT-ERZÄHLUNG

Bekanntlich lebte Berosus, ein chaldäischer Priester, zu Babel um die Zeit Alexanders des Grossen (300 vor Christus), der nach assyrischen Quellen drei Bücher Geschichte in griechischer Sprache verfasste. Diese gingen verloren, werden aber zitiert von Josephus, Eusebius, Alexander Polyhistor und andern. In diesen Büchern des Berosus liest man auch die Geschichte von der Sündflut. Im ganzen und grossen stimmte sie mit dem Bericht der Bibel überein. Die Flut fand statt unter dem zehnten König von Babylon, wie unter dem zehnten Patriarchen Noah.

Das wusste die gelehrte Welt bis 1872, als George Smith dieselbe Geschichte in den Ruinen von Ninive fand. Smith war Steinschneider gewesen und hatte als solcher für Rawlinson gearbeitet; besass darum ein geübtes Auge und eine sichere Hand; von einem edlen Ehrgeiz angetrieben, die Sündflut zu entdecken, fand er im britischen Museum 80 Textfragmente, die zu einem mythologischen Werk gehörten; ein Teil davon war doppelt vorhanden. Mitten im Werk stand die Sündflut. Da der Mann ein ganz ungewöhnliches Glück hatte, war dieses Fragment am besten von allen erhalten.

Dieses köstliche Aktenstück von assyrischer Dichtkunst und ninivitischer Schönschreibung können wir hier mitteilen, nicht nur zur Forschung für die Assyriologen, sondern auch für den Anfänger; der kann sofort sehen, wie sich die mesopotamische Sprache in Tonschrift ausnimmt. Ich für meinen Teil kann keine Spur von Keilschrift sehen, weder accadische, archaistische, medische, lineare, altpersische oder skythische, Das Faksimile ist ebenso gross wie das nebenstehende Original.

Der bessere Teil der Menschheit freute sich über George Smiths Entdeckung, die von neuem die Glaubwürdigkeit unseres heiligen Buches bestätigte. Und da Smith seine Tontafeln nicht früher als 600



vor Christus ansetzen konnte, stieg das Ansehen unserer Bibel um 900 Jahre. Das aber schmeckte den Feinden nicht; vielmehr man „nahm an" (so heisst es wirklich!), dass Smiths Texte Kopien eines

viel älteren Originals sind. Diese Annahme hat sich nicht bestätigt; ist aber in eine Behauptung verwandelt worden.

Wer George Smiths Krähenfüsse in grösserem Format als hier sehen will, muss Onckens Geschichte Assyriens und Babyloniens (F. Hommel) Seite 696 aufschlagen. Diese Krähenfüsse, von denen sich eine ganze Reihe findet, müssten Gegenstand einer vergleichenden Untersuchung werden, und zwar müsste eine Kommission diese anstellen.

Alle Völker der Erde haben ja Traditionen von einer Flut, welche die Erde wegen der Bosheit der Menschen zerstörte. Kepler setzte die Schöpfung der Welt auf das Jahr 3984, da die Flut sich 2328 Jahre vor Christus ereignet haben soll. Das einzige Volk, das noch geschriebene Annalen besitzt, die von jetzt Lebenden gelesen werden können, sind die Chinesen; nämlich von 2637 vor Christus. Weder jetzt lebende Babylonier noch Ägypter können ihre Ursprache lesen: das ist der Unterschied. In chinesischen Annalen liest man: unter dem Kaiser Chao Hao 2597 vor Christus verfiel die Religion. Das heisst: die Gottlosigkeit überschritt die Grenzen. Vor dem Jahr 2357 kam die grosse Flut; deren Schäden wurden vom Kaiser Yao 2356 wieder gut gemacht. Das stimmt am ehesten mit Keplers 2328, da beide Zahlen summarisch 2300 ergeben. Wer mehr wissen will, mag forschen, wenn er es tun zu müssen glaubt!

Hammurabi hiess 1875 Khammurabi und lebte 1500 vor Christus (nach Tegnér), gleichzeitig mit Moses. 1882 hiess er wirklich Hammurabi und lebte jetzt um 1700. War nicht weiter merkwürdig, sondern grub Kanäle und baute Türme, so hoch wie Berge. 1885 nannte Sayce (Oxford) ihn noch Khammuragas aus einer Cassitischen Dynastie „Called Arabian by Berosus“; mit ihm beginnt die semitische Herrschaft; Khammuragas nahm einen semitischen Namen an und „nach ihm gibt es eine semitische Inschrift im Louvre“.

Aber im selben Jahr war doch Hommel (in Oncken) über Chammuragasch im reinen und setzt ihn auf 1923—1868 vor Christus; also in Abrahams Zeit; und zwar im Gegensatz zu den Gelehrten, die ihm 2291—2236 zu Regierungsjahren gaben. Hommel weiss viel von Chammuragas: wie er Verträge schrieb, Kanäle und Türme baute; aber von Gesetzen weiss er wenig. Erst 1903 wurde die Welt mit dem ältesten Gesetzbuch beglückt, das den Wert vom Gesetz Mose verringern sollte.

Einmal gibt es nichts Gemeinsames zwischen dem Gesetz Mose oder dem Deuteronomion und diesem Gesetzbuch. Hammurabis Gesetz beginnt mit Gottesurteilen oder Wasserproben von Zauberern; das war im Gesetz Mose verboten; da wurden Hexen ganz einfach getötet, indem man sie steinigte. Wenn ein Eheweib in Kriegszeit nicht nach ihrem Haus sieht, oder in ein fremdes geht, soll man sie in die See stossen. Assyrische Strafen, die das Gesetz Mose nicht kennt, sind: Hände abhauen; Zähne ausschlagen; pfählen; in die See stossen; Ohren abschneiden. Wenn ein Arzt bei einer Operation einen Menschen tötet, soll man ihm die Hände abhauen.

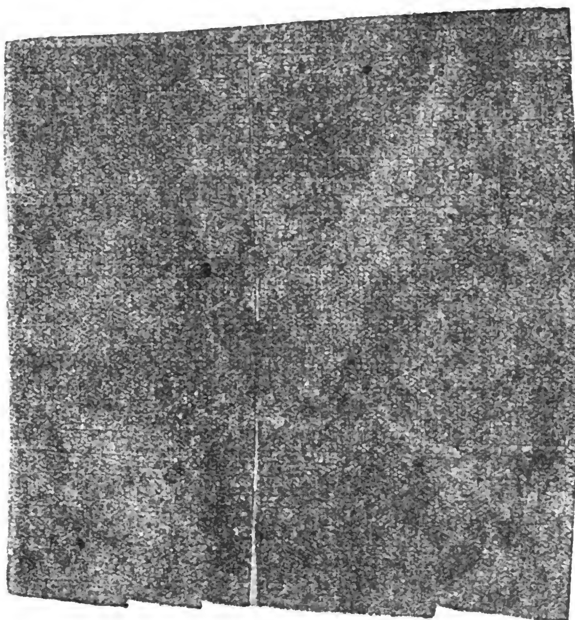
Wenn ein Sklave zu seinem Herrn sagt: du bist nicht mein Sklave, soll der Herr ihm die Ohren abschneiden.

Das ist ja nur das Strafkapitel aus einem Gesetzbuch. Aber wo ist der Dekalog, die zehn Gebote Gottes? Wo ist das erste Gebot: Du sollst keine andern Götter haben neben mir? Nicht ein Wort ist da zu lesen vom Verhältnis zwischen Mensch und Schöpfer. Das Wort Gott kommt nicht vor, denn diese Gesetze sind von Heiden geschrieben, die nur die schrecklichen Ungeheuer mit Tierkörpern kannten, die Göttin Belit, die grosse babylonische Hure und den Drachen von Babel. Und aus diesem Schund soll das Volk Gottes seine Weisheit geholt haben?

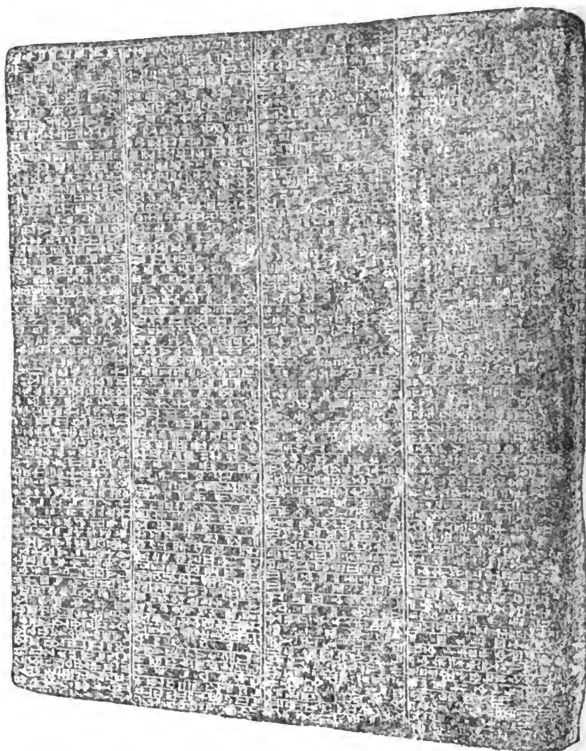
Nun ist aber auch zu bemerken, dass Israel Gesetze vor Moses besass; dass sich die Juden auf 9 und 4 des ersten Buches Mose beriefen, wo die noahidischen Gebote angegeben sind: Verbot, Gott zu lästern; Verbot des Götzendiensts usw.; die Hauptpunkte also, die natürlich in der Gerichtsordnung und den Marktpreisen des Götzendieners Hammurabi fehlen.

Zur Textforschung teile ich in grösserm Massstab einen Teil des abenteuerlichen Kodex mit. Man braucht nicht Assyriolog zu sein, um sofort zu merken, wie die Piktur in Hammurabis Schund, geschrieben 2250 (?) vor Christus, genau die gleiche ist wie in der Inschrift Nebukadnezars II. von 606 vor Christus. Zum Vergleich wird diese in derselben Vergrösserung mitgeteilt wie der Schund von 2250. (Aus Faye, Bible et Monuments, Paris 1900.) Es ist beinahe, als habe dieselbe Hand beide Texte geschrieben. Und eigentümlich ist es, dass in Hammurabis nicht ein einziger Archaismus vorkommt. (In den letzten Auflagen von Delitzsch' Broschüre ist der Gesetzestext ausgeschlossen! Warum?)

Der Hammurabi-Text von 2250 (?) vor Christus.

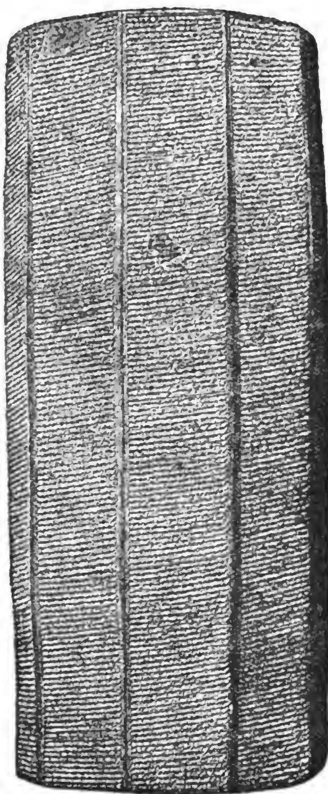


Der Nebukadnezar-Text von 606 vor Christus.



Links O'Conors Nebuchadnezzar-Zylinder (Baltimore 1885). Rechts Assurbanapals Annalen.





Auf Seite 437 habe ich ein Bild von Hammurabi mitgeteilt, wie er die Gesetze vom Sonnengott empfängt. Der Bibliothekar H. O. Lange in Kopenhagen hat in der „Weltkultur" dasselbe Bild mitgeteilt, aber mit der Unterschrift: Hummurabi empfängt die Insignien vom Sonnengott. Das ist ja ein recht wesentlicher Unterschied.

Was einen so unangenehmen Eindruck machte, als Professor Delitzsch der Welt seine Entdeckungen mitteilte, war, dass er alten Kram als etwas Neues auftischte. Und er wäre verpflichtet gewesen, die Ursache zu sagen, warum Hummurabi jetzt nicht mehr um 1500 wie Moses gelebt haben soll, sondern bis zu Abraham zurückversetzt und in den Amraphel der Bibel verwandelt wurde.

Es ist möglich, dass ich mich irre (denn der Stoff ist mir so widrig, dass ich nicht in ihn eindringen will), darum spreche ich so: Wenn die assyrischen Königsreihen auf Assurbanapals (Sardanapals) Annalen beruhen, und wenn dieses Faksimile eines Zylinders richtig wiedergegeben ist, so ist das Fundament, auf dem die Königsreihen stehen, schwach, denn — — — auf diesem Zylinder steht nichts zu lesen!

Achte aber genau darauf, ehrlicher Leser, was ich gesagt habe, und was ich nicht gesagt habe!

Ich habe schon früher behauptet, dass der Sonnengott eine unangenehme Ähnlichkeit mit Sargon oder Sanherib oder Tiglat Pileser oder Nebukadnezar besitzt, der den Tribut von einem geschlagenen Feind empfängt oder mit dem Feldmarschall spricht. Der Sonnengott in Sippur selbst ist ein alter Bekannter aus Oncken (Hommel, Seite 596); dort lautet der Text unter dem Bilde: Urkunde Nebupalliddins vom Jahre 822 vor Christus. Dieser Sonnengott wird der Forschung empfohlen, beson-

ders die Cartouche neben dem Kopf des grotesken Sonnengottes; da beginnt bereits der Jahvename in ve ilu aufzutauchen. Hommels Urkunde auf dem Sockel muss in ursächlichen Zusammenhang mit Sonnengott, Jahve und Nebupalliddin gesetzt werden; ich vermag es nicht.

Die Geschichte vom Namen Jahve und dessen Entstehung scheint nur eine Räubergeschichte zu sein; sie ist so dumm, dass die Menschheit, die sie geglaubt hat, sich schämen müsste. Aber so ist es immer: Gottlose sind schnell bei der Hand, zu „glauben", was man ihnen einredet, obwohl sie erklären, das Wissen sei das Höchste. Das ist Eselsglaube! Es ist nur unsere geringe, eben erworbene Kenntnis nötig, um zu sehen, dass die Sache krank ist. Und das Studium von Nebukadnezar oder Anpasadusis kommt uns zu Hilfe.



Gegen die Gewohnheit steht das Determinativ des Gottes am Ende. Dann kommt ein Zeichen, , das sich in Delitzsch' eigener Grammatik nicht wiederfindet. Aber das ist nichts anderes, als unser bekanntes von Nebukadnezar und heisst mit der Geschmeidigkeit der mesopotamischen Sprache pa, be, bv und so weiter in Unendlichkeit. Hier steht also Nebo, der Gott Nebo, aber es sollte ja

Jahve (Jehova) sein. Das dritte Zeichen a ist auch nicht in Delitzsch' Grammatik zu finden. Und schlägt man a auf, so sieht es so aus . Und damit hat Nebo uns verlassen, denn suchen wir ia, in der Grammatik, so treffen wir an, das wohl das i a des Textes vorstellen soll. Um aber das Unglück voll zu machen, hat das Zeichen ia, in Delitzsch' Grammatik, keine Bedeutung; es ist nur ein leerer Laut, eine klingende Schelle. In der dritten Reihe des Textes stossen wir auf ein neues unerwartetes Zeichen ú ; da aber ú in der Grammatik geschrieben wird, so müssen wir sie für identisch halten. Aber dies ú wird von dieser unklaren Erklärung begleitet: u = sam. — Längenmass ammatu. Determinativ vor Pflanzennamen. Frage ich nun einen klugen Menschen, ob ú = sam bedeuten soll, dass ú wie sam ausgesprochen wird, so glaube ich nicht, dass er darauf antworten kann . . .

Die Feder fällt mir aus der Hand. Ehe ich aber den widrigen Stoff fallen lasse, will ich die drei Zylinder mit dem heiligen Namen hersetzen, der von Israel nicht ausgesprochen werden durfte. Wenn dieses Faksimile ein Faksimile ist und wenn jemand hier den Jahvenamen sehen kann, so kann er auch — des Kaisers neue Kleider sehen! Denn, das ist keine Keilschrift, das sind nur Krähenfüsse.



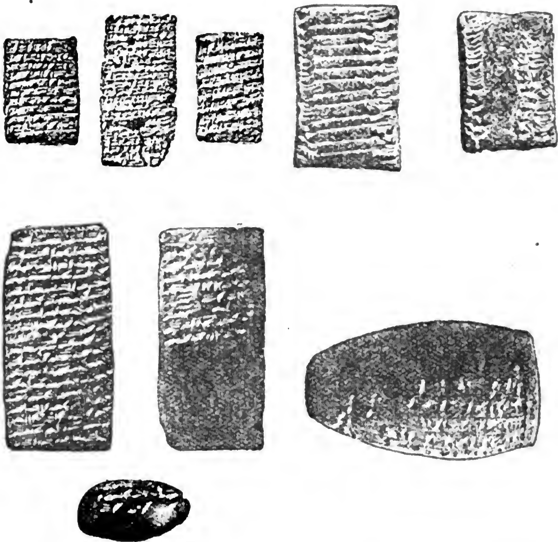
Das war Hammurabi und der Sonnengott! Man braucht aber nur in einer Weltgeschichte zu blättern, so erblickt man gleich im Anfang Figuren, die ebenso kompromittierend sind wie dieser Sonnengott. Da sitzt Sargon im Kostüm des Sonnengottes und empfängt Tribut von einem armen Teufel, der eben besiegt ist. Da sitzt Sanherib in gleicher Maske und gleichem Kostüm, auch etwas von einem Tributpflichtigen empfangend. All das müsste eine Untersuchung vertragen, sofern es eine Untersuchung verträgt.

Der Kern darin sollte nun sein, dass Jehova, Jesu Christi göttlicher Vater, an den das Christentum sich im Gebet Vaterunser wendet, ein assyrischer Sonnengott sei, und Christus also — was?

Die schrecklichen Löwenbilder mit den bärtigen Gesichtern vom Portal in Khorsabad (Lübke, Geschichte der Architektur) sind Cherubim geworden, die Boten des Himmels, die mit ihren Engelsflügeln die Bundesarche beschützen, indem sie die Knie beugen; mit denen wir Te Deum laudamus singen.

Dann aber wendet sich das Blatt! Der alte Drache von Babel, der von Theologen sogar aus dem Alten Testament gestrichen ist, als apokryph, steigt wieder auf aus den Tonhaufen und zeugt gegen die Bibelkritik, für die Bibel, gegen die Ansicht der Kritiker! Da fiel die grosse Babylonische auf ihr eigenes Schwert!

Wir haben gelernt, dass die Mesopotamier Häcksel in den Ton mengten, wenn sie Ziegel strichen. Dieser Häcksel scheint eine Wissenschaft hervorgerufen zu haben, genannt Assyriologie, und eine Literatur, deren Wert man nach diesen Skripta beurteilen kann.



Zu dieser Literatur, die an Runamo erinnert, kann man auch das Klagelied an die Göttin Istar (siehe Oncken, Hommel Seite 88) rechnen, die meisten Syllabarien und Kontrakttafeln. Die Sylla-

barien machten ja einmal den Triumph der Assyriologie aus, sind aber immer noch ebenso geheimnisvoll wie früher. Sehen wir nur eins an, ehe wir für immer alle in die Ecke werfen.

Wir werden zuerst darüber aufgeklärt, dass das fatale Zeichen kur rakasu ausgesprochen wird und binden bedeutet. Aber in Delitzsch' Grammatik bedeutet es eingehegt, hat aber keinen Laut. Im Syllabar, dem triumphierenden, steht dies (falls überhaupt etwas in den Krähenfüssen zu lesen ist):

ch-ab		la-ga-bu
ki-ir	„	la-ga-bu
ri-im	„	la-ga-bu
la-ga-ab	„	la-ga-bu

Versteht Ihr das oder nicht? — Für jüngere Leser muss ich die unangenehme Geschichte von Runamo wiederholen. Finn Magnusen las auf einer Klippe in Blekinge Verse des Dichters Starkodd über die Brovalla-Schlacht. Berzelius kam dahin und fand nur Risse in einem Gang von Diabas (Trapp).

Professor Delitzsch teilte auch eine fünfzig Jahre alte Neuigkeit mit: Der Architekt mit der Zeichnung vor sich. Diese kopflose Statue wird von Faye und Hommel König Gudia genannt; aber Layard grub sie in den 40er Jahren aus und las den Text auf eine eigene Art (mitgeteilt von Hoefer 1852 in „Assyrie").

Wenn man sich nun fragt, woher diese Krähenfüsse kamen (ich spreche jetzt nicht von den Keilen),

so hat man viele Vermutungen. Die Babylonier mischten ihre Ziegel mit gehacktem Stroh; mit Stroh kommt Streu; Streu besteht aus mikroskopischer Spreu, Kleie, aus Schuppen, Blumenscheiden, Samenschalen. Der Ziegel wurde wohl gestrichen, gerollt, in Formen geschnitten, deren Holzrahmen Eindrücke



hinterliessen. Die Ziegel trockneten in der Sonne, waren Sonne und Regen ausgesetzt, wurden von Insekten besucht, waren empfänglich für Staub. . . .

Was die Keilschrift angeht, so scheint die kein Bestandteil einer Sprache zu sein; es müsste denn wie im Altpersischen sein, da man 40 Zeichen nahm

und eine Schriftsprache machte; ebenso wie die Japaner 48 (oder 73) Zeichen von den Chinesen nahmen und eine Silbenschrift machten.

Sollten die Keile jedoch eine Sprache sein, so ist diese Schrift noch nicht gelesen. Wahrscheinlich soll sie nicht gelesen werden, weil sie von dem verfluchten Land ist, das schliesslich nach den Warnungen vieler Propheten unter Schutt begraben wurde. Wenn man die Verworfenheit anrührt, beschmiert man sich nur. Die Männer, die von den Verehrern des Stiers und der Hure Steine haben holen wollen, um sie auf den Herrn Zebaoth zu werfen, die haben gegen ihren Willen dem Einzigen und Wahren gedient, denn auch der Irrtum muss dienen.

Die Kinder Israel wohnten zwischen Ägypten und Babel; jedesmal wenn sie seinen Gott verliessen, wurden die Heiden auf sie losgelassen und unterdrückten sie. So geht es noch heute zu! Diese Lehre ist mehr wert als das Loblied auf Istar, das Selbstlob Nebukadnezars und die falschen Königsreihen Sardanapals.

Ich hatte die Keile fortgelegt, als mir eine vergessene Büchersendung in die Hände fiel: Textes religieux Assyriens et Babyloniens par François Martin. Schon auf der zweiten Reihe sah ich den heiligen Namen, der mit Ia begann, und auf der achtzehnten desgleichen. Aber der Kommentar klärte darüber auf, dass es sich um die Göttin Belit handelte. Da die nicht zu meinen Regionen gehört, liess ich den Stoff fallen; jedoch mit der kostbaren Lehre, dass Ia geschrieben werden kann sowohl mit wie mit .

Gleichzeitig aber langte eine Assyrische Grammatik an, die dritte, die ich bestellt hatte; die sollte populär sein, also begreiflich: Rosenberg, Assyrische Grammatik für das Selbststudium.

Zeitgenossen! Nachwelt! Ich habe Chinesisch gelernt, das nicht gerade leicht ist, aber Assyrisch, das ist sehr schwer, beinahe unmöglich zu lernen. Besonders die Grammatik, denn es gibt keine Buchstaben, keine Silben, keine Aussprache, kein Genus, keine Hilfsverben; nichts gibt es. Dass eine Grammatik verrückt ist, das ist verzeihlich oder natürlich, wenn sie die Konjekturalhypothesen der Gelehrten durchgemacht hat; aber es müsste ein System in der Verrücktheit zu finden sein. Doch auch das System fehlt.

Aber doch ist der Autor klug; er ist so klug, dass er sich hütet, die Aussprache zu lehren. Übersetzungen kriegt man geschenkt; und die sind so schönrednerisch, richtige Blumensprache, dass man über die reichen Mittel der armen Sprache erstaunt.

Der Autor ist aber auch vernünftig, denn er gesteht die Schwierigkeiten ein, warnt vor ihnen, zählt

sie auf. Erstens sagt er, kann eine Silbe auf mehrere Arten geschrieben werden. Su wird also (um Konsequenz und Einförmigkeit zu vermeiden?) oder geschrieben. Zweitens kann dasselbe Zeichen mehrere Silben bedeuten (unglaublich!) oder ein Ideogramm oder der Bestandteil eines Ideogramms (pars pro toto) sein. „Eine wesentliche Erleichterung bieten jedoch die Determinative.“ Und nun kommen wieder unsere alten Bekannten von Nebukadnezar oder Anpasadusis: = an, ausgesprochen ihn; = matu, Land; und dann das Zeichen für männliches Geschlecht.

Nun beginnen wir einen Satz zu übersetzen.

Er fängt an mit . Das sollte den Namen eines Mannes bedeuten oder das Zahlwort eins sein (so genau kommt es nicht darauf an!) Hier aber heisst es enuma und bedeutet als. In Delitzsch' Grammatik wird es ausgesprochen d/tis, tiz/s, (das, gí); ana. Also nicht eine Spur von enuma. Das Gerede vom Mannsnamen ist also hinfällig.

Das zweite Wort ist . Ein alter Bekannter von Sanherib, wo es is ausgesprochen wird. Hier heisst es Sin und bedeutet Mond. Dieses unschätzbare und gewöhnliche Zeichen fehlt in Delitzsch' Syllabar und auch in Rosenbergs Vokabular. Aber wir haben ein gutes Gedächtnis und erinnern uns an 1875, als Tegnér uns in die Geheimnisse Sanheribs einweihte. Aber aus Analogie mit Anpasadusis-Nebukadnezar wurde Sanherib 1875 Aniskurmissu ausgesprochen; ob er seitdem den Namen geändert hat, weiss ich nicht. Auch Sanherib, der doch kein Gott war, determiniert sofort mit dem Gotteszeichen , das

uns so gut bekannt ist, hier aber an ausgesprochen werden soll.

Dann kommen die drei Winkelhaken , die in Aniskurmissu is ausgesprochen wurden; hier werden sie Sin ausgesprochen und bedeuten Mond. Aber bei Rosenberg stehen sie unter den Zahlwörtern und bedeuten 30, weil der Monat 28 Tage hat. Es ist sonderbar, dass weder Delitzsch noch Rosenberg angeben, wie die Zahlwörter ausgesprochen werden. Ich glaube jetzt schliesslich, dass sie es nicht wissen! Rosenberg geht jedoch menschlicher zuwege, denn er gibt die Aussprache der drei Winkelhaken an: . Mit einiger Mühe finde ich, dass oder 30 chilachi ausgesprochen wird, oder chlch; das letzte ist einfacher, aber schwerer auszusprechen. Indessen lehrte uns Tegnér, dass is (die drei Winkelhaken) 30 (28?) bedeutet, und dass darum die Mondgöttin Sin geschrieben wurde.

Das dritte Wort wird ganz einfach geschrieben, heisst ima und bedeutet in. Wenn man aber das Blatt wendet, steht da dasselbe Zeichen mit dem Laut ina und bedeutet mit. Das ist, was man kitzlich nennt. Um aber gewissenhaft zu sein, schlage ich Delitzsch auf und finde, dass dasselbe Zeichen asrum, d/til, ina, in heisst. Das ist unangenehm, aber man muss sich für das eine oder das andere entscheiden. Also ina!

Wir haben nun seit 1875 grosse Fortschritte gemacht, aber das hilft nichts, denn beim vierten Wort fallen wir wieder über unsere eigene Unwissenheit. Wenn die drei Winkelhaken 30 bedeuten und die Mondgöttin Sin und Monat, wird im vierten Wort Monat mit arku übersetzt und geschrieben: .

Das ist ja zum verzweifeln, und man will Buch, Brille und Feder fortwerfen.

Ehe ich aber das tue und um kommende Generationen vor dem Studium des Assyrischen zu warnen, will ich nur das achte Wort in dem einzigen Sätzchen der ganzen Rosenbergschen Grammatik anführen, bei dem er die Aussprache wiederzugeben wagt. Dieses Wort wird so geschrieben: und soll kan ausgesprochen werden. Aber hier versagt das triumphierende Syllabar, und der Autor setzt nur ein ? darunter. Er fragt! Ist es der Schüler, den er fragt? Warum fragt er nicht Professor Delitzsch? Und in einer populären Grammatik für Selbstunterricht! Ehre indessen dem ehrlichen Lehrer, der seine Unwissenheit eingesteht!

Eine neue Grammatik ist heute in meine Hände gekommen, von den Herren Scheil und Fossey, Das sind kluge Leute, denn sie haben keinen einzigen Keil aufgenommen und bewegen sich darum ungeniert auf dem gefährlichen Gebiet. Das Buch war mir vollkommen wertlos, da nichts darin zu lesen stand, und ich wollte es gerade fortwerfen. als ich eine Entdeckung machte. Die mystischen Zahlwörter, auf deren Aussprache sich der ehrliche Rosenberg nicht eingelassen, die er mit Keilen umschrieb und die Delitzsch verschwieg, die werden jetzt von Scheil und Fossey entlarvt. Sie gestehen, ein, dass man nur einige wenige Zahlwörter kennt. Diese sind 1, 2, 3, 4, 7. Das ist ja sehr wenig, aber man weiss jedenfalls, wonach man sich zu richten hat.

Wer Assyrisch lernen will, muss nicht dieses Buch von 100 Seiten zu 10 Franken kaufen, denn

darin ist kein einziger assyrischer Buchstabe, wohl aber griechische und hebräische.

Was soll man zu einer Sprache sagen, die nur aus Defekten und Vakanzen besteht; in der jedes Wort auf alle möglichen Arten ausgesprochen und alles mögliche bedeuten kann? Eine Sprache, die man nicht übersetzen kann, ohne dass man vorher die gebilligte Bedeutung weiss? Scharfsinnige Männer haben in der Kindheit der Assyriologie alles mögliche in den Keilen gelesen. „Lichtenstein las 1800 die Keilschrift rückwärts (von rechts nach links) und fand darin die chaldäische Sprache der Bibel. Luzatto und Hitzig haben die assyrischen Texte als Sanskrit gedeutet. Gobineau als arabisch." Es muss wohl eine Universalsprache sein, die vor der babylonischen Verwirrung existiert und als Dolmetsch für die einzige damals lebende Sprache gedient hat. Und die Menschen müssen Vergrösserungsgläser in den Augen gehabt haben, da sie diese mikroskopischen Zeichen in Ton gravieren oder drucken konnten.

Wenn Theosophen oder Okkultisten über diese unbekannte Sprache nachdenken, müssen sie achtgeben, dass die Keile in Diorit graviert sind, und damit A. E. Nordenskölds Hypothese vergleichen, dass die „Grünsteine" kosmischen Ursprungs sind. Vielleicht beginnt man dann die Widmanstettenschen Figuren auf Meteorsteinen zu lesen. Ich habe in Wien und Paris einige gesehen, die Schrift gleichen; aber in den Geologien pflegt man sie nicht abzubilden. Die Keile auf den Dioritblöcken besitzen einen ganz bestimmten Charakter und gleichen nicht den Keilen auf Tonzylindern oder Tafeln. Das wäre eine neue Anregung und könnte vielleicht das Telegraphieren zum Mars überflüssig machen, da schon Briefwechsel stattgefunden hat.

Ich habe in den Apfel des assyrischen Baums der Erkenntnis gebissen und bin gezwungen, ihn zu verschlingen. Eine neue Broschüre ist mir in die Hände gefallen: J. Jeremias, Moses und Hammurabi. Zuerst erfährt man, dass Hammurabis Gesetze in Susa gefunden sind. Aber als Titelbild wird eine Steintafel aus dem britischen Museum wiedergegeben „mit dem Bild Hammurabis . . . den Titel König des Westlandes (Mar-(tu) = Amurrû) enthaltend". Dass das Bild identisch ist mit dem bei Delitzsch, ist zu sehen. Wie aber der Sonnengott fortgekommen und statt dessen zwei Keilschriften entblösst wurden, das kann ich nicht erklären. Aber die Assyriologen können alles erklären und werden von einem unbeschreiblichen Glück verfolgt. Sie finden sofort Dubletten. Als man die Genesisgeschichte fand, der Text aber nicht älter als von 660 vor Christus sein konnte, stiess man augenblicklich auf ein Zertifikat, das beteuerte, dies sei nur die Kopie eines viel älteren Originals. Und es ist der arme Sardanapal, der am Spinnrocken sass, wenn er keine Feste feierte, der alle diese Kopien hat herstellen lassen. Er soll jetzt ein grosser Bücherfreund gewesen sein; was unglaublich ist.

Nun aber Amurrû oder Hammurabi, der 1875 um 1500 gelebt haben soll, jetzt aber bis auf 2300 zurückgegangen ist? In Faye (Bible et monuments) steht eine seltsame Geschichte von Sargon I., der 3800 vor Christus regierte. Er führte Krieg gegen Amurris Land. Frage: Ist Amurri und Amurrû dieselbe Person? Darauf antwortet man mit Defekten, Vakanzen, Varianten, Dubletten und Kopien. Aber J. Jeremias' Hammurabi-Portrait sei hier mitgeteilt (Seite 546) zum Vergleich mit dem von Delitzsch!

1852 berichtet Höfer (Assyrie), die Inschriften der babylonischen Ziegel seien von zweierlei Art: die

eine besteht aus 7 Reihen, die andere aus 6. Auf dreissig Ziegeln fand M. Raimond eine Anzahl, die das selbe Schriftzeichen auf allen Reihen hatten. Er glaubte, es seien Amulette. Andere meinten, die oft wiederkehrenden Zeichen deuten auf den Gebrauch beweglicher Typen.



Ich will nicht verhehlen, dass der Text in Hammurabis Gesetzen sich durch eine so unerträgliche Einförmigkeit auszeichnet, dass man bald die meisten Keile kennt. Sie kehren so oft wieder, wie nur in Buchstabenschrift, dass ich mich gefragt habe, ob

es Buchstaben sind. Die Zeichen, die Hammurabi am meisten wiederholt und die beinahe auf jeder Reihe stehen, sind: , oder: . Fünf aufeinanderfolgende Reihen beginnen mit . Das ist vielleicht das Zahlwort 5. Immer und immer kehren jedoch wieder: und . Die finden sich aber nicht in Delitzsch' und Rosenbergs Grammatiken, sofern das letzte nicht Sâr heisst oder 3600 oder Sonne = bedeutet. Wahrscheinlich sind es Varianten. Aber der Text selber ist so korrekt, als wäre er gedruckt, oder mit einer Schablone eingedrückt; aber er soll im Diorit graviert sind.

Nebukadnezars II. Inschrift von 606 vor Christus hat dieselbe „Typographie", und auch hier wiederholen sich die Zeichen bis zum Überdruss: und oder . Aber hier überschwemmt auch der 8strahlige Stern alles, den wir von Tegnér her kennen, die ältere Form für , das Determinativ für Gott.

Für einen so grossen Stilisten ist Hammurabis Text sehr arm. Auf 7 Spalten zu je 100 Reihen kommen vielleicht nur 20 Zeichen vor; das ist sehr wenig, und viele sind nicht zu lesen. Auch die kopflose Statue des Architekten oder Propheten oder Königs Gudia hat einen Überfluss an den Zeichen und sowie dem 8strahligen Stern. Aber hier zeigt sich auch das hieroglyphenähnliche Zeichen (ägyptisches B), das Delitzsch mit identifiziert, das du ausgesprochen wird und Fuss oder gehen bedeutet.

Wie Hammurabi seinen Namen buchstabiert, habe ich in dieser ganzen Treberliteratur nicht finden können. Das verschweigt man weislich. Eine hermetische Sprache muss ihre Geheimnisse behalten, um Missverständnisse und Nachprüfung zu vermeiden. Das ist vorsichtig!

Ich schaffte George Smiths Discoveries nach Haus, um den Urtext des Sündflutberichtes zu finden. Der war da nicht zu finden. Andere Texte auch nicht. Ich brachte George Smiths Chaldean Genesis nach Haus. Darin war ein unleserliches Fragment der Flutgeschichte. Das wird noch heute klischeeartig unlesbar wiedergegeben, das heisst mit Smiths absichtlichen Schnörkeln. Doch fand ich in dem Buch zwei Körner unter dem Stroh. Smith, der eine grosse Autorität ist, setzt Hammurabi auf 1600 vor Christus, also 100 Jahre vor Moses. Und Smith identifiziert Hammurabi mit Nimrod, da er ein gewaltiger Jäger war. Smith glaubte also an Nimrod, den die neuern Forscher gestrichen haben, ohne dass man weiss warum; aber man ahnt es. Später aber nahm Smith an, Nimrod sei Isdubar, und schliesslich wurde Isdubar Zisuthros oder Noah.

Damit trennte ich mich von George Smith und machte Bekanntschaft mit Rawlinson, der die meisten Texte gesammelt hat, die jedoch von George Smith graviert sind. Schon auf der ersten Seite fand ich bei Rawlinson den Namenszug Hammurabis:



Und gleich darauf eine Inschrift von ihm (?). Aber auf der ersten Abbildung fand ich auch meine un-

bekannten Bekanntschaften von Hammurabis Gesetztext wieder, nämlich: und und , stilisiert .

Beinahe jede Inschrift der ältesten archaistischen ist unterzeichnet:



Das ist der Königstitel, aber zusammengezogen zu „Sarr (Shar) der vier Länder“ = Babylonien. (Siehe Hommel Seite 41.) Wenn nun ein Assyriolog den vergrösserten Text zu Hammurabis Gesetzbuch untersucht, wird er finden, dass bei den ewigen Sârtiteln kein Platz für die Gesetzestexte bleibt.

Was die immer wiederkehrenden angeht, die stehend fünf bedeuten, liegend mir aber unbekannt sind, so sind sie ebenso gewöhnlich auf den Tafeln Nebukadnezars. Stehend mit dem Zeichen des Mondes bedeuten sie Istar. Mehr weiss ich nicht.

Als ich Hommel noch einmal studiere, finde ich, dass Khammurabis Gesetze schon 1885 bekannt waren. Seite 382 zitiert Hommel denselben Paragraph 192, den Winckler übersetzt hat. Hommel schreibt: „Wenn ein Sohn zu seinem Vater sagt: Du bist nicht mein Vater, schneidet er ihn, schlägt ihn in Fesseln und verkauft ihn für Silber.“ Winckler (Delitzsch): „Wenn der Sohn eines Buhlen oder einer Buhldirne zu Ziehvater oder Ziehmutter sagt: Du bist nicht mein Vater, so soll man ihm die Zunge abschneiden.“ Und so weiter.

Hammurabis Gesetze waren also 1903 keine Neuigkeit; sie waren schon 20 Jahre bekannt. Dass kein Assyriolog die Neuigkeit entlarvt hat, zeigt, wie niedrig die elende Wissenschaft jetzt steht. Die Mensch-

heit will nicht betrogen werden; wenn sie aber die göttlichen Wahrheiten nicht glauben will, erhält sie zur Strafe einen kräftigen Irrtum; dass heisst, neigt dazu, Lüge und Dummheiten zu glauben. Einem gottlosen Menschen kann man alles einreden. Swedenborg sagt: „Das Gute wird entheiligt, indem es Gegenstand für die Untersuchungen der Gelehrten wird... Über den Glauben räsonnieren, ist zweifeln und leugnen . . . Philosophen sind darum Nattern, Basilisken, Hämorrhoiden und fliegende Schlangen. Gelehrte Männer sind Hexenmeister und Scharlatane." (Emerson.) In der Apocalypsis schreibt Swedenborg: „Mit Ägypten wird Wissenschaft bei dem natürlichen (bösen) Menschen bezeichnet, mit Chaldäa Entheiligung des Wahren, mit Assur Gerede darüber, mit Babel Entheiligung des Guten." Jeremias, der Prophet, schreibt: „Babel soll zu einem Steinhaufen werden, zu einer Behausung von Schakalen, zu einem Gegenstand der Bestürzung, und niemand soll darin wohnen." Diese Prophezeiung hat sich erfüllt wie die andern: Babel ist gefallen, aber Bibel steht!

1875 sollte Hammurabi um 1500 vor Christus gelebt haben (Tegnér), also etwas später als Moses. George Smith gibt 1600 an. Professor Hjärne (nach Duncker, Schrader, Rawlinson) kommt 1882 auf 1700. Hommel sagt 1900 um 1885. Jetzt sagt Delitzsch 2250: macht aber Hammurabi zum Amraphel der Bibel, der Abrahams Zeitgenosse war. Nach Keplers Chronologie war Abraham aber 1996 geboren; Hammurabi kann also nicht Delitzsch' Amraphel sein.

Ein grosser Teil der assyrischen Texte scheint Häcksel zu sein und ist nicht zu lesen. Ein anderer Teil scheint Schrift zu sein. Diese kann aber wie die der Araber, Ägypter und Chinesen zu rein dekorativen Zwecken angewandt sein, also ohne Sinn. Wenn man Kopien (Duplikate) gefunden hat, und das Alter des Originals ist nicht angegeben, so hat man kein Recht, nicht vorhandene Originale zu zitieren. Der Hammurabi-Text ist von moderner Hand geschrieben, nicht älter als Nebukadnezars Inschrift von 600 vor Christus; also wie diese archaisierend, aber nicht archaïstisch. Die immer wiederkehrenden Zeichen (Sâr-Titel) deuten an, dass der Text kein Gesetzbuch ist. Wie Hommel ihn 1885 hat kennen können, ist unerklärlich.

Professor Schrader, grosse Autorität in den Keilen und was dazu gehört, hatte in den 1870er Jahren eine ganze andere Chronologie für Assyrien (Babylonien). Und die war bescheidener. Assurs Gründung geschah danach 1450 — 1300 vor Christus, also von Moses' Tod (1451) an. Und um 1300 unterwarf sich Tiglat Adar I. Babylonien. Das ist etwas anderes als Delitzsch und Hammurabi! Man müsste das gründlich untersuchen; auch ermitteln, warum die

Geschichte von Assyrien-Babylonien den alten Schriftstellern so unbekannt hat sein können: Herodot, Ktesias, Diodor, Berosus, Velleius Paterculus, Agathias, Orosus, Josephus. Die lebten doch etwas früher und waren intim mit dem „Perserkönig"; und Berosus war sogar „Chaldäer" und kannte die Sprache.

Diese gelehrten Männer sollten Hammurabi und seine Gesetze nicht gekannt haben! Wenn er gelebt hat! Das ist unglaublich! Und Delitzsch' Schlempe, denn es ist der letzte Absud von allen Trebern der Vorgänger, sollte Weltgeschichte und Bibel auslöschen!!!

ENTLARVUNG DES JEHOVA-ZYLINDERS

Man braucht nicht Assyriolog zu sein, um das Wort Jahvé zu verstehen, auch wenn es mit Keilen umschrieben ist; es muss in jeder zehnten Zeile vorkommen, da es nur eine Beugungsform des Hilfsverbs sein ist. Und die fabelhafte Entdeckung des Wortes ia-ve mit dem Zusatz ilu = Gott erregte selbst die Zweifel des Entdeckers Delitzsch, in der zweiten Auflage seiner Broschüre; obwohl er dann im zweiten Vortrag wieder mit seiner Jehova-Kritik heraus polterte.

Nun hat aber Dr. Hermann Algyogi-Hirsch zu Wien in einem Aufsatz, Giessen 1903, die epochemachende Entdeckung vollständig vernichtet. Der Aufsatz heisst: „Über das angebliche Vorkommen des biblischen Gottesnamens Jahve in altbabylonischen Inschriften."

Delitzsch hat falsch gelesen: „Die Lesungen Delitzsch' sind arg erschüttert worden, da er keine einzige Variante beibringen kann, und die zweifellose Identität von Ja-ve-ilu mit einem supponierten Jahve-el vorliegt, indem der Name in biblischen Eigennamen nur in der abgekürzten Form Jehô, Jô usw., niemals aber in voller Form erscheint."

Hirsch hat eine ganz andere Deutung: „Als ich zum erstenmal den Namen Jahve-ilu bei Delitzsch las, da fiel mir sofort der Name des in den Briefen Rib-Addis von Gübli so häufig genannten kananäischen Stadtobersten Ja-pa-ilu Addi ein." Das war ein Bundesgenosse des Amoriterfürsten Abdasirta, und dieser Name Japailu kommt an sechzehn Stellen vor. Und so weiter.

Wer die Anti-Hammurabi-Literatur studieren will, kann beginnen mit: S. Meyer, Contra Delitzsch!

Die Babelhypothesen widerlegt. Frankfurt am Main, 1903.

Ich sage hiermit dem Thema Lebwohl und verlasse mich künftighin mehr auf die Bibel und Swedenborgs Auslegung als auf schwache Tonzylinder und Ziegelsteine, mit oder ohne Häcksel und Schneckenkalk!

Voltaire und viele seiner Zeitgenossen hielten alle Fossile für Lusus naturae, Spiele der Natur, und durchaus nicht für Tiere. Ich habe eben ein Gradhorn, Orthoceratit, vom Kinnekulle erhalten und ... ich weiss nicht, was ich glauben soll. Es gleicht lithographischem Schiefer; und wenn nicht die „Uhrgläser“ wären, könnte man nicht auf ein Tier raten. Das Interessante sind jedoch alle diese Figuren in Schwarz auf graugrünem Grund: da ist die ganze Schöpfung gezeichnet, von den niedrigsten Pflanzen und Tieren bis zum Antlitz des Menschen.

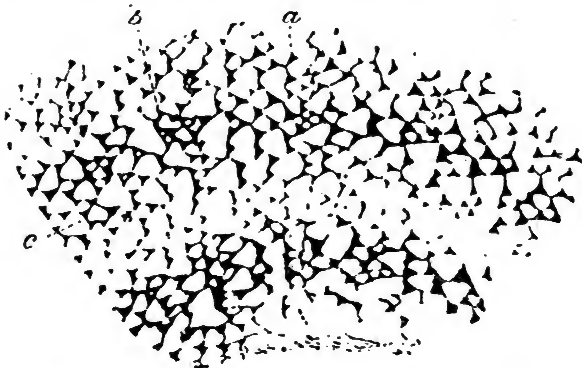
Swedenborg hat angedeutet, dass unsere jetzige Schöpfung ein schwaches Abbild der ersten Schöpfung ist. „So zum Beispiel Blumen, auf denen Himmelskreise abgebildet waren, mit ihren Sphären in verschiedenen Farben, und darüber eine Krone; Vögel, die auf den Flügeln Miniaturbilder des Paradieses trugen ... Die vornehmsten dieser Arten gibt es nicht mehr; nur entfernte Verwandte.“ (Atterbom.)

Die Zeichnung auf den Flügeln von Schmetterlingen und deren Farben sind oft solche Meisterwerke, dass man in stumme Bewunderung versinkt, wenn man sie anschaut, und anfängt, sich dunkel an ein verlorenes Paradies zu erinnern. Gewisse Nachtschmetterlinge haben Flügel, die anamorph zu sein scheinen; man müsste sie in einem Zylinderspiegel (Quinckes) betrachten.

Die Figuren auf der Schale der Schildkröte sollen den alten Chinesen als Vorbild für die ältesten Schriftzeichen gedient haben.

Zu den merkwürdigsten Lusus naturae gehören die Zeichnungen auf der Schnecke Conus marmoratus vom Indischen Ozean. Diese Figur zeigt eine deutliche Ähnlichkeit mit der Keilschrift; man könnte

glauben, die Assyrer hätten die Idee zu ihren Buchstaben von diesen Zeichen erhalten. Wer meinen assyrischen Forschungen in diesem Buch gefolgt ist, wird sofort alte Bekannte erkennen.



Bei a erscheint gleich der Viellaut sat oder lat (von Tegnér 1875) mit der Bedeutung Berg. Bei b und anderswo stösst man auf das Zeichen mit der Variante = Eigentum. Bei c erscheint das Zeichen , das Sonne und alles Mögliche bedeutet, meist eingehegt. Das Zeichen , su, kann an mehreren Stellen gesucht werden; ebenso . Auch das Sar-zeichen ist hier zu finden, und ganze Gruppen von schwierigeren Zeichen. Vielleicht würde man bei einigem Suchen selbst Nebukadnezar finden.

Was enthält dies nun? Vielleicht nichts, vielleicht alles.

Die Schnecke Conus marmoratus vom Indischen Ozean ist immer beachtet worden. Ihr Eingeweide ist immer Futterstoff gewesen, ihre Schale hat man zu Schmuck benutzt, aber auch zu Kalk gebrannt. Jemand hat darum den scherzhaften Vorschlag gemacht, die Ruinen seien „Kökkenmödding", das heisst, der Schneckenkalk habe die Ziegel wie Mörtel gebunden. Und eigentümlich ist, dass einige assyrische Ziegelmauern ganze Bibliotheken bildeten: zwischen jedem Ziegelstein lag eine eingemauerte Schrift. Um das Buch zu lesen, hat man Stein von Stein brechen und im Mörtel lesen müssen.

Das könnte also eine Runamogeschichte sein!

Wer aber die Ähnlichkeit zwischen den Schneckenzeichen und den Keilen vollständig sehen will, mag Rawlinsons Cuneiform Inscriptions anschauen.

Diesen Schneckentext mögen Fachleute studieren. Ich dachte zuerst, ihn an Professor Delitzsch zu senden, wollte aber erst abwarten ...

Wer vergleichende Philologie treiben will, kann die Schnecke für eine Mark fünfzig kaufen.

HAMMURABIS PHALLUS-GESETZE

Ein neues Buch ist mir in die Hände gefallen: Dr. Alfred Jeremias (nicht Johannes!), Das alte Testament im Lichte des alten Orients. Da verliert Hammurabi seine Volkstümlichkeit, und auf Seite 424 wird der Gesetzblock in Form eines Phallus abgebildet; das wird im Text angegeben, kann aber nicht erklärt werden. Dieser Alfred Jeremias, der von einer anderen Wolle ist als Johannes Jeremias, hat ein offenes Auge für den wesentlichen Unterschied zwischen Assurs Phallusgesetzen (weil sie meistens von geschlechtlichen Verbrechen handeln) und den göttlichen Gesetzen des Pentateuch. Und er gibt den Unterschied etwa so an.

In Hammurabis Gesetzen werden niemals die unerlaubten Begierden bekämpft;

niemals der rohe Eigennutz durch einen Gedanken an das Wohl des Nächsten eingeschränkt;

niemals ein religiöses Motiv vorgebracht, das die Sünde als Verderberin der Menschen hinstellt;

fehlt jeder religiöser Gedanke, während in Israels Gesetz hinter jedem Wort der gebietende Wille eines heiligen Gottes steht.

Diese Hauptunterschiede sind so entscheidend, dass jeder Versuch, die beiden Gesetze zu vergleichen, sinnlos wird; als wollte man inkommensurable Grössen vergleichen!

Jugend! Lern nicht assyrisch, denn das ist keine Sprache, das ist Häcksel! Sieh nur dieses kleine Zeichen an! ➤— Das gleicht dem Finger, der auf dünnes Eis deutet, oder auf das geheime Häuschen, oder auf die Stelle voi ch'entrate. Dieses kleine Zeichen lautet zuerst wie: as, dil, til, dili, ina, ru, rum, salugub, simed, tal.

Glaubt Ihr daran?

Aber es hat auch andere Laute und Bedeutungen (ideographische). Sieh hier! Aplu = Sohn; Assur = Assur; êdu = ein; nadänu = geben.

Glaubt Ihr das?

Oder dieses Zeichen ▼. Das lautet: dab, di, ti, du, dub, dug, dugn, ha, hi, sar, sur. Und bedeutet 4 oder Ihr oder welcher oder nahestehen oder assur (alles bedeutet assur) oder sar tabu = gut sein, oder tubbu = gut, oder kusbu = grosser Luxus.

Ist das möglich?

Und das nimmt ein Jüngling in sich auf! Da gibt es keine Zweifel, keinen Widerspruch, keine Sinnlosigkeit, denn der Professor hat es gesagt!

Wenn aber der Pastor sagt, Gott hat diese Erde schön und vollkommen geschaffen, und der Mensch hat sie mit seiner Erbärmlichkeit verhässlicht und verdummt, dann zweifelt der Schüler. Das ist zu einfach und schön, um in einen verdorbenen Verstand hineinzugehen! „Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer!"

Wenn ich die Assyrer verlasse, mit einer Zerknirschung wie nach intimem Umgang mit pathalogischen Lügnern, und mich zu den Ägyptern wende, geschieht es mit einer gewissen Erleichterung, die aber nicht vollständig ist. Der Anblick der schönen Figuren ist ein Augentrost; die vollendete Zeichnung in den Hieroglyphen ist eine Freude; aber dennoch herrscht hier das ägyptische Dunkel.

In Swedenborgs Korrespondenzlehre bedeutet Ägypten Sodom, oder: der natürliche Mensch getrennt vom geistigen, und darum Torheit in geistigen Dingen. „Die Ägypter pflegten die Wissenschaft von den Korrespondenzen, aus der ihre Hieroglyphen waren, wandten sie dann aber in Schwarzkunst und Götzendienst."

Als ich zum erstenmal Masperos Übersetzung ägyptischer Novellen las, war da etwas wie Geisteskrankheit, unerlaubtes Ausüben von Hypnotismus (Hexerei), das mich krank machte. Schliesslich glaubte ich, die Übersetzung sei keine Übersetzung, so verrückt kam sie mir vor.

Was nun die Auslegung der Hieroglyphen betrifft, so ist Herodot die älteste und vornehmste Autorität; weil er in Ägypten studierte (um 400 vor Christus), und weil er ein glaubwürdiger Historiker war. Er kannte nur zwei Schriftarten, die demotische und hieratische. Die Hieroglyphen erwähnt er nicht; muss sie deshalb als Malereien und Zeichnungen betrachtet haben.

Diodor ist der gleichen Ansicht.

Clemens Alexandrinus, der um 200 nach Christus in Alexandria lebte, kennt drei Arten; gibt an, die hieroglyphische bestehe teils aus Buchstaben, teils aus symbolischen Zeichen.

Damit müssen wir uns sofort zu dem Stein von Rosette wenden, dessen Text ja in hieroglyphischer, demotischer und griechischer Schrift abgefasst ist. Aber so spät wie 196 vor Christus und unter Ptolemäus Epiphanes. Es ist eine Bekanntmachung von seiner Krönung. Die Frage ist nun, ob die Ptolemäer nicht, um ihr Ansehen zu erhöhen, für die Gelegenheit einige „heilige Buchstaben“ genommen und sie nach griechischer Art angewendet haben. Denn durch das Griechische des Steins wurde man nicht gleich mit der Lektüre fertig, weil niemand das Demotische lesen konnte; und es war keine Verbalübersetzung. Clemens kann also recht haben, wenn er davon spricht, dass die „heiligen Buchstaben“ auch als Lautbezeichnungen angewendet wurden.

Wenn wir aber nun die ältesten Königsnamen deuten oder lesen wollen, stossen wir auf die selben Sinnlosigkeiten wie im Assyrischen. Wenn Ramses I. seinen Namen so buchstabierte:



so erwartet man, dass Ramses II. ebenso buchstabieren müsste, und alle 13 folgenden Ramses auch. Das ist aber nicht der Fall: keiner der Ramses buchstabiert gleich — das ist doch seltsam — und keiner schreibt die Ordnungszahl aus.

Versuchen wir nun den Namenszug Ramses' I. zu lesen, so beginnen wir mit ☉. Das ist die Sonne und heisst Ra. Das nächste Zeichen 𓋴 heisst s. Also Ras. Das dritte Zeichen 𓄟 ist m; also Rasm. Die junge Wachtel lautet nach Brugsch wie u oder nach Erman wie w. Wir wählen u und sind zu Rasmu gekommen, jedoch mit einem kleinen Kniff. Das letzte Zeichen 𓇓 lautet su oder s nach

Brugsch, aber übertragen stu ist es König nach Erman. Hier im Eigennamen muss es su oder s werden. König Ramses I. buchstabierte also seinen Namen Rasmus. Das ist doch seltsam!

Wer wissen will, wie die zwölf anderen Ramses ihren Namen buchstabierten, mag sich daran ergötzen; ich tue es nicht. Will nur hinzufügen, dass sie nicht Rachusu hiessen.

Wie man schon gemerkt hat, ist Hieroglyphisch eine heikle Sprache; geradezu abschreckend wird sie, wenn man sich darin vertieft und erfährt, dass das selbe phonetische Zeichen zehn verschiedene Laute haben kann. „Kann" ist nicht richtig, „muss" ist besser, denn ohne die angedichteten zehn Laute könnte man keinen einzigen Text lesen.

Indessen, Rasmus hiess in Wirklichkeit Ramesses oder Ramses; das soll bedeuten „der von der Sonne geborene". Und es soll derselbe sein wie der Sesostris der Alten. Die 4 letzten Zeichen bedeuten zusammen geboren, und das erste bedeutet von der Sonne. Nun gibt es aber einen König der siebzehnten Dynastie, der Amosis heisst und so geschrieben wird:



Das müsste nach Analogie bedeuten: geboren vom Mond. Aber Mond heisst nach Erman ibd oder nach Brugsch ab; und geboren heisst nisju nach Erman. Der Mann müsste also Ibdnisju heissen, wenn er nicht einen Witz mit seinem Namen gerissen oder einen Rebus daraus gemacht hat.

Wenn wir zum Stein von Rosette und Ptolemäus übergehen, müssen wir zuerst den Urtext untersuchen. Zu dem Zweck opfere ich meinen Champollion und rücke hier sein Original (1824) ein:

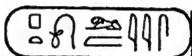


Hier steht, von rechts nach links, Ptoulmis: = P. = T. = ou. Der Löwe = L. = m. Die Federn (Messer, Bäume?) = J. = S. Nun ist zu bemerken, dass diese Auslegung nicht bewiesen und nur eine Zwangsmassregel ist. Aber von dieser Voraussetzung geht die ganze Grammatik aus.

Die Auslegung war einfach, zu einfach. Champollion hielt die Hieroglyphen für Buchstaben schlecht und recht, aber er fragte sich nicht, warum 500 Buchstaben nötig waren, um 20 Laute auszudrücken. Das Sinnlose scheint mir, wie oben dargelegt, fortzufallen, wenn man annimmt, dass die fremden Eroberer einige Hieroglyphen nahmen, um gelegentlich ihre Namen zu bezeichnen und ihre Bekanntmachung zu heiligen. Die Sache selber aber wird nicht klar, und eine Verrückung scheint stattgefunden zu haben.

Neuere Forscher geben hieroglyphische Texte nur mit Konsonanten wieder, indem sie beteuern, dass Vokale fehlten wie im Hebräischen (Steindorff). Aber da waren ja zwei Vokale = ou und = J. Das deutet entweder auf fremden Einfluss oder auf falsche Lesung.

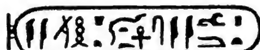
1877 gibt Lieblein im guten Glauben die Ptolomäus-Inschrift abgeschlossen, aber verkehrt wieder,



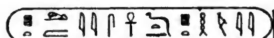
denn im Original, behauptet Dümichen (bei Oncken 1886), wird der Text von rechts nach links gelesen.

Champollion hatte aber die Inschrift umgekehrt und von rechts gelesen. Lieblein hätte also rückwärts Silmoupt lesen müssen.

1886 gibt Dümichen das Original in ein Viertel der Grösse nach Lepsius wieder, in der Zeichnung von Weidenbach.



Hier erscheint Champollions Ptoulmis von rechts; dann aber kommt Dümichen und gibt den Stein von Rosette im Druck wieder:



Ptlmis ānch t'et Ptah mi
Ptolemäus, des lebenden ewiglich, von Ptah geliebt
αἰωνοβίου

Und damit verdolmetscht er den zweiten Teil, den Champollion ausgelassen hat: „Des lebenden ewiglich von Ptah geliebt". Warum sollte der Zunamen Epiphanes, der G l ä n z e n d e, der [Hieroglyphe] gezeichnet wird, mit: „der von Ptah geliebte" wiedergegeben werden? Und warum sollte der Gott Ptah, der sein bestimmtes Determinativ hat, das kleine sitzende wohlbekannte Bild, mit □ ⌓ Pt umschrieben werden, dem Anfang von Ptolemäus?

Bekanntlich wurde die Ptolemäus-Inschrift mit der Kleopatras verglichen; das heisst, man drechselte mit Hypothesen und bastelte zusammen. Wo die Laute nicht stimmten, behalf man sich mit dem Wort Polyphonie, das man mit blauem Dunst oder weissem Pflaster übersetzen könnte. Man sehe nur das Zeichen [Hieroglyphe], das ist ein Stab (?) und kann ausgesprochen werden: ām, ā, t'á, nch, qrm, kem, qa, ka.

Wann es so oder so ausgesprochen wird, das weiss man nicht; aber das ist Polyphonie!

Wir haben noch ein Hühnchen mit Champollion zu pflücken. Er hat nämlich den Namenszug des Ptolemäus geändert. Im Urtext fehlt die Schlinge 𓍯 = ou, aber Champollion hat sie vor dem Löwen (Labo). Gibt es zwei Steine von Rosette oder wagte man das Original zu ändern? Über das Zeichen 𓍯 zankten sich schon Champollion und Young, da der letzte fand, es sei überflüssig und könne ausgelassen werden; aber das gehört nicht hierher...

Warum das Bild des Gottes Ptah innerhalb des Namens Epiphanes umschrieben wurde, „erklärt" man so: Es geschah aus besonderer Rücksicht auf den Gott. Das ist ja etwas geschraubt, da der Respekt von einem Quadrat, einem Erdstück und einer Schlinge noch weniger aufrecht erhalten wird.

Dieses kluge ägyptische Volk, bei dem die Gelehrten und Philosophen des Altertums Weisheit holten, hat man zu solchen Idioten gemacht, wenn es sich um die Schrift handelt, dass man über der Auslegung verdutzt ist.

Ein Beispiel aus Piehls Hieroglyphen. Eine Treppe heisst Cheti und wird 𓊍 gezeichnet. Das ist kurz und witzig. Aber lang und dumm ist es, wenn eine Treppe so gezeichnet wird: 𓐍𓏏𓅱𓊍 Baumzweig, Sieb, Erdhügel, Vogel, schliesslich eine Treppe. Und das bildet man sich ein! Und darauf hat man eine ganze Grammatik gebaut!

Man kann auch Hieroglyphen nicht mit Grammatik und Lexikon lesen, wie andere Sprachen, sondern man muss den Professor fragen, wie man sie übersetzen darf. Manchmal aber sind die Auguren nicht einig, und dann kann man Osten mit Westen übersetzen. Die ganze Ägyptologie scheint derselbe wertlose Schund zu sein wie die Assyriologie; und wenn die Königsfamilien eines Tages entlarvt werden, werden wir Nimrod und Semiramis, Sesostris und Menes wiedersehen. Dann wird die Weltgeschichte, die jetzt gefälscht ist, wieder richtig werden.

Es hat immer kluge und bescheidene Gelehrte gegeben, die meinten, die Hieroglyphen seien die geheime Schrift der Hierophanten gewesen, die man vergessen habe und nun nicht mehr lesen könne. Dass spätere fremde Eroberer, Griechen, Macedonier und Römer, einige heilige Buchstaben benutzten, um ihre Namen unrichtig zu buchstabieren, muss erst bewiesen und dann für das genommen werden, was es ist.

Ein Kircher, ein Klaproth haben versucht, die Hieroglyphen von einer höheren Ebene zu deuten; aber diese Methode muss ja von den Philistern der Wissenschaft mit Naturnotwendigkeit für Torheit angesehen werden!

Heute, da die Spezialisierung in den Wissenschaften herrscht, kann man kaum hoffen, dass Fortschritte in der Ägyptologie gemacht werden, denn mit einer Sprache kommt man nicht weit. Hätten die ersten Ägyptologen Chinesisch gekonnt, wie Kircher, hätten sie nicht lange zu fragen brauchen, was die Inschrift bedeutet. Wahrscheinlich war es ein Sinolog, der sie aus dem Chinesischen lehrte, der Rahmen bedeute einen Eigennamen.

Ein Rask, der 50 Sprachen konnte, wäre der Mann gewesen, durch Analogien die Bedeutung der

Hieroglyphen (wenn sie eine haben) zu erforschen, aber im Notfall könnte ein gelehrter Chinese die Sache machen. Denn die Lautzeichen beider Sprachen sind direkt aus Abbildungen von Gegenständen der Natur hergeleitet, und wahrscheinlich nach denselben Grundsätzen. Aber im Chinesischen gibt es ein System, ein einfaches und bestimmtes. Wenn Zypresse auf chinesich Pe heisst, so wird sie mit dem Determinativ Baum und dem phonetischen Pe bezeichnet, also sie ist der Baum Pe oder der Pe-Baum: 木 肖.

1812 wagte Palin diesen Satz zu schreiben: „Man braucht nur Davids Psalmen ins Chinesische zu übersetzen und sie mit den archaistischen Zeichen niederzuschreiben, um die ägyptischen Papyri zu erhalten.“ Das klingt vernunftwidrig, aber mit einer geringen Änderung kommt doch Vernunft hinein. Die Papyrushandschrift, die hieratische oder kurrente Hieroglyphenhandschrift, gleicht sehr der chinesischen Kurrentschrift. Und zwar so sehr, dass dieser Berliner Papyrus, den H. O. Lange in der „Weltkultur“ wiedergibt, mich veranlasste, ihn zu umschreiben und zu lesen zu suchen.



Hier einige Zeichen, deren ich sicher bin, die ich aber nicht schreiben kann, weil nur der Eingeborene diese Kurrentschrift mit dem Pinsel zu meistern vermag. Der Charakter, die Hand ist so entschieden chinesisch, und doch finden sich zugleich Spuren hieratischer Reste von Hieroglyphen, wie die charakteristische Feder:

Durchforscht müssten werden alle heterodoxen Autoren, von Horapollo bis Klaproth; der erste soll ein annehmbares System für die Deutung der Hieroglyphen gegeben haben, aber ein änigmatisches, das also für akademische Abhandlungen nicht zu brauchen ist: „Ein tiefer Kenner der spätern Hieroglyphenschrift findet viele von Horapollos Deutungen bestätigt; für die Entzifferung und Erklärung sind sie aber fast ganz unfruchtbar."

Indessen und zum Schluss: Was sind die Hieroglyphen? Es sind 3000 Abbildungen des ganzen Schöpfungswerkes, in 25 Klassen eingeteilt; von diesen aber werden nur 500 in der Schrift (?) benutzt. Die übrigen 2500, also die grösste Anzahl, haben einen andern Zweck gehabt, einen unbekannten, grossen.

Heute lässt man gewöhnlich die Bedeutung der Zeichen aus, weil die Gelehrten nicht einig sind. So weiss ich noch heute nicht, was der äusserst gewöhnliche Buchstabe F vorstellt, will mich aber erinnern, dass er einmal Natter genannt wurde.

Es ist vielleicht, wie Swedenborg sagt: eine Korrespondenzlehre, eine Deutung der Arcana coelestia, die vom Gedächtnis gottloser Menschen ver-

gessen oder ihm entrissen ist, weil sie sie zur Schwarzkunst missbrauchten.

Die Wahrheit (wie es sich wirklich verhält) pflegt uns nahe zu liegen, offen aber verachtet, während man die Lüge mit Licht und Laterne in Rattenlöchern sucht.

Professor Piehl schreibt von einer Art Hieroglyphen, die wirkliche Rebus sind. „Wirkliche Rebus entstehen durch weitere Ausbildung des Grundsatzes, gern die Menschengestalt darzustellen. So zum Beispiel in der Hieroglyphe ‚sitzender Junge mit Messer in der Hand' und dem Wert mestem, Augenschminke." „Junge" hat nämlich auch unter andern Werten den von mes und das Messer liest man tem. In älteren Zeiten schrieb man die ganze Gruppe. Determiniert mit ‚drei Kugeln', die auf Farbenstoffe, Minerale und dergleichen hinweisen.

Ein anderes ebenso köstliches Beispiel treffen wir in „ein Mann, der ein Schwein am Schwanze zieht". Mit dem Wert chesteb „Lasurstein, lapis lazuli". (Das Verbum folgen heisst auf ägyptisch ches und Schwein heisst teb.)

Da bleibt ja immer die Frage, wann ein Hieroglyph Rebus ist und wann nicht. Und ob schliesslich Ramses nicht auch ein Rebus ist.

Und die änigmatische Schrift liegt auch hinter der, „die man Chiffreschrift nennen könnte"; da hat die Mehrzahl der Zeichen einen neuen Wert bekommen, und da ist eine Silbe ein Buchstabe geworden. Das war besonders der Fall unter den Ptolemäern und römischen Kaisern, sagt derselbe Autor.

EIN KOREANISCHER PAPYRUS

Von der dänischen Propaganda wird eine Räuberarbeit gegen das Christentum herausgegeben, die „Weltkultur" heisst und natürlich kulturfeindlich ist. In Edmond Abouts leichtem Operettenstil, wie er von dessen Schüler Anatole France auf Religion und Philosophie angewendet wird. In diesem „epochemachenden" Werk wird natürlich Hammurabi wiedergegeben, jedoch die Insignien statt der Gesetze empfangend; aber hier ist man nicht kleinlich.

Aus der selben Varieté-Kultur wird von dem Kopenhagener Oberbibliothekar H. O. Lange ein ägyptischer Papyrus wiedergegeben, der sich in Berlin befindet und in Lepsius' Denkmälern gedruckt ist. Ich habe den auf Seite 567 faksimiliert und tue es noch einmal. Ich habe ihn nämlich ans Orientalische Seminar nach Berlin geschickt, um zu hören, ob es chinesisch sei, wie ich auf Seite 567 vermutete. Man hat jetzt geantwortet: es ist koreanisch!



Aber ich bin nicht sicher, denn nichts ist sicher! Doch wäre es wünschenswert, dass dieser Papyrus untersucht wird; und um die Probe zu machen, sende ich ihn in die Welt hinaus.

Die Koreaner benutzen chinesische Schrift; es kann also chinesisch sein. Wäre es **zugleich** ägyptische Handschrift (hieratische oder demotische), so hätten wir die alte Anregung von Palin, Klaproth wieder!

AUS SWEDENBORGS KORRESPONDENZLEHRE

Für die, welche in Beziehung mit der Astralebene gekommen und die seltsamen Erlebnisse, die damit verbunden sind, zu deuten suchen, ob es nun im Traum oder in wachem Zustand geschieht, habe ich aus Swedenborgs Schriften diese kleine Sammlung gemacht. Vielleicht kann sie einmal zu einer vernünftigen Deutung der Hieroglyphen führen, falls diese wirklich der Mühe wert sind, übersetzt zu werden.

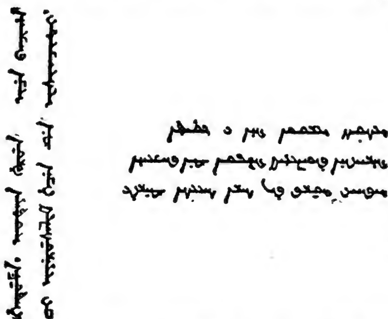
Ferse = das niedrigste Natürliche
Furien = Kinder mit Dolch, Gefäss (Gift) in der Hand
Schlangen = Seelenmörder
Holzhauen = Rechtfertigung in guten Taten
Knochen = Bosheit
Skelett = das Böse
Fisch = wissenschaftlich
Vogel = Verstand
Frucht = Weisheit (Speise)
Blatt = Verständigkeit (Heilmittel)
Schlange = sinnlich
Mann = vernünftig
Weib = Selbstliebe
Weinstock = geistig gut
Feigenbaum = natürlich gut
Dorn = Fluch
Distel = Verwüstung
Brot = geistige Speise
Hahn, Wildkatze, dunkler Tiger = ungetreue Frauen
Horn = Macht bei dem Wahren
Pferd = die verständige Erörterung
Herz = Neigung zum Guten
Augen = Verstand
Ohren = Gehorsam
Hand = Macht
Meer = Wissenschaften = Herrschsucht
Sonne = Liebe
Ochse = das Natürliche mit Rücksicht auf das Gute
Esel = das Natürliche mit Rücksicht auf das Wahre

Ratten = Geizige
Goldene Götzenbilder = Falschheiten über göttliche Dinge
Silber = geistig
Gold = das Gute der Liebe
Kupfer = Liebe zum Nächsten
Eisen = natürlich wahr
Stein = Glaube
Holz = gute Werke
Schiff = Kenntnis von gut und wahr
Blitzstrahlen = { Erleuchtung vom Himmel / Beweis einer Falschheit }
Obstbaum (Oliven) = Liebe zum Guten
Lorbeerbaum oder Weinstock = Liebe zum Wahren
Adler = Kenntnisse
Löwe = der Herr, Macht des Wahren
Tier = viventia
Lamm = der Herr
Cherubs = das Wort
Pferd = das Verständnis des Wortes
Weisse Kleider = die Wahrheiten des Wortes
Tür (offen) = einlassen
Weiss = das geistige Licht
Rot = das Licht der Liebe
Schwarz = Falschheit
Rubin = himmlisch
Saphir = geistig
Smaragd = natürlich
Bett = die Lehre
Ägypten = { Wissenschaft bei natürlichen / Verrücktheit in geistigen Dingen }
Assur = Erörterung
Chaldäa = Entheiligung des Wahren
Babel = Entheiligung des Guten
Stab = Macht
Zepter = Königsmacht
Rohr (Schilfrohr) = schwache Macht
Hof, Vorhof = Gemeinde
42 Tage (6 Wochen) = heiliger Zustand
Kleider = Wahrheiten
Sack = tiefe Trauer
Olivenbaum = Liebe
Leuchter = Erleuchtung
Feuer = höllische Liebe
Regen = das Wahre der Gemeinde

Wasser = Wahrheiten
Blut = Falschheiten
Ägypten = Sodom
Drache = Falschheiten des Glaubens
Gefäss = wissenschaftliche Dinge
Wein = das Wahre vom Guten der Liebe
Rauch = Verdammnis
Sense = Wahrheit, Gericht halten
Angesicht = Zorn, Arglist
Berg = himmlische Liebe
Berg und Hügel = verkehrte Liebe zum Bösen
Hirte = Lehrer
Bock = die, welche im blossen Glauben sind
Buch = geistiger Sinn
Brust = Liebe
Bogen = Lehre die kämpft...
Pfeile und Spiess = Wahrheiten oder Falschheiten
Stachel = schädliche Falschheiten
Heuschrecken = Falschheiten, Sinnlichkeit, Zwerge
Frösche = Erörterung von Begierden
Grün = lebendig
Nieren = Wahrheiten der Weisheit und des Glaubens
Kopf = Weisheit aus Liebe
Hunde = Lüsternheit (Schwelgerei)
Eisen und Axt = Falschheit aus eigener Verständigkeit
Kalb = {a. Lust, die Wahrheit zu erfahren
b. Lust, die Falschheit zu erfahren (in Ägypten)
Kreuz = Versuchungen
Krone = Weisheit, Siegeszeichen
Laub = sinnliche Wahrheiten
Mond = das Wahre des Glaubens aus dem Guten der Liebe
Schlüssel = öffnen und schliessen
Palme = göttliche Wahrheit
Leopard = verfälschte Wahrheit
Mühle = Musterung
Regenbogen = neue Geburt
Schildkröte = dünkelhaft
Skorpion = tötende Überredungsgabe
Stadt = Gemeindelehre
Sterne = Kenntnis von gut und wahr
Zahn = Sinnlichkeiten
Baum = Menschen mit Rücksicht auf ihre Neigungen
Flügel = Macht, Schutz

VON DER URSPRACHE UND BABELS VERWIRRUNG

Es fängt so an: Beim Studieren der chinesischen Sprache fand ich mich eines Tages genötigt, an den mandschurischen und mongolischen Sprachen zu nippen, an ihren Schriftzeichen nämlich. Diese Schrift sprach mich sofort auf eine unglaublich fesselnde Art an, und ich war im Begriff, in ihr stecken zu bleiben. Wird von rechts nach links und von oben nach unten geschrieben wie Chinesisch. Eines Tages aber hatte ich die Schrift umgelegt; da fand ich, sie gleicht der arabischen, besonders der alten, die auf kufischen Münzen gebraucht wird; ich versuchte die zu lesen, ohne dass es gelang.



Als ich Forschungen anstellte, fand ich, dass Mongolen und Mandschuren ihre Zeichen von den Uiguren entlehnt haben (Vambéry). Die Uiguren sind ein türkisches Volk um Kaschgar. Die wieder haben ihre Zeichen aus dem Syrischen entlehnt, oder dem ältesten Arabischen. Diese müssten ihrerseits von den Phöniziern entlehnt haben, und die wieder von den Ägyptern. Dass die Phönizier das Alphabet

erfunden haben, gilt heute für eine Lüge, denn Schiffer und Kaufleute haben keine Zeit, eine Schrift zu erfinden. Von der Mongolei bis nach Ägypten war der Sprung zu gross, und ich wagte nicht, ihn zu machen. Später aber, als ich in Lieblein las, dass de Rougé deutlich gezeigt, wie die Phönizier aus den hieratischen Handschriften der Ägypter entlehnt haben, begann ich über die Sache nachzudenken.

Ich fand beim Hieroglyphenlesen in Gruppen wohl ausgeführter Zeichungen von Gegenständen der Natur eine Art linearer Zeichen, die nicht zu der Handschrift gehörten, aber an syrische Schrift erinnerten. Ich sammelte einige und erhielt diese, die einen Übergang von hieroglyphischer zu hieratischer, vielleicht auch demotischer Handschrift zu bilden scheinen.

Wenn man aber Syrisch (Estrangelo) aufrichtet und verbindet, wird es Uigurisch oder Mongolisch. Und ich will es jetzt mit den linearen Hieroglyphen so machen, die wahrscheinlich alle phonetisch sind:

= tes
= tes
= ab

= Chet
= pch
= nes

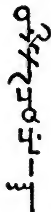
= ses
= ab

Diese Zeichen gleichen syrischen, wenn man sie umlegt; aufrecht aber wird es Mongolisch.

Nun schicke ich voraus, dass verschiedene Völker fremde Schriftzeichen benutzen, ohne dass die Laute stehen bleiben oder die Sprachen eine Ähnlichkeit besitzen. So heisst P auf Lateinisch Pe, aber auf Griechisch Ro. Und so weiter.

Nimmt man die demotischen Zeichen und reiht sie auf einen Stab auf, so erhält man eine noch grössere Ähnlichkeit mit dem Mongolischen.





Lege ich diese, erhalte ich Syrisch. Diese Art, aufzureihen und zu binden, heisst in der Runenschrift „samstafva", und es war erlaubt, die Runen umzukehren (Kehrrunen) oder sie zu stürzen (Stürzrunen) oder sie zu verdoppeln.

„Samstafva" Runen, auf Runenstäben, sehen so aus:





Kehrt man sie aber um, so (rechts). Das gleicht mehr Demotisch und Mongolisch.

Das nur nebenbei, obwohl, nachdem Wimmer 1874 mit seinem Ultimatum die Runenkunde vernichtete, es gut sein kann, manchmal zu Liljegrens Runenlehre zurückzukehren.

Wenn Wimmer zugibt, dass die Runen aus dem römischen Alphabet abgeleitet wurden, und dieses aus dem griechisch-phönizischen, und das phönizische noch Spuren von ideographischen Abbildungen beibehält, so müssen ja, nach Euklid, die Runen auch Spuren davon beibehalten. Und wenn also die Runen indirekt aus dem Phönizischen abgeleitet wurden, und das Phönizische aus dem Ägyptisch-demotischen (Hieroglyphischen), so müssen ja die Runen auch aus dem Demotischen (Hieroglyphen) abgeleitet werden.

Aber Liljegren geht nicht so weit; er behauptet nur, dass einige Runen dem Hebräischen ähnlich sind, das ja Phönizisch war.

Unbegreiflich ist, dass die Schrift Hirakama der Japaner, die der chinesischen Kurrentschrift entlehnt und dann stilisiert ist, dem Demotischen der Ägypter gleichen kann. Man vergleiche:

Hirakama	*Demotisch*
の = no	
ら = ra	
ま = ma	
に = ni	
お = o	
る = ru	
ぶ = bu	
き = ki	

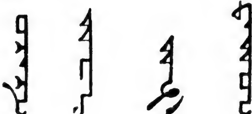
Vielleicht kommt es nur daher, dass die menschliche Hand ein und dieselbe war, die dem Bildtrieb des Sinnes folgte, als der von Nachahmung der Natur ausging. Wir haben ja oben gesehen, wie hieratisch ägyptische zum Verwechseln chinesischer Kurrent ähnlich ist, ohne dass man einen Zusammenhang nachweisen kann.

Wer sich damit ergötzen will, Sanskrit zu stilisieren, indem er die langweiligen Winkelhaken fortputzt, wird sehen, wie leicht es Syrisch (Estrangelo, Uigurisch) wird. Das ist um so interessanter, als die heutigen Gelehrten wirklich zugeben, dass sie nicht wissen, woher das Sanskrit seine Buchstaben (Silben) genommen hat.

Damit hat man Spuren von Tamulisch und Tibetanisch gefunden.

Dies ist eine Handschrift des Mahabharata aus der Königlichen Bibliothek von Stuttgart. Es scheint nicht Sanskrit zu sein, aber so aufgereiht, und wenn man die Buchstaben nach links kehrt, gleicht es eher dem Mongolischen. Und ich frage mich, woher haben Mongolen (und Hindus) ihre Schrift, nicht Sprache, genommen!

In Athanasius Kirchers China befindet sich auf Seite 42 eine syrische Inschrift, deren Handschrift durchaus den Charakter der phonetischen Zeichen besitzt, den ich in den Hieroglyphengruppen zu finden glaubte. Besonders sind Dreiecke und Vierseite zu erkennen:



die mit den oben gegebenen ägyptischen identisch sind. Und diese Inschrift, die in China gefunden ist, hat Kircher wohl den Anlass gegeben zur „Lingua Ägyptiaca“, die gelehrte Narren natürlich als wertlos für die „Wissenschaft“ bezeichnet haben.

Da die Forschung uns die Sündflut wiedergegeben hat, scheint auch die Sprachenverwirrung von Babel im Anzuge zu sein. Zwei Arbeiten sind schon erschienen:

1. Reinisch, Einheitlicher Ursprung der Sprachen der Alten Welt.

2. Trombetti, Unità d'origine del linguaggio.

Als Darwin 1859 der Welt verkündete, er glaube von einem affenähnlichen Säugetier abzustammen, ward die Mitteilung mit einigem Zweifel aufgenommen. Drei Jahre später aber wurde der eben gefundene Gorilla in einer Londoner Menagerie entdeckt, und da zweifelte man nicht mehr: Darwin stammte von einem Gorilla ab! Sein Freund Huxley erkannte ebenfalls die Verwandtschaft an, schrieb eine Abhandlung, die nachwies, dass der Gorilla dem Menschen näher steht als den übrigen Affen. Und nun wurden die Äfflinge Übermenschen, geistige Oberklasse. Lanz-Liebenfels glaubt dagegen, die Gorillisten sind Unzuchtprodukte, obwohl Vogt (der Affenvogt) die Stammtafel aufstellte, die dann von Haeckel vervollständigt wurde.

So sah Darwins Stammvater aus, als er sich verlobte. Erinnert an das japanische Sprichwort: Sag' dem Hund gute Worte, bis du den Stein in der Hand hast!



Aber Adam Krafft glaubte, die Mutter des Menschensohnes habe so ausgesehen!



Und so sieht das Menschenkind aus, wenn es sich aus der Keimhaut entwickelt hat und noch im Mutterschoss schläft. Sieh, wie schön es ist, obwohl das Bild nur aus einer Anatomie geholt ist!



Man forscht jedoch noch immer nach dem fehlenden Glied in der Kette der Geschwister. Und ein Herr Garner hat soeben entdeckt, dass die Affen sprechen können. Er hat sogar einen kleinen Sprachführer für Afrikareisende aufgesetzt.

Wenn der Affe Milch haben will, sagt er: cheu! Will er mehr haben, sagt er wieder cheu, das nicht danke bedeutet! Alarm heisst I-tsch-g-k.

Man wartet nur noch darauf, dass eine Literatur entdeckt wird, auf Palmblättern. Auf eine Wissenschaft braucht man nicht zu warten, denn die ist schon da. (Siehe Bibliographia Darwiniania.)

Merkwürdig ist jedoch, dass die Affensprache nicht der Keilschriftsprache oder dem Sanskrit gleicht. Sonst pflegen die wichtigsten Worte in allen Sprachen einander zu gleichen oder sind onomatopoietisch. Im Chinesischen heisst schon Vater = pa (= papa) und Mutter mu; ich = ngo (= ego). Die Interjektionen, welche die reinsten und einfachsten Ausdrücke ursprünglicher Gemütsbewegungen sind, weisen auch auf einen menschlich gemeinsamen Ursprung hin. Im chinesischen heisst ach! ei! = ho-ya! Hm? heisst ngu? Hi-hi-hi (Freude) heisst hihi? Hi (Schmerz) ist i! In China kräht der Hahn kiao-kiao! Der Regen macht tap-tap! Und das kleine Kind macht $m\bar{e}$(= mä-mä). Die Katze heisst $mi\bar{a}o$! Der Rabe heisst Kwa, weil r in China nicht ausgesprochen, sondern w wird, wie in Paris (= Pawis). Und so weiter.

Aber keiner dieser Naturlaute ist in der Affensprache wiedergefunden worden. Das widerspricht sowohl den Lautgesetzen wie der Abstammung der Arten. (Vergleiche Kipling, Bekehrung der Keimhaut.)

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lernten wir in den Schulen eine Weltgeschichte, die ein Student von heute für eine einzige Lügengeschichte erklären würde, wenn es auch nicht bewiesen ist, dass es eine war.

Wir begannen also die Geschichte Ägyptens mit einem Sesostris, der jetzt Ramses II. heisst, oder Useretsen II. oder Seseretsen oder Seti Ramses von der neunzehnten Dynastie. Sesostris gibt es nicht mehr!

Babylonien-Assyrien begann mit Nimrod, Ninus und Semiramis, deren Regierungsjahre wir lernen mussten. Nimrod sollte 2221 gelebt haben, obwohl jetzt der famose Hammurabi 2235 regiert hat. Nimrod ist gestrichen, Ninus und Semiramis auch, weil man sie in den Keilschriften nicht gefunden hat. Das ist ein schöner Beweis. Denn 1876 war Ismi-Dagan der älteste Königsname, den man in den Keilschriften gefunden hatte; der regierte nur 1800 Jahre vor Christus. Findet man jetzt Nimrod, Ninus und Semiramis in den Ziegelsteinen, so streicht man Ismi-Dagan, Hammurabi und die ganze Gesellschaft; dann muss man ein neues Lehrbuch schreiben. Semiramis ist jetzt eine Göttin der Liederlichkeit (Istar) und gehört zu Hammurabis Phallus-Kodex. Aber das ist nicht wunderbar, da der Patriarch Abraham der Gott einer meteorologischen Anstalt geworden ist, und seine zwölf Enkel in die zwölf Planeten (?) verwandelt wurden; die Pharaonen in einige Kometen, und die sieben mageren Kühe in einige Sonnenparallaxen.

Darauf erfuhren wir, der Trojanische Krieg sei eine Sage. Waren aber höchst erstaunt, als die Gatten Schliemann den Priamus-Schatz ausgruben.

Deukalien und die Flut waren Erfindungen. Cadmus, der die Buchstaben von den Phöniziern holte, war eine Schifferlüge, denn der Ägypter Memnon erfand die Buchstaben 1822 vor Christus. Kekrops hatte niemals Athen gegründet mit einer Kolonie Saiter von Ägypten. Minos auf Kreta war ein Gemeindestier und kein König.

Rom wurde nicht am 12. April 753 (Varro) gegründet. Aeneas hat niemals seinen Fuss dahin gesetzt, denn er hat nie gelebt. „Einer der Niebuhr hiess", über den schon Goethe Eckermann gegenüber klagt, hatte einen Handelsvertrag zwischen Rom und Karthago entdeckt, der nachwies, dass alle Geschichten des Livius vom frühen Zustand des römischen Volkes nichts als Fabeln sind. Nicht einmal Lukretia sollte gelebt haben! Und so weiter.

In solcher Weisheit wurde ich erzogen. Und als ich im Alter von acht Jahren mich erschiessen wollte, weil ich die Welt für verrückt hielt, musste ich mit Tränen in den Augen das Geschlecht der Ynglinge auswendig lernen. Meine Kinder wissen nicht, wer die Ynglinge waren. Ich will es erzählen, nach Jakob Ekelung. Es waren: Oden, oder Tirkiakönig, weil er von der Türkei war, Njord, Yngwe, Frey, Fjolner, Swegder, Wanland, Wisbur, Domalder, Domar, Dyggwe, Dag, Agne, Alrich und Erich, und noch ein Dutzend. Alle sind jetzt gestrichen aus Gründen, die ich nicht erzählen kann, die aber nicht als falsch bewiesen sind.

Aber die Folge war, dass der unglückliche König Erich XIV. nur noch Erich VIII. sein konnte, also sein ganzes Leben mit einem falschen Alibi herumging; deshalb war er wohl nicht ganz richtig. Kein schwedischer König ist seitdem so mutig gewesen, sich Erich zu nennen; dann würde er nämlich identisch mit Erich IX., das war Erich der Heilige.

Anstatt mit dem Geschlecht der Ynglinge zu beginnen, fängt die schwedische Geschichte jetzt mit den Feuersteinsachen an, die Trilobiten oder Stinkkalk oder im Sand geschliffenen Dioriten gleichen, oder Tonzylindern von Babylon. Nun sollte das alte Eisen folgen, aber nein, die Bronze geht vor, und Zinn findet sich wirklich in den Gruben von Utö, aber mikroskopisch. Doch Bronze oder Messing ist schwerer herzustellen als Eisen, denn die ersten verlangen Flussmittel und Kohlenpulver, um nicht zu verbrennen, während das Sumpferz selber Flussmittel besitzt und in einer Grube geschmolzen werden kann. Doch genug davon!

Das Geschlecht der Ynglinge wurde gestrichen, und vielleicht übereilt, denn die Namen vieler Ynglinge kommen in ausländischen Quellen vor. Doch die Urgeschichte oder die Sage von der Volksseele mit alten Sachen und Lumpen ersetzen wollen, das ist Verfall.

Die schwedische Urgeschichte hat fünf Ecksteine, die natürlich mit Hohn verworfen sind: Sven Nilsson, Urbewohner des skandinavischen Nordens; Hyltén Cavallius, Wärend und Wirdarne; Axel Emanuel Holmberg, Nordländer zur Heidenzeit; Arwid August Afzelius, Sagengeschichte nebst Volkslieder; Dybeck, Runa. Aus älteren Zeiten hat man Olaus Magni, Buräus, Rudbeck, Stjernhjelm, Sjöborg, Liljegren.

Wer die Urgeschichte unseres Landes kennen lernen will, kann mit den Edden und Snorre sowie den isländischen Sagen beginnen; aber er muss nicht „Hjalmar Linnströms" Klüngelgeschichte lesen, die mit Altertümern beginnt, mit Dissertationen, Kannegiessereien, Lobreden und Todesrunen fortfährt.

Um zu beleuchten, wie wenig man von der schwedischen Geschichte weiss, gebe ich einige Beispiele.

Man weiss nicht, woher das Geschlecht der Folkunger gekommen ist. Ob aus England, Brabant oder der Heimat, weiss man nicht. Magnus Eriksson, den wir in der Schule „den Koser“ nennen mussten, heisst jetzt Magnus der Gute, wie er zu seiner Zeit schon in Norwegen genannt wurde. Die schreckliche Brigitte und die Chroniker der Zeit hatten seine Geschichte gefälscht, aber die Nachwelt hat sein Andenken wieder berichtigt. In Hildebrands Geschichte Schwedens ist Magnus Eriksson von neun der schlimmsten Beschuldigungen befreit. Karl Knutson dagegen, der in der Karlschronik gelobt und gepriesen wird, ist jetzt als ein Tropf entlarvt. Die Union von Kalmar, die wir auf die Jahreszahl, 1389, lernten, hat nie existiert; die Königin Margarete braucht also nicht als Urheberin des Unionsgedanken gefeiert zu werden.

Man weiss nicht, ob Engelbrecht aus dem sächsischen Erzgebirge war, oder aus Sala, oder aus Dalarne, oder aus Dänemark, oder aus Norwegen; oder ob er mit dem Kurfürsten von Köln, Engelbert I. (geboren 1185) verwandt war. Dieser hatte ein ähnliches Schicksal wie unser Engelbrecht. Er verfolgte nämlich die Raubritter. Wurde Reichsverweser, während der Kaiser in Rom war. Schliesslich wurde er von einem Vogt erschlagen, der von Isenburg hiess, in einem Hohlweg, und liegt begraben im Kölner Dom. Man müsste sein Wappen untersuchen, ob es dem Engelbrechts gleicht. (Ficker, Engelbrecht von Köln, 1853). Aber das will man nicht! Man weiss nicht, wann Engelbrecht geboren ist, auch nicht, wo seine Frau und seine Kinder geblieben sind.

Man weiss nicht, ob die volkstümlichen Stures Dänen waren, aber man glaubt es. Und dass die beiden ersten Stures nicht verwandt sein sollten, kam uns dumm vor; aber man behauptet nicht gern, dass

Swante und dessen Sohn Sten Sture der jüngere von Engelbrechts Mörder abstammen.

Von dem Prozess, der Olaus Petri wegen seiner Teilnahme am Mordanschlag gegen Gustav I. gemacht wurde, weiss man nicht viel, denn Karl IX. liess aus Tegels Geschichte den Bericht herausnehmen, weil er unvorteilhaft für Gustav Wasa war. Im schwedischen Reichsarchiv liegt jedoch eine Handschrift über den Prozess. Olaus Petri scheint, nach seiner Chronik zu urteilen, die Reformation bereut zu haben; er schildert nämlich die katholischen Bischöfe sympathischer als es Gustav Wasa wünschte; der König warf Olof vor, er habe schliesslich „ein pfäffisches Gewissen“ gehabt. Darum, und auch weil Olof die ältesten Wasas als Freunde der Dänen hingestellt hatte, wollte Gustav I. Olofs schwedische Chronik konfiszieren und verbrennen; die ist jedoch im Druck auf die Nachwelt gekommen und für gut befunden worden.

Man weiss nicht, ob Hemming Gad ein Verräter war oder nicht. Man weiss nicht, wann Gustav Wasa geboren ist. Man hat unter vier oder sechs Jahren zu wählen! Ob der Taljunker Christine Gyllenstjernas Sohn war, weiss man auch nicht. Ob Erich XIV. ermordet wurde, weiss man nicht. Auch nicht, ob Karin untadelhaft war. Dass sie ein boshaftes Ding war, geht aus Briefen hervor (siehe Ahlqvist).

Seitdem weiss man nicht viel aus der schwedischen Geschichte. Denn die Könige hielten Reichshistoriographen, diktierten selber zu Protokoll, zensurierten, verbrannten unangenehme Akten. Die schwedischen Könige machten es wie die von Assyrien und Babylonien: sie vergötterten sich! Da fragt man: Was hat es für einen Zweck, Geschichte zu schreiben, und sie zu lesen? Die Urkunden sind ja gesichtet und gefälscht!

Fryxell versuchte, die schwedische Geschichte durch Forschungen in ausländischen Archiven wieder-

herzustellen, in denen die Berichte der Gesandten am Hof von Stockholm verwahrt sind. Etwas fand er; aber wir können über die Glaubwürdigkeit nicht urteilen, da ja die Ausländer so schlecht unsere Sprache verstanden. Dass aber Karl XII. verrückt und Christine eine Dirne war, das ist wohl sicher. Dass Gustav Adolf jährlich 400000 Reichstaler vom Kardinal Richelieu erhielt, der seine Protestanten bekriegte, das ist bewiesen und anerkannt (Bärwalde 1631).

Von Gustav III. an glaubt man alles zu wissen, denn man besitzt Memoiren in Unendlichkeit. Aber die widersprechen einander und man wählt nach Interesse und Leidenschaften, ob man ihn zu einem Gott oder einem Teufel machen will. Missfallen zum Beispiel die Memoiren des einen, so sagt der Gegner: das war der Feind des Königs (und alle Feinde sind ja Lügner). Missfallen die des andern, so sagt der Gegner: das war sein Freund (und alle Freunde sind Lügner).

Wie die schwedische Geschichte von der Oberklasse behandelt ist, kann man am deutlichsten gewahren, wenn man zu der schrecklichen Christine kommt... Dass man in die Lehrbücher nicht die Geliebten der Regenten bringt, ist ja richtig; dass man die Schwächen der Menschen übersieht, ist ja passend. Dass man aber Fehler in Verdienste verwandelt, oder Laster ausradiert und mit fehlenden Tugenden ersetzt, das ist durchaus unehrlich, beinahe schurkisch, besonders wenn man andern seine Lügengeschichten aufzwingen will.

Für die Bibliothek vom Uppsala wurden 1814 vom Kronprinzen Karl Johan die berühmten Nordinschen Sammlungen angekauft, „die reichste Quelle für Forscher der schwedischen Geschichte" (neben der Palmsköldschen). Bischof Karl Gustav Nordin war

ein sehr gelehrter, sehr gewissenhafter Mann, und so betraut, dass er in der schwedischen Akademie von deren Stiftung 1786 bis 1811 die Gedächtnisreden über — berühmte Männer, die bei der jährlichen Feier verlesen wurden, verfassen musste. Dieser hochgeschätzte Forscher hatte seinen Sammlungen die Anecdota Benzeliana einverleibt. Anecdota bedeutete damals nicht schlüpfrig lustige Geschichten, sondern ganz einfach „nicht herausgegebene Handschriften". Anecdota Benzeliana sind Sammlungen, die der Erzbischof Erich Benzelius der jüngere, einer der gelehrtesten und geachtetsten Erzbischöfe Schwedens, angelegt hatte. Er war eine Zeit lang Bibliothekar an der Universität Uppsala und gründete auch die Gesellschaft der Wissenschaften in Uppsala.

Da ein Nordin gewissenhaft geforscht und Benzelius gewissenhaft gesammelt hatte, kann man doch glauben, sie würden Lügengeschichten von einer schwedischen Königin verschmäht oder vernichtet haben.

Nun zitiert Fryxell aus den Anecdota Benzelii diese Angabe über Magnus Gabriel de la Gardies Verhältnis zu Christine; aber ich muss eingestehen, dass Fryxell die Angaben zu bezweifeln wagt, ohne seine Gründe zu nennen.*

„E. Benzelius erzählt, Christine habe mit Magnus Gabriel de la Gardie zwei Töchter gehabt; die ältere, Maria, sei alt und unvermählt gestorben; die jüngere, Christine, habe einen Hauptmann geheiratet und sei die Mutter einer Jungfer Stina geworden, die 1710 bei der Gräfin Lina Oxenstjerna war."

Nun fragt man sich zuerst: kann man solche biographische Einzelheiten erfinden? Würde nicht

* Doch, er wollte in die Akademie, in die Afzelius nicht kam weil er in seiner Sagengeschichte angedeutet hatte, Magnus Gabriel de la Gardie sei Gustav Adolfs Sohn von Ebba Brahe.

ein Schmähschreiber einfach ausgestreut haben, Christine hat zwei Kinder mit de la Gardie gehabt. Hier aber steht: alt und unvermählt. Hier steht: verheiratet mit einem Hauptmann.

Der sonst furchtlose Fryxell wurde furchtsam als der grosse Augenblick kam. Er wurde nämlich 1840 in die Akademie gewählt, mitten in den Teilen über Christine, die 1838—1842 erschienen. Und man merkt das Halsband im letzten Teil! Da wird die zweifelhafte Königin vollständig reingewaschen; alle Notizen, die der Autor vorher losgelassen, werden jetzt eingefangen und als Klatsch und Lüge verbrannt.

Über Christines Günstling Holm-Lejoncrona hat der Autor im biographischen Lexikon ein Epigramm von Stjernhjelm wiedergeben, vom Vater der schwedischen Dichtkunst; das ist, wenn auch auf lateinisch, so durchsichtig, dass ich es nicht noch einmal zitieren will. (Vergleiche meine „Schwedischen Miniaturen".)

Alle ausländischen Quellen geben Pimentelli als Liebhaber an; und es wird nicht verhehlt, dass Monaldeschi in Fontainebleau ermordet wurde, weil er „indiskret" und untreu gewesen. Die Beweise seiner Schuld fanden sich in seinen Briefen an seine Geliebte; in denen beklagt er sich, wie der junge Essex sich über die alte „jungfräuliche Königin" Elisabeth von England beklagte. (Siehe David Hume, History of England. jedoch in den Fussnoten.) Oder wie die Gefangenen des apokryphischen Tyrannen Mecertius über die originelle, aber grausame Behandlung.

Ich bleibe dabei, dass all dies nicht in die Geschichte gehört. Aber es gehört in einen Roman oder in ein Drama, denn da interessiert nur das Menschliche; da hat man kein Recht, die Liebe auszuschliessen, die in Leben und Charakterentwicklung des Weibes die grösste Rolle spielt. Selbst Schiller

fand, der Jungfrau von Orleans fehle das grosse Interesse; darum wagte er gegen besseres Wissen ihr eine vorübergehende Liebe zu Dunois, dem Bastard von Orleans, anzudichten.

Aber Christine war keine Jungfrau von Orleans. Dass sie aber liebte, darüber braucht man doch nicht zu jammern; das braucht man nicht zu verbergen. Als Amazone und Précieuse Ridicule, sich Unvergleichlich mit griechischen Buchstaben schreibend, besitzt sie kein Interesse. Aber als Weib, kämpfend für ihre vermeintliche Unabhängigkeit, auch in der Liebe, und wie Madame de Staëls Corinna unterliegend, ist sie ein grosses und tragisches, äusserst dramatisches Motiv.

Eine vorsätzliche und verhängnisvolle Fälschung ist auch der Beschluss von Helgeandsholm, den wir in der Jugend lernen mussten. Der soll von einem Palne Eriksson zu Rafvenäs erdichtet sein und erkannte der Krone das Recht zu, die Bauern tagewerken zu lassen und ihren Grund und Boden zu besteuern. Das heisst, der König wurde Grundbesitzer vom Schwedischen Reich.

Es gibt etwas, das pragmatische Geschichte heisst. In dieser Sorte werden die Ereignisse in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung gebracht. Und damit beginnt die grosse Kannegiesserei; da wird Ursache und Wirkung verwechselt; da werden den Personen Motive und Gesinnungen angedichtet, die sie nie besessen haben; da fragt man, ob es nicht besser gewesen, wenn Napoleon so gehandelt; da vermutet man, es habe eine geheime Ursache zum Frieden von Aachen gegeben, die wir nicht kennen.

Sucht man die Ursachen zur französischen Revolution, so findet die Oberklasse sie in der Ver-

wilderung des Volkes; und die Unterklasse findet sie in der Erbärmlichkeit des Königs und Hofes.

Die menschlichen Interessen und Leidenschaften diktieren die Urteile. Ein Protestant wird immer den dreissigjährigen Krieg als einen herrlichen Sieg schildern und Lützen als einen Triumph. Die Katholiken betrachten den Krieg als eine Strafe für die Abtrünnigen, da Deutschland durch den hundertjährigen Krieg in eine Wüste verwandelt wurde; und Lützen halten sie für eine Niederlage, da der König im Schachspiel matt wurde. Was die Protestanten Freiheit von Rom nennen, heissen die Katholiken eine babylonische Gefangenschaft, da die Landesfürsten die Päpste der protestantischen Kirchen wurden. Luther ist für sie ein Mann der Sonderung, der die Gemeinde im Norden von Rom trennte, während die apostolische Nachfolge und Überlieferung im Norden lag. Und so weiter.

Was hat es für einen Sinn, pragmatische Geschichte zu schreiben, wenn man vorher weiss, wie die Urteile ausfallen werden.

Über „Gott in der Natur“ hat man viele Bücher, aber über „Gott in der Geschichte“ hat man wenige. Herder und Johannes von Müller sind vielleicht die einzigen. Sonst ist alle Geschichte gottlos und darum wertlos.

213 vor Christus liess der Kaiser von China, Chi Hoang Ti, alle historischen Bücher sammeln und verbrennen, da sie den Lebenden hinderlich seien; teils seien sie nur mit Mühe zu lesen, teils stellten sie durch ihre Unzuverlässigkeit frühere Zeiten in ein falsches Licht.

In unserer Jugend lernten wir, ein Kalif Omar habe die Bibliothek von Alexandria verbrannt, weil sie überflüssig sei, da man den Koran habe. Das kann jedoch, wie so manches andere, Lüge sein. Aber die Idee war jedenfalls gut, will mir scheinen!

DIE SÜNDFLUT-SAGE

Aus der assyrischen Sündflutsage, die ehrlicherweise in Rosenbergs Sprachlehre noch Sündflut heisst, wegen der Bosheit der Menschen, und noch nicht mit Sint (gross) verpfuscht ist, will ich jetzt eine Sprachprobe mitteilen.

Ki-ik-ki-is Ki-ik-ki-is	J-ga-ar i-ga-ar
Ki-ik-ki-su si-me-ma	J-ga-ru ki-ir-sa-as
A-me-he Su-ri-ip-pa-ku-u	Ma-a-ar U-ba-ra-tu-tu
U-ku-ur bi-i-ta bi-ni	E-li-ip-pa.

Ich habe früher erwähnt, dass die Chinesen ihre Schrift von der Schale der Schildkröte oder aus den Spuren des Vogels im Sand holten. Dieser Text erinnert wirklich an der Ornithologen Aufzeichnungen vom Gesang der Vögel, wenn es auch nicht gerade das Lied der Nachtigall ist. Denn es ist nicht schön, eher hässlich, so hässlich wie die Feigensprache, udevoppodevo midivin mudevum usw.

Übersetzt lautet der Text:

Rohrhaus, Rohrhaus, Mauer, Mauer!
O Rohrhaus, hör! O Mauer, vernimm!
Du Mann von Surippak
Ubaratutus' Sohn
Reiss dein Haus nieder und bau ein Schiff!

Noch eine Probe:

Mi-im-ma i-su-u E-si-en-si
Mi-im-ma i-su-u E-si-en-si
Mi-im-ma i-su-u E-si-en-si Ka-as-pu
Mi-im-ma i-su-u E-si-en-si Hu-ra-a-su
Mi-im-ma i-su-u E-si-en-si ze-e-er
Na-ap-sa-ti Ka-la-ma Us-te-li a-na li-ib-bi
E-li-ip-pi Ka-la Ki-im-ti-ia u sa-la-ti-ia.

All dieses Zwitschern bedeutet ganz prosaisch: „Mit allem, was ich besass, füllte ich das Schiff, mit Silber, mit Gold, lebenden Wesen aller Art, meiner Familie, meinem Hausgerät . . ."

Wenn man sich nun fragt: wem gleicht diese Sprache? Ich kenne die Negersprachen oder die

anderer Naturvölker nicht so genau, aber so niedrig steht wohl kaum eine menschliche Zunge wie diese. Ich habe Ähnliches gehört, aber im Affenhaus des Jardin des Plantes, bei den kleinen Meerkatzen, und in den Vogelhäusern des zoologischen Gartens. Ich fragte mich, ob die Schnecke Conus marmoratus ausgekrochen wäre und die Keile auf ihrer eigenen Schale gelesen hätte; so einförmig ist nämlich der Schneckentext auch, und nur der!

Das soll jedoch die Sprache des Herrn Zebaoth sein, in der er Die Zehn Gebote skizzierte, eher er sie auf dem Berge Sinai verkündete!

Wie diese Sprache der Assyriologen entstanden ist? fragt man sich. In L. W. Kings Assyrian Language (1901) glaube ich die Spur gefunden zu haben. Da verrät sich nämlich ein Bemühen, das Hebräische dieser Teufelsprache unterzulegen; wo man eine Lautähnlichkeit merkte, machte man gleich. Das Wort Alpu drechselte man zu Aleph; jetzt bedeutet es Ochse; aber nicht immer, sondern höchst selten, oder wo es passte. Mu-u soll Wasser bedeuten, da mem das bedeutet. Hebräisch Hor = Berg wird hursu; tob = gut wird ta-a-bu; wenn es passt, sonst wird es etwas anderes!

Auf die gleiche Art hat man die Grammatik der hebräischen angepasst; es ist aber nicht gelungen. (Siehe King, Assyrian Language.)

Wenn man diese Laute mit den wohlklingenden Namen der assyrisch-babylonischen Regenten vergleicht, die Herodot und Berosus mitteilen, so kann man wirklich auf die wahnsinnige Idee kommen, die Sündflutsage sei eine Mystifikation. Assurbanipal, Sargon, Evil-Merodach, Tiglat-Pileser, Sanherib; oder der Bibel—Amraphel, Kedor Laomer; sogar Nebukadnezar klingt gut.

Hieronymus kennt alle mystischen Formen der Bibel: „Al Thikra, Ch'tihb, K'ri, Chasar, Malch, Th'murah, Notarikon usw. Er hielt diese nicht für jüdische Grillen (wie unsere jetzt lebenden Kritiker), sondern sah in ihnen tief verborgene Geheimnisse. Das hat er auch an mehreren Stellen seiner Schriften ausdrücklich bekannt."

Diese mystischen Formen oder Geheimschriften (Chiffren), die sich besonders unter den Profantexten des Alten Testaments verbergen, sind in der Kabbala enthalten, deren Inhalt hauptsächlich dieser ist:

Der einzige Gott zerteilte alle Dinge in Doppelheiten und Gegenstücke (Swedenborgs Korrespondenzen).

Mittels des Wortes (der Gesetze) schuf Gott das All; aber das Wort, der Buchstabe besitzt auch Zahlwert im Hebräischen; darum kann man auch sagen, dass alles durch Zahlen und Zahlenverhältnisse geschaffen ist (Pythagoräer).

Die 22 Buchstaben hat Gott abgewogen, zusammengesetzt und ausgetauscht (Permutation, Lautverschiebung, Metathesis) und dadurch alle Wesen geschaffen.

Salomo sagt, er sei in den Lustgarten der Kabbala eingedrungen. Die Pforten wurden geöffnet durch גנת = (Gimel, Nun, Tau) oder G N T. Das Wort ist aus den Anfangsbuchstaben gebildet von: Gematria = Zahlwert, Notarikon = Akrostikon, Themurah = Anagramm (Metathesis). Gematria = die Buchstaben in Messias, geben als Zahlwerte 358. Notarikon = Adam (Adm) = Adam, David, Messias.

Themurah = 1. Malaki = Michael. 2. Der letzte Buchstabe im Alphabet wird gegen den ersten ausgetauscht; das heisst Canon Athbasch. Beispiel: Jahveh

wird Mazpaz (= Chiffre). 3. Ein gewisser Buchstabe wird gegen einen andern ausgetauscht, zum Beispiel Beth an Stelle von Aleph. Wenn Jod gegen Kaph vertauscht wird, so wird Jahveh = Kusu.

Ausserdem gab es Milui. Die Aussprache eines Buchstaben auf Worte verteilt. Daleth = Daleth, Aleph, Lamed, Tau. Dadurch werden mit einem einzigen Buchstaben, D, alle diese Begriffe ausgedrückt: Daleth = Pforte; Aleph = Vieh; Lamed = Ochsenstachel; Tau = kreuzförmiges Zeichen.

Das mag nun sein, wie es will, aber es gleicht doch gewissen „Lautgesetzen“. Daraus könnte man schliessen, die Verschiedenheiten der Sprachen seien auf mancherlei Art entstanden; auch durch die bewusste Absicht, die Geheimnisse des Stammes dem Feinde zu verbergen, der oft der Nachbar war. Die nordamerikanischen Indianer besitzen 500 Sprachen, die alle durchaus verschieden sind; das ist unerklärlich, da sie derselben Rasse angehören; man müsste denn annehmen, dass sie Chiffren erfunden haben.

Dass die Kabbala Geheimnisse enthalten muss, hat man alle Ursache zu glauben, da ein Gelehrter und aufgeklärter Mann wie der Humanist und Reformator Johannes Reuchlin Kabbalist war; er widersetzte sich dem Verbrennen aller hebräischen Bücher, das Kaiser Maximilian gebot.

Und wahrscheinlich wäre, wenn ein geübter Chiffrenleser auf die verschiedenen Sprachen der Welt alle bekannten Schlüssel anwenden würde, könnte er allein ihren gemeinsamen Ursprung entdecken.

Wer sich über die Methoden der Kabbala unterrichten will, mag „Die Kabbala“ von Erich Bischof (Leipzig, 1903) lesen. Reuchlin hat geschrieben: De verbo mirifico; Adolf Jellinek mehrere berühmte Werke; Molitor (Müller) die Philosophie der Geschichte,

erschöpfend und überzeugend. Heute ist Josephin Peladan vielleicht der kenntnisreichste Kabbalist; und darum sind seine Romane nicht für jedermann zu verstehen.

Schliesslich ein einziges Wort an die Musiker, besonders an die, welche Komposition studieren. Die Lautgesetze, besonders die der Kabbala, erinnern oft an die Gesetze der Harmonie. Der Ton hat ja Zahlwert = gematria. Alterierte Akkorde erinnern an Themurah (Malaki = Michael); auch sind die Umkehrungen des Septimenakkordes der Metathesis gleich. Was canon athbasch, Umstellung der Buchstaben, hiess, ist ja durchaus wie das Schema für Kontrapunkt.

a b c d e f g h	athbasch	1 2 3 4 5 6 7 8	Kontrapunkt
h g f e d c b a		8 7 6 5 4 3 2 1	

Im achtzehnten Jahrhundert gab es eine Maschine, Melograph genannt, die ein musikalisches Thema bearbeitete, ja sogar Fugen machte. Die müsste den Maschinen geglichen haben, mit denen Chiffren erfunden und gelöst werden, oder der Rechenmaschine, die Logarithmen ausrechnet.

Als die Philologie heidnisch wurde, kam Sanskrit in die Höhe, und Hebräisch, die heilige Sprache, wurde verworfen. Zwischen den indogermanischen und semitischen Sprachen wurde eine Mauer errichtet; wenn man die Verwandtschaft zwischen einem hebräischen und einem indogermanischen Wort infolge einer auffallenden Ähnlichkeit suchte, wurde man mit der Erklärung geschlagen, gerade die Lautähnlichkeit deute in diesem Fall an, dass die Verwandtschaft fehle. Wir glaubten natürlich die Lüge.

Ich kann allerdings nicht hebräisch, aber ich kann in einem Wörterbuch nachschlagen, und wenn ich das Recht habe, in den indogermanischen Sprachen aus Lautähnlichkeit auf Verwandtschaft zu schliessen, so begreife ich nicht, warum nicht dasselbe „Gesetz" für andere Sprachen gelten soll.

Hiermit eine kleine Blütenlese aus dem biblischen Wörterbuch für Nomina propria.

Hor bedeutet auf Hebräisch Berg und kann griechisch oros sein (das im Mongolischen ola wird.)

Mara, bitter, ist wohl amara.

Abba, Vater, von ab, durch Umstellung ba, abgeleitet pa (papa, pater, pitar usw.)

Gallion, weiss wie Milch, gala (griech.) Milch.

Abi-gail, froher Vater, von gaio (griech.) sich freuen.

Misa-el, Schmäher, von miseo, verachten, hassen; el, Gott.

Adin, lieblich, Adna, lustig, von odo oder aeido (griech.) singen.

Akel-Dama, Blutacker, von akel = agros (griech.), ager (latein.) Acker; und dama = haima (griech.) Blut.

Aija, Adler, aqvila (latein.).

Ain, Auge, oculus, oeuil, eye.

Ainab, Weintraube, ampelos (griech.), oinos (griech.) Wein.

Dimon, Sumpf, von limne (griech.) Schlamm, limus (latein.), limon (franz.).

Sesan, sechs, sex (latein.).
Sual, Fuchs, vulpes (latein.).
Tob, gut, agathos (griech.), bonus (latein.).

Ein interessantes Beispiel, und höchst lehrreich für die, welche so schwach im Kopf sind, dass sie nicht zwei entfernte Vorstellungen einander nähern können, will ich aufs Geratewohl wählen. Ich behaupte, das schwedische Wort *lejon* (Löwe) ist eher mit dem hebräischen *lebaoth* verwandt als mit sanskrit *simha* (japanisch *shishi*). Ägyptisch hiess Löwe *labo*; hebräisch *lebaoth* (Löwenort *lais*); griechisch *leôn*, lateinisch *leo*.

Laban im Hebräischen weiss oder blank; griechisch leukos weiss; lampros blank; lateinisch albus, das ist italienisch bianco, französisch blanc (che); das ist schwedisch blank. Also aus Ähnlichkeit oder Analogie ist das hebräische laban auf Umwegen schwedisch blank geworden.

Feuer heisst ur auf hebräisch, pyr griechisch, fyr schwedisch.

Kore hebräisch bedeutet Rufer, griechisch koreuo oder kratso, lateinisch vielleicht quirito, französisch crier, deutsch schreien, schwedisch skrika. Aber schreien wie ein Rabe lateinisch crocio, das eher dem hebräischen kore gleicht, das auch Kuckuck, schwedisch gök, bedeutet.

Hebräisch duma bedeutet Grab, lateinisch Tumulus (domus?), griechisch tumba, französisch tombeau.

Hesion, hebräisch Seher, klingt ja wie eine Form vom griechischen eido oder horao, sehen, schwedisch sia.

Und so weiter.

Wie Buchstaben umgetauscht, verworfen, eingeschoben werden, lernt man aus den Lautgesetzen, die sich jetzt im Zustand der Auflösung befinden. Aber Lautverschiebung und Umstellung bleiben

doch. Und diese letzte, willkürliche Umstellung von Lauten (corpus = kropp schwedisch) „ist eine Erscheinung, deren Ursache und Bedingungen dunkel sind, ohne Zweifel wesentlich psychologischer Art, ein Hysteron-proteron". (LII.)

Was ich aus dem Hebräischen angeführt habe, ist nicht merkwürdiger, als dass das deutsche erquicken aus dem griechischen bios durch das lateinische vivus abgeleitet ist; oder dass griechisch gynä schwedisch kvinna wird.

Ein glänzendes Beispiel will ich aus einem naheliegenden Fall nehmen. Es gibt ein Inselmeer in der nordschwedischen Landschaft Upland, das Norpadda heisst. Über dieses padda hat man lange gegrübelt, ist jetzt aber (von LII) als das deutsche Pfad, Weg nachgewiesen. Norpadda heisst also „Nördliche Fahrstrasse". Das deutsche Pfad ist aus dem griechischen patos und pus, lateinisch pes, sanskrit pad, fat oper patha, Weg. Hebräisch heisst es tapp; also angrammatisch (amor = roma) tapp = pat.

Die Richtigkeit dieser kleinen Ableitung ist gesichert, denn ich habe sie aus Gesenius' klassischer Grammatik genommen, die noch heute auf der Universität gelernt wird. Und Gesenius weist auf sein Lexikon man. Hebr. et chald. (Leipzig 1833) hin, in dem er die Verwandtschaft zwischen hebräischen und indogermanischen Wurzeln nachgewiesen hat.

Auf die gleiche Art wird unser schwedisches Källa aus Quelle (deutsch), well (englisch), volvo (lateinisch), killo (griechisch) und gall (hebräisch) abgeleitet; das ist althochdeutsch galle (= Quelle). Es ist also keine Gefahr, die Verwandtschaft zwischen dem Hebräischen und, in letzter Reihe, dem Schwedischen zu suchen, obwohl wir Schweden etwas entfernt wohnen.

Anfangs war es etwas gegen den Strich, als man uns einreden wollte, Sanskrit und Isländisch seien verwandt, aber man braucht nur in einem Sanskritwörterbuch zu blättern, oder Norreens Lautverschiebungen zu lesen, um die Ähnlichkeiten zu sehen.

Es gab eine Zeit, da hatte man keine Angst, nach der Ursprache zu forschen, und ein Olof Rudbeck, der Sohn, zauderte nicht, Gotisch und Chinesisch, Finisch und Ungarisch mit einander zu vergleichen (Upsala 1717).

Stjernhjelm hatte lange vorher angenommen, das Gotische sei älter als das Hebräische (Ulfilas, Magog gothicus, Runa suetica). „Hätte er aber (fügt P. Wieselgren, Sv. sk. Litt. III, 357, hinzu) Pehlvi und Sanskrit gekannt, hätte er seine Idee ausgedrückt, Hebräisch sei nicht die Ursprache, und Gotisch sei mit noch älteren indischen Sprachen verwandt, und zwar so, dass man noch eine andere Aufmerksamkeit darauf verwendet als die des Lächelns."

Als Terserus seine Disputatio mosaico-philologia herausgab, opponierte Stjernhjelm und zeigte, dass die ältesten Bibelnamen schwedisch sind. Johannes Hallenberg nannte das Persische (Pehlvi) unsere Muttersprache.

Was liegt nun in all diesem, wenn nicht, dass es in allen Sprachen „Reaktionsrückstände" von einer einzigen gibt. Da aber wird man am Ohr zur Verwirrung von Babel zurückgeführt, und dahin wollen die Heiden nicht. Und doch haben wir eine Zeit der Verwirrung und Zerstreuung erlebt, die die Zeit der Spezialisten heisst; da lernte ein jeder seine Einzelheit, konnte darum niemals sich mit einem andern auseinandersetzen, der „eine andere Einzelheit konnte".

Die Philologie wurde heidnisch, dem Christentum feind; darum hasste man das Hebräische, während man absichtlich im Heidentum Indiens Gottes erste Offenbarung suchte. Sanskrit war am ältesten, alles wurde davon abgeleitet, bis heute, da meine letzte Grammatik erklärt, das klassische Sankrit sei erst um 500 vor Christus in der Literatur angewandt worden. (Edgren sagt: drei Jahrhunderte vor Christus.)

Über das Alter der Veda-Sprache ist man nicht recht einig, aber man rückt sie gern 2000 Jahre vor Christus zurück, um sie älter zu machen als Abraham; gerade so wie man den famosen Hammurabi zurecht gerückt hat.

Max Müller, der im „Ursprung der Religion" die Vedas als die einzige und reine Quelle erhöht, aber nicht mit einem Wort unsere Bibel nennt, schätzt das Alter der Bücher auf 800 oder 1000 Jahre vor Christus. Collin gibt (in der Forschung unserer Zeit) 1500 als Minimum an.

Es geht mich nichts an, wie alt diese Bücher sind! Ich habe sie zu lesen versucht; als ich aber zu dem „Hymnus an die Frösche, um Regen zu bekommen" gelangte, wurde ich davon überzeugt, dass der Ungläubige, den Müller zitiert, recht hatte: „Die drei Verfasser der Vedas waren Narren, Schurken und Dämonen."

Und ich warf sowohl Müller wie die Vedas fort; las Jesaia, Hiob und den Psalter; dankte Gott, dass ich nicht an den Choleraufern des Ganges geboren bin.

Die Weisheit, welche die Theosophen in den Vedas gefunden, haben sie erfunden, und zwar sehr geschickt. In den Schriften der Buddhisten habe ich dagegen viel Christentum gefunden, und in den indischen Dramen einige weltliche Weisheit von Wert.

SCHWEDISCH UND HEBRÄISCH

Nachdem die hebräische Sprache von den Heiden unterschlagen ist, hat man ein Gefühl, als habe man den Boden unter den Füssen verloren, die Verbindung mit den Ahnen abgebrochen, als sei man aus der Gemeinde ausgestossen, Barbar geworden. Dazu hat auch ein unangenehmer nordischer Patriotismus beigetragen, der aus Hochmut Schweden zu einem isolierten Land machen wollte, in dem Sprache und Religion durch Urzeugung entstanden sei.

Es ist mir darum ein grosses und erbauliches Vergnügen, wieder die Bekanntschaft mit den Urpatriarchen anzuknüpfen und die Verwandtschaft mit Noahs Sohn Japhet, dem Ausbreiter, zu bestätigen.

Um die erneuerte Bekanntschaft wieder einzuleiten, will ich das Wörterbuch bereichern und mit Hilfe der ersten Autorität zeigen, dass unsere arme in Auflösung stehende Sprache mit der des alten Testaments verwandt ist, und gleichzeitig mit der des neuen, mit dem Griechischen.

Während der Wüstenwanderung kamen die Kinder Israels nach Bene Joakan. Ben bedeutet Sohn und Joakan soll unterjocht (= Angst) bedeuten. Die Edomiter hatten dann eine Stadt, die Jokteel = unterjocht von Gott hiess. El (arab. allah) ist Gott, wie wir wissen; Jokt muss also unterjocht bedeuten. Auf Schwedisch heisst Joch ok, Lateinisch jugum, Griechisch zygon. Da habe ich ja ein Recht, zu sagen, das schwedische Wort ok ist verwandt mit dem hebräischen Jokt (deutsch Joch).

Unser Misch-masch klingt ja wie hebräisch, ist verwandt mit dem deutschen mischen, dem lateinischen miscere, dem griechischen megnymi, meixis, dem hebräischen mimsak oder mesek = Weinmischung, sanskrit miçna. Aber auch das schwedische mäska

(maischen) soll nach Rietz mit dem deutschen mischen, also mit dem hebräischen mesek verwandt sein.

Schwedisch tjur, deutsch stier, lateinisch taurus, griechisch thauros, sanskrit sthôrin, hebräisch tora.

Schwedisch trädgord, gottländisch gardä, deutsch Garten, französich jardin, italienisch giardino kann man nicht mit dem Lateinischen oder Griechischen anknüpfen, wohl aber mit dem hebräischen gan, das in allen Umformungen erscheint: genesareth (Garten des Fürsten), ginath, ginnethon.

Schwedisch get oder kid, deutsch geiss, lateinisch hädus, hebräisch gdi.

In den schwedischen Mundarten und ihren oft schwer zu erklärenden Ableitungen zeigen sich zuweilen direkte Verwandtschaften mit Rom und dem Orient. Ola bedeutet in Schonen erziehen, lateinisch alere, griechisch aldéo, hebräisch jalad.

In Worten, die vom Ausland entlehnt sind, muss ja die Verwandtschaft leichter zu erweisen sein. Schwedisch kopa, lateinisch capa, griechisch kappa, hebräisch chafa. Kanōn, eine moderne Erfindung, bedeutet Röhre, griechisch kanä, Röhricht, und hebräisch kaneh, Schilfrohr.

Wer unsere Sprache in die Weltgeschichte eingestellt sehen will, mag Rietz, Wörterbuch der schwedischen Mundarten lesen. Da werden auch altnordische Worte in Zusammenhang mit allen Zungen der Erde gebracht, da werden Persisch, Arabisch, Sanskrit und Hebräisch herangezogen. Und wenn man es nur nicht sagt, dass ein Wort von einem andern abgeleitet ist, werden einen die Philologen in Frieden lassen, denn niemand weiss, welches vorher war und zuerst.

Das hohe Alter des Sanskrit ist eben in der „Weltkultur" der Heiden reduziert worden (V. Thomsen in der Weltkultur oder der Geschichte der Barbarei). Das Hebräische hat eine kleine ehrenvolle Erwähnung

erhalten, aber nicht aus gutem Willen, denn jetzt soll das teuflische Assyrisch zum Stammvater ernannt werden. Wenn das aber entlarvt wird, kommt das Hebräische in die Höhe, und das Phönizische, das keine Literatur besitzt, wird gestürzt, mit seiner angeblichen Erfindung der Buchstaben und allem andern.

Der Versuch des „letzten Atheners“, in Olof Rudbecks Geist das Schwedische als Ursprache hinzustellen, bildete nur die letzte dumme Konsequenz der Sanskrit-Hypothese.

Das Alphabet sollte in meiner Kindheit von den Phöniziern nach Griechenland gekommen sein; von Griechenland nach Rom, und von dort zu unserm Norden. Nun kennt man kein phönizisches Abc-Buch, wenn man aber alpha, betha, gamma, delta usw. liest, hört man ja das hebräische alef, beth, gimmel, daleth usw. Nun ist die Sache die, dass die Phönizier oder die Bewohner Kanaans dieselbe Sprache wie die Hebräer sprachen. Im Buch Josua brauchen die Späher keinen Dolmetscher, um die Kananiter zu verstehen. Josephus nennt die phönizische Sprache hebräisch. In einer Komödie des Plautus tritt ein Karthager (Phönizier) auf und spricht seine Mundart, die dem Hebräischen gleicht. Hieronymus und Augustinus sprechen oft von der deutlichen Analogie zwischen Phönizisch und Hebräisch. Der „grosse Meyer" sagt 1897: „Die phönizische Sprache stimmt bis auf unbedeutende Abweichungen mit der hebräischen überein."

Da hat man ja ein Recht zu sagen: die Griechen haben ihr abcd von den Hebräern erhalten: alef = alpha, beth = betha, gimmel = gamma, daleth = delta. usw. Und damit haben wir den alten Bund mit der Bibel und Gottes auserwähltem Volk wieder geknüpft.

Wer sehen will, wie die Griechen wichtige Worte, die Maasse, Mahl und andere gute Dinge betreffen, von den Hebräern-Phöniziern entlehnt haben, kann diese kleine Liste durchsehen, die einem in der Seele wohl tut. Man beachte nur: „Hebräisch oder Phönizisch".

Grec.	Hebreu ou Phénicien.	Valeur.
Μνᾶ,	מנה (*maneh* ou *mnah*),	mine (poids).
Κεράτιον,	גרה (*gherah*),	espèce de mesure.
Κάβος,	קב (*kab*),	id.
Κόρος,	כר (*kor*),	id.
Δραχμή,	דרכמון (*drachmon*),	id.
Μύρον,	מר (*mór*),	myrrhe.
Κιννάμον,	קנמון (*kinmón*),	cannelle.
Κάννα,	קנה (*kaneh*).	jonc aromatique (?)
Λιβανωτός,.	לבנה (*lebonah*),	encens.
Χαλβάνη,	חלבנה (*khalbonah*),	galbanum.
Βάλσαμον	בשם (*besham*),	baume.
Νίτρον,	נתר (*neter*),	nitre.
Σάπφειρος,.	שפיר (*shaphir*),	saphir.
Βύσσος,	בוץ (*boutz*),	tissu fin.
Συκάμινος,	שקמים (*shikmim*),	sycomore.
Ὕσσωπος,	אזוב (*ésob*),	hyssope.
Σάκκος,	שק (*sak*),	sac

Diodor sagt, die Buchstaben seien von den Syrern erfunden, und die Phönizier hätten sie genommen (gestohlen, denn die Phönizier waren Spitzbuben wie die Karthager: „Punica fides!“) und den Griechen gebracht.

Eupolemos (von Eusebius zitiert) sagt geradezu, die Hebräer haben die Schrift erfunden. Unter neuern Forschern soll ein de Wette (Archäologie) dieser Ansicht beistimmen.

Die Phönizier besitzen keine Literatur, und ihre Buchstaben auf Steinen und Ringen gleichen durchaus der ältesten Schrift der Hebräer, die samaritanisch sein kann.

Man braucht nicht mehr hebräisch zu verstehen, als den Artikel (ha) und die Pluralendungen (im und ut) von der Wurzel trennen zu können, um in einem biblischen Wörterbuch das Echo einer Sprache zu hören, die wahrscheinlich überall die gleiche gewesen ist. Aber man muss sich auch alle Lehren von römischen und germanischen, semitischen und uraltaischen Sprachstämmen aus dem Sinn schlagen. Und man braucht nicht vor einer Lautähnlichkeit zwischen einem hebräischen und einem germanischen Wort zurückzuschrecken, weil der griechische oder lateinische Übergang fehlt.

Wenn man das erste Kapitel der Genesis nimmt und dessen phonetische Umschreibung gut liest, merkt das Ohr sofort Verwandtschaften, ganz wie wenn in der Musik ein Dreiklang in einen Quartsextakkord umgekehrt wird. Es sind dieselben Töne, aber in der Lage verrückt. Das Hebräische kennt auch diese Lautgesetze und nennt sie: Vertauschung, Umstellung (besel = sebel), Assimilierung, Auslassung, Zufügung.

Jetzt beginnen wir mit dem Anfang. Reschit heisst Anfang. Das kann griechisch archä, erke (schwed.), aber auch germanisch erst, first, först sein, In bara, geschaffen, geboren, höre ich feró, ferre, bare (engl.) bära (gebären) von bhri (skr.); ha, bestimmter Artikel, kann hó, hä, tó (gr.) oder hic, haec, hoc sein.

Ares = Erde; era (gr.), terra (lat.), ira (skr.), earth Erde; jord (schw.). aro, ich pflüge, ärja (schw.)

Jom = Tag; dies, diem, hemera; ähnlicher jour (fr.)

Aor = Licht; horao (gr.) ich sehe, eidon, video, ljór (isl.)

Ruach = Geist, auch Geruch; aër (lat.), aura (gr.). Hier scheint Geruch (von riechen) ruach am nächsten zu liegen.

Khol = ganz; hel (schw.); gleicht whole (engl.), holos (gr.)
Tob = gut; agathos (gr.), góther (isl.)
Lechem = Brot; chleb (pol.), loaf (engl.), hleifr (isl.)
Dardar = Dorn oder Distel; daroth (sax.), thorn (engl.), dart (engl.), törne (schw.), tarn (pol.)
Nachas = Natter; echis (gr.), snaca (sax.), snake (engl.), snok (schw.).
Chosek = Dunkel; skotos (gr.), deorkh (sax.), dark (engl.).
Arow = Weide, pilträd (schw.); heisst arwe (sax.), ör, örvar (isl.), und arrow bedeutet im Englischen Pfeil (pil.); man kann also vermuten, dass Weide nicht ursprünglich willow hiess.
Chalak = Milch; gala (gr.), lac (lat.); mjölk (schw.) mulgeo, melken, mjölka (schw.), mleko (pol.), moloko (rüss.).

Schlägt man das Wörterbuch auf, das unserer alten Bibel folgt, so hört man alle Sprachen der Welt, ehe die Verwirrung von Babel geschah. Beispiele:

Beor = Brenner, beornan (sax.), burn (engl.).
Ber = Brunnen, pege (gr.) Quelle, burn (gael.).
Beth-anath = Haus des Elends. Beth = Haus, Anath = Elend, asthenäs (gr.), endeia = Armut.
Beth-arab = ödes Haus. Arab, öde, eremos (gr.).
Beth-haran = hohes Haus. Ist hár isländisch hög? oder griechisch kairos? Lateinisch arduus?
Debir = Buch; liber (lat.), biblos (gr.)
Dan = Richter, domare (schw.), damnare (lat.)
Dathan = Gabe; datam (lat.), didomi (gr.)
Dessa = Esse; täkestai, texis (gr.), ustrina (lat.), ossia (altn.), hestia (gr.), eld (schw.); und schliesslich sagt Rietz, es (hebr.), Feuer, sowie sanskrit us brennen (uro ustum, lat.).
Eloth =, Eiche; ek (schw.), ilex?
El-theke = Gottes Kasten; thäkä (gr.) Kasten, Sarg.
Esther = Stern; astär (gr.), aster (lat.)
Harada = Furcht; orrodia (gr.)
Haran = Zorn; orgä (gr.)
Hapharaim = Grabstellen = taphros (gr.) hen, hanan, hanania, haniel, hanna = Gnade; eunoia (gr.), ganada (althd.)

I-Thamar = Palmeninsel, Thamar ist Palme, dann ist I = Insel. Ey (isl.), ig. (sax.), isle (fr.), insula (lat.), ö (schw.) Aber vieleicht ist J etwas anderes?

Wählt man eine Gruppe wichtiger Worte wie die persönlichen Fürwörter aus, so zeigt sich die Verwandtschaft besser.

Ich = agi (hebr.), egó (gr.), ego (lat.); aber ek (isl.) und jag (schw.) stehen agi näher.

Du = ath (hebr.), tu (lat.), thu (isl.), du (schw.)

Er = hua (hebr.), autós (gr.), thin, thia (althd.) han (schw.)

Wir = agegu = vaijam (skr.)

Ihr = atem = ?

Sie = hem, hen = ?

DIE CHINESISCHE SPRACHE

Als das Sanskritstudium die Isländer den Hinduhs genähert hatte, zwei Vorstellungen ebenso entfernt von einander wie Gehirn und Walnuss, begann die Menschheit sich verwandt zu fühlen. Es gab jedoch gewisse Parias, die man nicht anerkennen wollte, und dazu rechnete man Chinesen, Japaner, Mongolen; deren Sprachen wurden beiseite geworfen und erhielten eine besondere Rubrik. Vielleicht fürchtete man auch die Folgen einer Forschung nach Osten: die Lehre der Bibel von einem Urpaar und einer Ursprache konnte bewiesen werden. Die Sanskritisten missbrauchten sofort ihre grosse Entdeckung und machten Sanskrit zur Ursprache.

Die ural-altaischen und indochinesischen Sprachen seien etwas Besonderes, lernten wir in unserer Jugend. Nun aber hat sich das geändert. Ich kaufte in diesen Tagen eine neue chinesische Grammatik und erfahre in der Einleitung: „Chinesisch ist eine mongolische Sprache und als solche mit Türkisch, Ungarisch und Finisch verwandt!"

Chinesisch ist eine Sprache von Wurzeln, wie Hebräisch, das ursprünglich aus drei Buchstaben, Drillingen, bestand. Chinesisch besitzt 500 Wurzeln und Hebräisch 500 (Gesenius). Beider Grammatiken sind äusserst einfach an sich, wenn nur kein Grammatikus darüber gekommen, denn dann sind sie sofort unzugänglich. Darum braucht Chinesisch nicht mit Hebräisch verwandt zu sein, beide können aber andeuten, wie sich eine Sprache im Anfang ihrer Entstehung ausnimmt. Einfachheit kann entweder hohes Alter beweisen, oder Entartung, Vereinfachung, wie beim Englischen und dem heutigen Schwedisch.

Es gab eine Zeit, da war der menschliche Geist mutiger als heute. Da wagten die Palin zu sagen, man brauche nur Davids Psalmen ins Chinesische zu übersetzen und sie mit den alten Schriftzeichen dieser Sprache niederzuschreiben, um alle ägyptischen Papyri zu haben. Graf Caylus versicherte, die Hieroglyphen auf der Tempelpforte in Dendera enthielten eine Übersetzung von Davids hundertstem Psalm. Pauthier machte einen gründlichen Vergleich zwischen den Hieroglyphen und der ältesten chinesischen Schrift: Sinico-Egyptiaca, 1842.

Wenn man nun, zum Spass oder um einmal einen Anfang zu machen, einen Vergleich zwischen gewöhnlichen chinesichen Worten und andern Sprachen ziehen wollte, die nicht zu der ural-altaischen Gruppe gehören! Ich will die Methode Regula falsi benutzen, mit Vermutungen und falschen Zahlen rechnen; wollen sehen, ob etwas Wahres dabei heraus kommt.

Wenn ich einen chinesischen Text lese und dabei an andere Sprachen denke, ist es mir vorgekommen, dass Chinesisch am meisten Griechisch gleicht; mit den oft wiederkehrenden ta, pa, la, mai, kang, kiaol su, pu. Griechisch kann ich dann mit romanischen oder germanischen Sprachen ersetzen, da sie alle indoeuropäisch sind. Ich nehme aufs Geratewohl kiao = rufen. Das klingt ja wie kalo (gr.) oder clamo (lat.). Dann nehme ich ngó = ich. Das ist ja egó (gr.) oder ego (lat.)

Hai = Knabe = pais (gr.)
Kan = sehen = horao (gr.)
Sao = alt = palaios (gr.), altus (lat.)
Zit = Tag = dies (lat.)
Tu = alle = toti (lat.), tutti (it.)
Kia = Haus = oikos (gr.)
Tsai = sein = esse (lat.), eimi, esti (gr.)
Yuén = Garten = Giardino (it.)
Niên = Jahr = annus (lat.), an (fr.)

Ni = Fragepartikel = ne (lat.)
Ming = Name = nomen (lat.)
Tien = Himmel = ciel (fr.), coelum (lat.)
Man = Brot = panis (lat.)
Ta = er = autós (gr.)
Tsamen = wir = hymeis (gr.)
Ngomen = Frühling = hymôn (gr.)
Hiá = Sommer = aestas (lat.), été (fr.)
Kién = sehen.
Hián = Salz = hals (gr.)
Khiouen = Hund = Kyn (gr.), canis (lat.), chien (fr.)
Seng = geboren = gigno, genui (lat.), genos (gr.)
Sse = Hütte = skänä (gr.)
Pi = schlecht = phaulos, poneros (gr.)
Cheou, Seu = Hand = keir (gr.)
Phou = schlagen = fero (lat.), paiein (gr.)
Pat = acht = octo (lat.)
Yú = Fisch = iktyos (gr.)
Kok = jeder = hekastos (gr.)
Yungnien = ewig = aionios (gr.)
Puan = Kunst = poiein (gr.)
Haó = gut = agatós (gr.)
Sin = Sinn = nous (gr.)
Wu = Negation = ou (gr.)
Ji = eintreten = eisienai (gr.)
Po = Fuss = pes (lat.), pous, podos (gr.)
Hioue = Blut = haima (gr.)
Eulh = Ohr = auris (lat.), oús (gr.)
Kiou = Horn = cornus (lat.), Keras (gr.)
Kon = Tal = Koilon (gr.)
Li = Platz = locus (lat.), lieu (fr.)
Cheou = Kopf = Kephalä (gr.)
Niao = Vogel = ornis (gr.)
Tao = Messer = temno (gr.)

Ich habe nicht wiederholt: fu = Vater, mu = Mutter, han = Mann (anér gr.), nieou = Weib, (gynä gr., qvinna, schw.)

Wer Lautgesetze und Wortwurzeln beherrscht, mag urteilen, ob diese Lautähnlichkeiten etwas bedeuten. Ich urteile nicht. Habe ich aber Zweifel an der Übersicherheit geweckt, so ist immer etwas gewonnen.

Es ist unmöglich, dass die starken Winde von Temperaturunterschieden in dem Mass hervorgerufen werden, dass dort, wo die Sonne die Luft mittels Erwärmung verdünnt, ein Zufluss von kälterer Luft stattfinden sollte, mit einer solchen Kraft, wie ein Sturm sie besitzt. Temperaturunterschiede pflegen sich langsam und ebenmässig auszugleichen, nach dem Gesetz von der Diffusion der Gase. Wenn im Zimmer 20° Wärme sind und draussen 20° Kälte, und ich öffne das Fenster, so entsteht kein Sturmwind, kaum ein starker Zug, sondern es dauert eine Weile, bis es im Zimmer kalt wird. Einen starken Zug erhalte ich mit einem Feuer von 1000°, wenn ich die kleinen Ofenklappen öffne. (Zug durchs Zimmer entsteht nur bei starkem Wind von aussen, der sich durch die Fensterspalten presst.)

Stürme und Zyklone auf dem Meer pflegen von einer Wolke angekündigt zu werden, die sich entweder zu bilden scheint oder angezogen kommt. Im letzten Fall ist die Wolke kein Vorbote, der von dem herannahenden Sturm getrieben wird, denn ihre Geschwindigkeit ist zu unbedeutend, und oft geht zum Beispiel die Gewitterwolke direkt gegen den Wind.

Wenn man in einem Boot bei böigem Wetter segelt, kommt ein Stoss jedesmal, wenn eine Wolke die Sonne bedeckt. Das kann nicht vom Temperaturunterschied herrühren, denn die Abkühlung durch die Wolke ist zu unbedeutend und das Ergebnis zu schnell; und der bereits in grosser Geschwindigkeit begriffene Wind kann nicht von lokaler und partieller Abkühlung erreicht werden. Es muss also von etwas anderm kommen.

Einige haben auf Elektrizität geraten. Aber es fehlen so viele Glieder zwischen einer elektrischen

Stromquelle und einem starken Luftzug in freiem Raum.

Der Sturm tritt auch nicht wie der Zug im Hochofen auf, sondern wie ein positives Ansetzen von Kraft. Die Geschwindigkeit des Sturms wird auf 24 Meter in der Sekunde angegeben, und das Maximum des Radlers auf ebenso viel, aber der letzte hat keinen Sturm. Sturm ist also etwas anderes.

Die Meteorologen sagen, Sturm kommt vom Barometerdruck. Übersetzt, heisst das: Verringerter Luftdruck von oben (das Barometer fällt) ist die Ursache von Sturm.

Die Seeleute, die examinierten, sagen, das Barometer verkündigt nicht das Wetter, sondern es zeigt, welcher Wind zunächst kommen soll. Aber auch hier geht der Ausgleich zu schnell. Mag sein, dass Unterschiede in Druck und Temperatur Wind hervorrufen. Sturm ist immer noch etwas anderes.

Es gibt, ausser den Passatwinden, beständige Land- und Seewinde, die jedoch örtlich verschieden sind. An der Ostküste von Schweden weht der Wind am meisten (nicht immer) morgens von Land und abends von See. Dieser Wind gleicht jedoch mehr einem Zug, und wird daraus erklärt, dass das Land sich schneller abkühlt als das Wasser. In Stockholm kann man diesen Passatwind sehen; den ganzen Sommer geht er wirklich um neun Uhr von Südwesten nach Nordosten (ungefähr). Im Winter, wenn die Wolken nicht so kompakt sind, ist er schwerer zu beobachten; dann aber geht der Morgenpassat vom Meer ins Land hinein, aber nur bei Kälte; bei mildem Wetter beginnt Seewind. Das stimmt ja nicht mit der ersten Beobachtung, denn im Winter, wenn das Land sich schneller abkühlt als das Meer mit seinen beständigen vier Grad

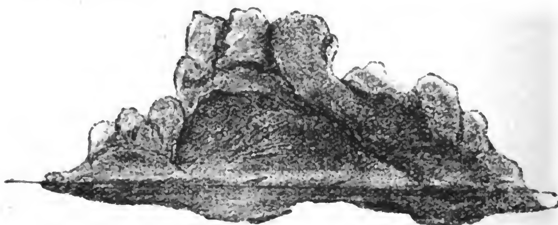
Wärme, wird östlicher Morgenwind im Winter unerklärlich.

Eigentümlich ist, dass Morgencumuli bei 1800 Meter ruhig ihre Strasse ziehen, auch wenn der Schornsteinrauch gerade in die Höhe steigt oder es ruhig am Boden ist. Die Abkühlung oder Erwärmung des Bodens scheint nicht den erwarteten Einfluss zu üben.

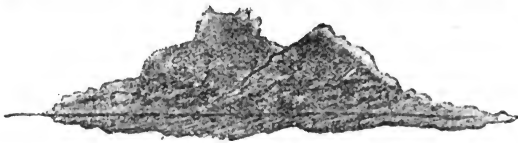
Eigentümlich ist, dass diese Morgenpassate am Horizont von Stockholm den Monsunen Asiens gleichen. Diese wehen nämlich vom Mai bis Oktober aus Südwesten und vom Oktober bis April aus Nordosten.

Also: der Morgenpassat in Stockholm im Sommer von Südwesten nach Nordosten (von Land); im Winter von Nordostost nach Südwesten, aber nur bei Kälte; bei mildem Wetter (—2°) begann wieder der Südwestpassat wie im Sommer. Nach meinen Notizen beginnt am 18. September der Nordostpassat (Winterwind von See).

Eigentümlich ist, dass diese Morgencumuli eine bestimmte Form haben, besonders im Sommer; man glaubt sie wieder zu erkennen. In einem Jahr haben ich und ein befreundeter Künstler diese Wolken gezeichnet, jeder für sich; und als wir verglichen, fanden wir auffallende Ähnlichkeiten.



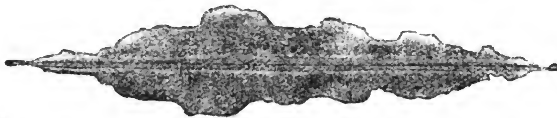
Morgencumulus von Land am 30. August 1907



Morgencumulus von See = NO am 18. September 1907



Morgencumulus bei frischem Landwind am 31. August 1907



Spiegelnde Herbstwolke September 1907





„Die Alpen"

Bei frischem Wind und etwas kühler Luft werden diese schwimmenden Inseln langgestreckt, Schären ähnlich. Im Frühling und Sommer sind diese Passatcumuli weiss, mit Silberoxyd in den Schatten. Im

Spätsommer und Herbst werden sie gelbrot, und dann kann man sehen, wie sie sich in etwas Unbekanntem abspiegeln.

Eine andere Art Wolke, welche ich „die Alpen" nenne, begann sich bei der Herbstnachtgleiche zu zeigen. Wie eine Alpenkette am Horizont sah sie von meinem Fenster aus, vom 19. bis 24. September 1907 im Osten und Nordosten, also über der Ostsee. Gegen Abend hatten sie Alpenglühen. Trotz starkem Wind blieben sie acht Tage liegen; das ist unerklärlich.

Am 30. November beobachtete ich sie wieder, aber in Osten und Südosten. Sie glichen den ersten und lagen still von neun Uhr morgens bis zwei Uhr mittags, obwohl starker Nordwind wehte. Im Februar 1908 zeigten sie sich wieder um elf Uhr vormittags in Nordnordost. Sie lagen still, obwohl der Wind starker Nordost und Ost war.

Das alles ist unerklärlich.

Über die Abendwolken (Paries) bei der Tagundnachtgleiche im Frühling und Herbst sowie um Mittsommer habe ich schon geschrieben.

Jetzt kommt die Frage: ist alles Wolke, was einer Wolke gleicht? In den 1870er Jahren beobachteten wir mehrere Jahre hinter einander von einer Schäre im Stockholmer Inselmeer, südöstlich von der Stadt, besonders an wolkenfreien Tagen, eine beständige Wolkenbank, vom Vormittag bis zum Abend, in Nordosten, aber nur da.

Wir nahmen an, dass dort Stockholm lag. Wir liessen uns von Leuten, die von Stockholm kamen, bestätigen, dass in der Stadt klare Luft gewesen war. Die Fischer sagten, es sei die „Hitze" in der Stadt, nicht der Rauch. Also in der Stadt war die Wolken-

bank („die Hitze") nicht zu sehen, aber in einer Entfernung von sechs Meilen war sie zu sehen.

Später, mitten in den neunziger Jahren, sah ich im Sommer jeden Nachmittag, von einem Dorf zwischen Linz und Grein, eine rote Wolkenbank in Südost, bei sonst klarem Himmel. Dort liegt Wien, hiess es. Aber in Wien sah man keine Wolke. Es war also keine Wolke, aber es sah aus der Entfernung so aus.

Also ist nicht alles Wolke, was einer Wolke gleicht: dahin wollte ich kommen.

Aber im Zusammenhang damit: was sind die Nebel von London? Das weiss man nicht, obwohl man unendlich viel darüber geschrieben hat. Gravesend liegt 25 Kilometer von London entfernt. An einem klaren Junimorgen ohne Wolken nahm ich den Zug von Gravesend, und nach einer halben Stunde fuhr ich im Novemberwetter in London ein. Man hat Wolken Nebel genannt, der aus der Entfernung gesehen wird, das ist aber nicht richtig. Ich bin auf den Alpen in Wolken gewesen, das war aber nicht der Nebel von London. Ich glaubte den ganzen Tag in London, es sei bewölkt und schlechtes Wetter geworden; als ich aber am Nachmittag nach Gravesend zurückkam, fand ich dasselbe Sommerwetter wie am Morgen.

Man schiebt die Schuld darauf, dass London eine so grosse Stadt ist. Aber 1801 besass London nur 900 000 Einwohner, und doch war der Nebel da. Berlin hat jetzt 2 000 000, aber kein Nebel ist da zu sehen, obgleich die Stadt niedrig liegt und von Flüssen, Kanälen, seichten Seen und Sümpfen umgeben ist.

Lohnt es, die Vermutungen durch neue zu vermehren? Nein! Das hiesse nur, Irrtümer vermehren, und die Natur mag ihre Rätsel ungelöst behalten!

Was die Cirruswolken für welche sind, das weiss man auch nicht. Sie sollen bei 9000 Meter Eisnadeln sein; aber die würden ja herabstürzen, da sie schwerer als die Luft sind.

Glaisher, der Luftschiffer, bemerkt, Cirruswolken haben keine Entfernung; man könne im Ballon noch so hoch steigen, immer ist es gleich weit zu den Cirrus. Man könnte also die 9000 Meter streichen und glauben, Cirrus ist eine Erscheinung ohne volle Wirklichkeit (optische Projektion).

Als die Cholera 1883 in Alexandria wütete, entdeckte Koch den Kommabazillus, „der dem Rotzbazillus gleicht," und seinen Aufenthaltsort in der Darmwand hat, aber nicht im Blut, wie bei andern Infektionskrankheiten.

Gleichzeitig und am gleichen Ort arbeiteten vier von den Schülern Pasteurs. Die fanden allerdings auch Mikroben und darunter Kochs; da diese aber „in den frischesten und heftigsten Fällen" fehlten, konnte ihnen keine weitere Bedeutung beigemessen werden. Dagegen fanden die Franzosen bedeutende Veränderungen im Blut, die in heftigen Fällen einen asphyktischen Tod verursachten, ohne dass Durchfall und Erbrechen vorhergingen. In den Venen der Dünndärme fanden sie auch blasse Körperchen, die dem „Ferment der Milchsäure" glichen. Nach dem Tode war das Blut dunkelblau (wie Blaubeere) und teerartig. All das deutet ja auf eine chemische Veränderung des Blutes. Die Absonderungen zeigten auch, dass ein Leichengift (Ptomain) da war, genannt Methylguanidin = $C^2 H^7 N^3$. Das hat man auch bei der Sektion von Ratten gefunden, die man Septichämie, das ist Blutvergiftung, unterzogen hatte.

Da nun während der Cholera die Absonderung von Urin eingestellt ist, werden alle Gifte, die der Urin enthalten soll, gesammelt, und die heftige oder trockene Cholera tritt wie eine Vergiftung auf (gleich der von Arsenik). Nun ist Guanin regelmässig in Pankreas, Fleischsaft, Leber zu finden und oxydiert leicht zu Guanidin; das aber bildet mit Säuren Harnstoff und Ammoniak. Man hat also ein Recht, umgekehrt anzunehmen: Harnstoff, im Körper (Blut) zurückgehalten, verwandelt sich in Methylguanidin, das ein starkes, tödliches Gift ist; nicht ungleich

der Arsenikverbindung aqua toffana, die aus einem verfaulten Schweinebauch plus Arsenik hergestellt wird.

Wenn ein Patient sich nach der heftigen Form erholte, bekam er oft typhusähnliche Nachwehen, „die wahrscheinlich von Urämie kommen", indem der Harnstoff ins Blut eindringt (Retentionstoxiko).

Für diese Auslegung spricht auch der Umstand, dass die Nieren, die alle verbrauchten Toxine abführen sollen, bei der Öffnung von Choleraleichen krankhafte Veränderungen zeigen.

Einige Autoritäten behaupten bestimmt, Harn auch von Gesunden enthalte Toxine. Das Lehrbuch der Tierchemie berichtet mehrere Fälle, in denen Schafe von Menschenwasser gestorben sind, und zwar nach Tetanus-Symptomen, die auf Vergiftung durch Harnstoff folgen sollen. (Vergleiche die Krämpfe bei Cholera.)

Aber auch die Galle kann zersetzt werden und starke Gifte entstehen lassen, wie taurocholsaueres Natron.

Um auf das Ferment der Milchsäure zurückzukommen, das die Franzosen im Blut des Cholerakranken fanden, so gibt man zu, dass durch Gärung von Milchsäure bei Darmgärung, bei Fiebern, Selbstvergiftung eintreten kann; bei jeder Verminderung des Alkaligehaltes des Blutes, bei sauerstoffarmer Luft . . . Das Letzte, der Mangel an Sauerstoff, kann ja eine primäre Ursache der Cholera sein, da die Seuche am meisten nach heissen Sommern auftritt, wenn die Luft sehr verdünnt ist . . .

Ein anderer Faktor wäre ja das Auftreten der Schimmelpilze selbst, die sich bilden, wo Wärme und Feuchtigkeit sich vereinigen. Die Schimmelpilze Mucor, Aspergillus, Penicillium, Oidium enthalten Pilzgift, das nichts mit Bazillen zu tun hat.

Eine deutsche Autorität hat im Schimmel Toxine gefunden, die dem gleichen, das man bei der Kultur von Eiterbakterien, Phlogosin, erhält. Dieses Toxin ist ein Nervengift, wie das der giftigen Pilze im allgemeinen, und kann allein Krankheitsursache sein.

Es kann also viele Ursachen zur Entstehung der Cholera geben, und Kochs Bazillus ist so apokryph, dass er ein reiner Skandal ist, obwohl er Axiom wurde. Erstens gleicht er vollständig einem gewöhnlichen in der Mundhöhle vorkommenden Bazillus, der unschädlich ist. Zweitens ist er selber unschädlich, wenn er durch den Magen in den Körper kommt. Um die Cholera von ihm zu bekommen, muss man schon die Cholera (gestörte Verdauung) haben, das heisst empfänglich sein.

Pettenkofer, ein sehr viel schlauerer Kerl als Koch, hat alle Einwendungen auf eine Art begegnet, die völlig befriedigt. Aber Koch ist unempfänglich für Gründe und sogar für Tatsachen. Als er schliesslich gezwungen wird, die Existenz der Toxine anzuerkennen, dreht und wendet er noch an der Sache und stellt die Toxine als eine Folge der Existenz des Bazillus hin. Bazillus muss es sein, sonst geht das ganze System entzwei, und dann fällt die Grösse in Trümmer.

Wie aber Koch „beweist", dass Komma- und Cholerabazillus dasselbe ist, das ist ganz unglaublich. Mit dem Mikroskop konnte er ihn nicht vom gewöhnlichen Bazillus der Mundhöhle unterscheiden. Er züchtete nämlich den Cholerabazillus in Gelatine bei 20—24 Grad und betrachtete die Kolonien bei 70—90maliger Vergrösserung. Was nun folgt, ist zu köstlich, um referiert zu werden; ich muss es wörtlich wiedergeben: „Ihr (der Kolonien) Inneres scheint aus stark lichtbrechenden Bröckchen zu bestehen und sinkt, infolge der Verflüssigung der Ge-

latine in der Umgebung der Kolonien, krater- oder trichterförmig zusammen; wodurch sich die Kolonien des Cholerabazillus von denen aller anderen ähnlichen Mikroben unterscheiden . . .“

Das ist kein gutes Alibi und kann nur den Studenten überzeugen, der ein Zeugnis haben muss. Dann kommt der Beweis: „. . . denn die Mundkommabazillen wachsen auf der Nährgelatine überhaupt nicht zu Kolonien aus, und andere im Darm vorkommende Bazillen verflüssigen die Gelatine nicht und zeigen auch nicht jene lichtbrechenden Bröckchen.“

Als die Cholera in den 1830 und 40er Jahren wütete, erörterte man die Sache etwas weitsichtiger und vielseitiger. Drei Ansichten stritten friedlich, um die geheimnisvolle Krankheit zu beleuchten. Die Cholera rührte erstens von einer chemisch-vitalen Veränderung im Blut her. Der Krankheitsstoff sollte zuerst aufs Blut wirken, dann auf das sympathische Nervensystem, das, seinerseits gelähmt, die Ursache zu Durchfall und Erbrechen wurde. Zweitens: besondere Depression der Bauchganglienнerven. Drittens: lokale Krankheit in der Schleimhaut des Darms.

Das alles sagt ja mehr, als dass ein mikroskopischer Spaltspilz in den Magen gerät, wo er unfehlbar von frischem Magensaft (freier Salzsäure) getötet werden wird; was auch geschieht.

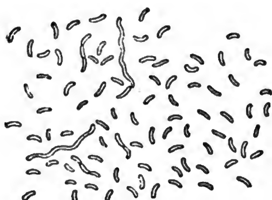
In der Cholera nostras, der einheimischen Sommercholera, ist kein Bazillus zu finden, obwohl die Krankheit in ihren Symptomen beinahe mit der asiatischen identisch ist. Cholerine soll bestimmt aus Diätfehlern, verdorbener Nahrung, unreifer Frucht usw. entstehen, und durch Gärung hervorgebrachte Toxine (Ptomaine).

Aber es gibt viele Arten, Bazillen abzubilden, wenn man sie nämlich von verschiedenen Stufen der Ent-

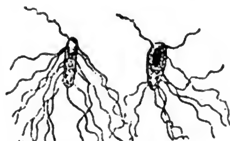
wicklung oder aus verschiedenen Lehrbüchern nimmt. So scheint das Ferment der Buttersäuregärung (der Fortsetzung der Milchsäuregärung) zuerst identisch mit dem Ferment des Sumpfwassers (Malaria, Kaltes Fieber) zu sein, dann mit dem Typhusbazillus, und gleich darauf mit dem unschuldigen Colonbazillus, der sich immer im Dickdarm findet; der ist seinerseits derselbe wie der Cholerabazillus, der leicht mit dem Tetanusbazillus verwechselt werden kann.



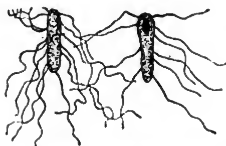

Milchsäurebakterien



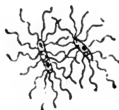
Cholerabakterien



Buttersäureferment



Sumpfwasserferment



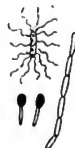
Typhus



Colon



Cholera



Tetanus

Wenn der Leser seine Erbauung von dieser schrecklichen Wissenschaft, die Bakteriologie heisst, gehabt hat, müsste er sich erfrischen, indem er in Hardens Zukunft vom 21. Juli 1894 den Artikel „Gibt es Heilmittel?" von Dr. Max Asch liest. In diesem Aufsatz werden L. Lewins Nebenwirkungen der Arzneimittel, Berlin 1893, zitiert. Asch, der die ganze unterdrückte Opposition des ärztlichen Standes vertritt, formuliert sein Programm in wenigen Worten: Die Krankheiten sind Reinigungsprozesse; die jetzigen Heilmittel sind nur symptomatisch, und die Nebenwirkungen sind oft schlimmer als die Krankheit selbst. Asch geht sogar so weit, dass er den Sublimatverband für einen Vergiftungsversuch erklärt.

KÄLTESTRÖME

Balzac erzählt von einem niedrigen Berg in Touraine, auf dem mitten im Sommer ein eisiger Wind wehte, den man nicht erklären konnte. Auf den Hängen des Böhmer Waldes, wo das Klima so warm ist, dass Melonen in die kalte Erde gesäet werden und Pfirsiche draussen reifen, habe ich, im Winter allerdings, die stärkste Kälte empfunden, derengleichen ich nicht in Schweden bei —28° erlebt habe. Das Thermometer zeigte an der Donau kaum — 10°, aber der Wind von Norden war so durchdringend, dass das Gehirn zu erfrieren schien, trotz Pelzmütze und Baschlik; den letzten hielt man durchaus für nötig. Alpen lagen nicht im Norden, und im Norden war es wärmer.

Der Mistral im südlichen Frankreich soll seine Kälte von den Cevennen bekommen, weil er aus Nordwest weht. Das ist aber nicht wahr, denn die Cevennen sind niedrige Berge (kaum 2000 Meter hoch) und im Sommer schneefrei. Übrigens weht der Mistral in Aude (Carcassonne) und kommt auch dort aus Nordwesten. Aber in Nordwesten liegt das heisse Toulouse in Languedoc. Die Römer nannten den Mistral Circius und in Aude heisst er noch Cers. Die Kälte des Mistrals ist unerklärlich, auch wenn wirklich die verschiedene Höhe des Barometers im westlichen und östlichen Frankreich die Entstehung eines Windes erklären kann.

Diese enorm und abnorm kalten lokalen Winde könnten ja so erklärt werden, dass kalte Ströme vom Pol in den oberen Regionen dahin ziehen, um sich in gewissen Gegenden, deren Verhältnisse günstig sind, niederzusenken. Man hat auch so etwas vermutet; das aber widerspricht den bekannten Gesetzen der Physik, da warme Luft leichter ist und in die

Höhe steigt. Das muss sie aber nicht tun, denn auf Alpen und im Ballon wird es nach oben zu kälter. Doch haben neuere Lufschiffer wärmere Ströme höher angetroffen als sie erwarteten. Übrigens ist es nicht so kalt in den Polargegenden, da man unter blossem Himmel bei 83° nördlicher Breite schlafen kann.

Lauter Haken und Widersprüche auch hier, und so hin und her verworren, dass man seine Meteorologie lieber in Ovid, Virgil und Bernhardin de St. Pierre liest. Ja, in Viktor Hugos „Arbeitern des Meeres", in denen Luft und Meer von einem Dichter beobachtet wird, finde ich eine bessere Erklärung sogar als in Goethes Meteorologie. Denn Goethe steht hier noch auf der niedrigen materiellen Ebene, mit sogenannten natürlichen Erklärungen, während er im zweiten Teil des Faust die Wolken mit offenen Augen schaut: die Wolken, in denen die Götter wohnen; die Wolke, in die sich Helenas Mantel auflöst; „das Gestaltenlose und doch Gestaltenreiche".

STERNSCHNUPPEN

Sternfall heisst deutsch Sternschnuppe; das Wort Schnuppe bedeutet das, was fällt, wenn man ein Talglicht putzt. Die Beobachtung ist richtig, denn die Erscheinung scheint von einem Stern auszugehen (Stella cacat). Dass sie von einem Stern ausgeht, hat man nicht geleugnet, und kann man nicht bestreiten; jetzt aber spricht man jedoch von Radiationspunkten und gibt η im Perseus als Ausgangspunkt der Augustschwärme an. Wie sich diese Erscheinung jährlich im Perseus zeigen kann, da die Sternschnuppen im August aus einem zersprungenen Kometen (1862, III) hergeleitet werden, das ist unerklärlich. Denn der Komet ist doch wohl nicht im Perseus sitzen geblieben; und ein Komet, der aus Gasen besteht, kann sich wohl nicht so einrichten, dass er jährlich am zehnten August sein Gas heraus lässt, das sich in Form einer Rakete entzündet.

Überhaupt ist Perseus ein sonderbares Sternbild, in dem viel Dinge geschehen. Im Perseus sitzt Algol, der sowohl Doppelstern ist wie von veränderlicher Lichtstärke. Im Perseus trat der neue Stern 1901 am 21. Februar auf, der am 21. August desselben Jahres verschwand, einen hellen Fleck hinterlassend. (Am selben Tag, an dem Nova Persei verschwand, beobachtete ich einen vom Perseus fallenden Meteor, der nach dem Fuhrmann [Capella] zu fiel. Der war dunkelfeuerrot, gross wie der Mond, und hatte keinen Schwanz.)

Im Perseus, der in der Milchstrasse liegt, gibt es einige Sternhaufen. Und η im Perseus, von dem der Augustschwarm auszugehen scheint, ist ein Doppelstern, dessen blauer Begleiter von achter Grösse ist und der mit drei andern Sternen ein Miniaturbild vom Jupiter mit dessen vier Trabanten zeigt (Barlow).

Sieben Jahre lang habe ich den Perseus beobachtet, aber ich habe keine Augustschwärme von ihm ausgehen sehen. Es ist wohl damit wie mit einer Menge Kometen, deren Wiederkehr man berechnet hat, die aber nicht wieder gekommen sind.

Aber ich habe noch viel mehr im Perseus gesehen, und noch mehr in dessen Nachbar, dem Fuhrmann (Capella), ob ich nun das Sternbild selbst oder die Himmelsgegend, in der er steht, meine. Unter der Capella sah ich bei klarem Himmel am 22. August 1904 zwei auf einander folgende Blitze. Am 21. April 1907 strich eine rote Feuerkugel mit Schwanz vom Drachen nach der Capella. Am 14. August 1907 ein Sternschuss aus der Capella. Am Abend des 30. August 1907 sah ich eine helle dünne Wolke nach der Cassiopea hinauf ziehen, gleich darauf zwei ähnliche Wolken, dünn wie Schleier, und unmittelbar darauf fiel eine Sternschnuppe nach der Capella zu nieder. Am 1. Oktober desselben Jahres fiel eine Sternschnuppe nach der Capella zu. Am 23. Oktober Nebel. Am Abend zerstreute sich der Nebel und der Mond trat neben der Capella hervor. Um elf Uhr ging der Jupiter auf, östlich vom Krebs, schräg unter den Zwillingen. Da fiel eine Sternschnuppe aus der Capella, aber von Cirruswolken. Im Mondschein war der „Stern" weiss. Im Herbst sah ich eine Sternschnuppe gleich nach Sonnenuntergang; die war rosenrot, wie Wolken oben von der untergegangeneu Sonne gefärbt werden.

Habe ich nun das Recht anzunehmen, dass Sternschnuppen Erscheinungen sind, die in der Atmosphäre stattfinden und in Zusammenhang mit Cirruswolken stehen und durchaus nicht mit Kometen? Die Höhe der Cirruswolken wird ja auf 9000 Meter geschätzt, aber Glaisher scheint zu glauben, dass sie keine Entfernungen besitzen; als er nämlich

7000 Meter hoch gekommen war, hatte er es noch ebenso weit zu den Cirruswolken.

Humboldt, der vielleicht am meisten und besten Sternschnuppen beobachtet hat (in Südamerika), hat sie in der Höhe des Chimborasso gesehen; das sind 6300 Meter. (Olbers und andere schätzen die höchste Höhe auf 30 Meilen.)

Dass meine eine Sternschnuppe im Mondschein weiss und meine andere in Sonnenstrahlen rosenrot war, könnte beweisen, dass die Erscheinung nicht selbstleuchtend ist, sondern ein Gasstrom oder Dampfstrahl sein könnte, der von verschiedenen Lichtquellen beleuchtet wird; das aber wahrscheinlich zu machen, daran liegt mir nichts, weil ich die Vermutungen nicht vermehren will. Kann ich dagegen wahrscheinlich machen, dass wir von der Natur der Sternschnuppen nichts wissen, so bin ich zufrieden.

Einige Tatsachen aber bleiben bestehen. Man zählt das ganze Jahr über 10 (andere sagen 5) Sternschnuppen in der Stunde, die geringste Anzahl im Februar. Die meisten Sternschnuppen finden statt „zwischen 3 und 4 Uhr morgens". Was ist morgens, da der Morgen für jeden Längengrad verschieden ist?

Ferner: Die Radiationspunkte werden angegeben, indem man ein Sternbild nennt. Aber ein Sternbild ist ja kein Ort, wenn die Sterne Entfernung besitzen; und wenn die Sternschnuppen in der Atmosphäre stattfinden, ist das Sternbild noch weniger eine Ortsbestimmung. Was sind denn die Sterne, und was sind die Sternschnuppen? Wer vorwitzig ist, mag darüber grübeln! Ich tue es nicht!

In meiner Jugend stand in der Physik, das Nordlicht sei eine magnetische Erscheinung. Ohne Hintergedanken nahm ich die Erklärung an. Als ich aber älter wurde, erfuhr ich, nur Spiritisten könnten Licht von einem Magneten ausgehen sehen.

Jetzt ist das Nordlicht elektrisch geworden, und Lemström kann Nordlicht mit einer Art Telegraphenstangen machen; einig aber sind die Gelehrten nicht.

Ich habe oft Nordlicht gesehen und dabei den Kompass auf dem Tisch gehabt; der hat aber nie eine Flosse gerührt. Einige Gelehrte haben gesehen, wie sich bei Nordlicht die Nadel bewegte; andere haben gesehen, dass sie sich nicht bewegt. „Das ist eben verschieden!" Wie mit all dem andern!

Eine Zeit lang glaubte ich, wie die Bewohner von Sibirien, Nordlicht sei reflektiertes Sonnenlicht, denn wenn die Strahlen von der untergegangenen Sonne in den Weltenraum strahlen, müssen sie sichtbar werden, sobald sie einen Stoff treffen, der beleuchtet werden kann. Dieser Stoff sollte eine Zeit lang die Eisnadeln der Cirruswolken sein. Das dunkle Segment könnte der Schatten des Segments der Erdkugel sein. Da die Sonne um Mitternacht im Winter im Norden steht, könnte man ja aus Höhe und Lage des Bogens nachrechnen, ob es mit der Stellung der Sonne stimmt. Aber es soll nicht stimmen, denn auch im Süden ist ein Licht, gesehen von nördlicher Breite.

Perry und zwei Zeugen sahen einen Strahl von der Lichtmasse nach u n t e n schiessen, und zwar auf eine Entfernung von 3000 Yards. Lemström und andere haben dasselbe gesehen. Dann scheint das Nordlicht nichts mit dem Erdmagnetismus zu tun

zu haben! Und auch die Nähe des magnetischen Pols steigert nicht die Lichtfreimachung.

Dass die Erscheinung aber etwas mit Wolken zu tun hat, darüber sind alle einig. Es beginnt mit einem dunkeln Kugelsegment, das wohl keine Wolke ist, da die Sterne hindurchscheinen. Aber es ist rauchähnlich und erinnert an den Erdschatten im Osten, wenn die Sonne untergeht (das bleigraue Segment). Der Schatten des Sonnenunterganges und das Segment des Nordlichts gleichen einander auch darin, dass sie nur bis zu 8 oder 10 Grad steigen und dass sie oben von einem hellen Rand begrenzt werden.

Wenn das Nordlicht sein zauberisches Spiel ausgespielt hat, „sieht man bald am Himmelsgewölbe bloss unregelmässig zerstreute, blasse, beinahe aschgrau leuchtende unbewegliche Flecke", die jedoch früher verschwinden als das rauchartige Segment. Schliesslich bleibt nur eine dünne weisse Wolke zurück, die an den Rändern in Federn geteilt oder in gerundete Flöckchen abgesondert ist, wie ein Cirrocumulus (Humboldt). Dass das Nordlicht mit den feinsten Cirruswolken zusammenhängt, spricht für die Lichtentwicklung als Teil eines meteorologischen Prozesses (Humboldt). Thienemann hielt die leichten Wolken für Substrate des Nordlichts; Franklin, Richardson, Wrangel teilten seine Ansicht, indem alle bemerkten, das Nordlicht strahle am lebhaftesten, wenn in der höchsten Luftregion Massen von dünnen Cirrostratuswolken schweben.

Dann könnten vielleicht Nordlicht und Sternschnuppen Äusserungen desselben unbekannten Verlaufs in einem Substrat (den dünnen weissen Wolken) unbekannter Natur sein.

Spätere Forscher haben die Erscheinung nicht an die Grenze der Atmosphäre verlegt, sondern in die Wolkenregion selber.

Schliesslich kommt die Frage, ob das Nordlicht wie der Regenbogen lokal ist und zum Teil subjektiv. Franklin sah nämlich am Bärensee ein strahlendes Nordlicht, aber Kendal, der bloss $4^1/_2$ geographische Meilen davon wachte, sah nichts. Heute wäre ja das Einfachste, bei Ausbruch eines Nordlichtes nach allen vier Himmelsgegenden zu telephonieren und das Gebiet der Sichtbarkeit zu bestimmen, die Höhe des Bogens nördlich und südlich vom Ort anzugeben usw.

Ein Nordlicht ist am Horizont von Stockholm eine Seltenheit geworden. In neun Jahren habe ich nur drei unbedeutende gesehen. Das letzte, am 12. September 1907, war interessant, weil ich die ganze Zurüstung vor sich gehen sah. Nach einem unerträglich warmen, aber ganz klaren Tag, begann im Norden gleich am Nachmittag sich eine Nebelbank bogenförmig zu erheben. Um acht Uhr abends schossen die Strahlen in die Höhe, aber nicht auf dem Scheitel des Bogens, sondern in Nordosten, und zwar so, dass aus Löchern im Segment Bündel von Licht aufschossen.

Am folgenden Tag hatte sich die Wärme noch gesteigert; der Himmel war klar, aber die Bank stand noch im Norden, nach oben zu unrein gelbrot, nach unten zu schwach bleigrau. Gegen Abend schwebten diese verdächtigen aschgrauen Wölkchen über dem Bogen.

Am 30. September erschien das Segment wieder, aber ich wartete die Erscheinung nicht ab.

Die Frage ist, ob das Nordlicht nicht an beiden *Tagen* da war, obgleich ich es nicht sah. Es braucht ja nicht Nacht zu sein, damit die Kräfte wirken. Löwenörn konnte am 29. Januar 1786 bei klarem Sonnenschein sehen, wie das Nordlicht über dem Segment zitterte (Humboldt).

Wenn man sieht, wie eine wirkliche Regenwolke einen Platzregen niederschlagen lässt, fragt man sich wohl, wie sich eine solche Wassermasse oben in der Luft schwebend erhalten konnte. Darauf hat man schliesslich geantwortet: jede Blase in der Wolke sei ein mit Luft gefüllter Ballon und deren Schale bestehe aus Wasser. Der Meteorologe Rubenson konnte diese Erklärung nicht gutheissen, denn sie hinkt auf allen Vieren, und zwar scheint das auf einer Verwechslung verschiedener Dinge zu beruhen. Wasserdampf von einer Dampfmaschine ist etwas anderes als Wassergas und schwerer, denn sobald der in die Luft kommt, verdichtet er sich und fällt. Wasser, das aus Seen und Meeren verdunstet und Wolkenbildung verursacht, ist wieder etwas anderes. Wasser, das bei gewöhnlicher Temperatur im Zimmer verdunstet, ist wieder etwas anderes, denn es bildet keine Wolken, keinen Tau, keinen Nebel auf den kalten Fenstern. Und das Wassergas, das sich direkt vom Eis bildet, muss wieder etwas anderes sein.

Wasser ist 773 Male schwerer als Luft, und das eigentliche Gewicht des fliessenden Wassers wird als 1 angesetzt (= 773). Gasförmiges Wasser ist dann = 0,622, verglichen mit fliessendem Wasser, also in runder Zahl 6/10 von 773, wenn ich auf Luft reduzieren will. Also ist das eigentliche Gewicht des Wassergases ungefähr 12; das stimmt aber nicht mit der Berechnung, welche die Gasdichte 9 gibt. Diese 9 ist durch Kalkyl entstanden, bei Wassersynthese von Sauerstoff und Wasserstoff, oder Elektrolyse von Wasser; was nie gestimmt hat.

Mag indessen das eigentliche Gewicht des Wassergases 9 sein, so ist das 9 mal schwerer als Luft;

kann sich also in der Luft nicht schwebend halten; das ist doch klar. Aber doch schweben die Wolken und schütten oft geradezu unglaubliche Mengen Wasser aus.

Ich habe also ein Recht, die Bildung des Regens für unerklärt zu halten, und die Chemie ist noch in den Kinderjahren, da sie nicht einmal Natur und Zusammensetzung des Wassers kennt.

Ich habe an anderm Ort erzählt, wie ich ein Liter Wasser in einer Schale auf einen Kamin stellte. In einigen Stunden war das Wasser verdunstet, ohne dass eine Feuchtigkeit zu merken war, weder am Hygrometer noch auf den eiskalten Fensterscheiben. Durch die verklebten Doppelfenster war das Wasser nicht gedrungen, die Türen waren geschlossen, und der Kamin ebenfalls. Es ist unerklärlich, sofern sich das Wasser nicht in ein anderes Gas verwandelt hat, das sich bei gewöhnlichem Druck und gelinder Kälte (der Fensterscheibe) nicht verdichtet.

Aber noch unerklärlicher ist die Entstehung von Wasserhosen auf dem Meere. Die Meteorologen (Buchan) beteuern jetzt, die Wasserhose habe die Wassermasse nicht aus dem Meer aufgesaugt, denn es sei süsses Wasser. Die Wasserhose beginnt mit einer schwarzen Wolke, aus welcher ein Wasserpfeiler einem Elefantenrüssel gleich herabschiesst.

Dieser Wasserpfeiler ist so enorm, dass die gelehrtesten Leute über die Kraft nachgedacht haben, die von oben diesen Pfeiler lenkt. Früher riet man auf ein Vacuum, das eine Pumpe bildete; dann auf Elektrizität; und dann hörte man mit dem Nachdenken auf; beschränkte sich darauf, zu berichten, ohne es mit Wurzelzeichen und Integralen zu versuchen. Und das ist wohlgetan. Aber das Wunder bleibt: eine schwarze Wolke kann tausende von

Tonnen Wasser schwebend erhalten und sie sogar wieder in die Höhe saugen.

Die Zeit der Wunder ist nicht vorbei; sie sind alle in der Physik und Chemie verzeichnet, deren Erklärungen so dumm sind, dass das Wunder als Wunder bestehen bleibt.

Wenn man Tycho Brahes System betrachtet, gleicht es einem Uhrwerk. Die Sonne sitzt auf derselben Walze, die das Lot (Motor) aufwindet, bildet aber selbst ein Getriebe, das in die Zähne der Erdbahn eingreift. Die Planetenbahnen fungieren als Minutenräder und die Monde als Sekundenräder. Wer die Lehre des Uhrmachens studieren will, wird mehrere Ähnlichkeiten zwischen den Durchmessern der Räder und der Anzahl der Zähne einerseits und den Elementen der Planetenbahnen anderseits finden.

Uhr und Planetensystem haben viel Ähnlichkeit miteinander, und zwar aus der natürlichen Ursache, weil die Uhr ein Gleichnis des Planetensystems ist, mit dem Unterschied, dass der Motor der Uhr, Feder oder Lot, bekannt ist, aber der des Sonnensystems unbekannt ist, wenigstens den Astronomen. Ein vollständiges Planetarium ist ja auch wie eine Uhr konstruiert, und dessen Theorie wurde schon 1812 von Antide Janvier gegeben in seiner Arbeit: „Des révolutions des corps célestes par le mécanisme des rouages", die ich jedoch nicht gelesen habe.

Tychos Kompromisssystem wurde nicht angenommen, aber das Kopernikanische siegte. In diesem steht die Sonne bekanntlich still im Mittelpunkt einer Ellipse, die ein Kreis ist. Worauf die Sonne steht, wird nicht gesagt; dass sie aber nicht fällt, ist ein Wunder, das Gyldéns freisinnige Astronomie nicht erklärt, denn Wunder können nicht im Handumdrehen erklärt werden.

FINISCH—UNGARISCH—
MANDSCHURISCH—JAPANISCH

Im Vorwort zur letzten chinesischen Grammatik wird angegeben, die chinesische Sprache sei verwandt mit Ungarisch, Türkisch, Finisch (ural-altaisch). Bei einem kurzen Überblick über die finische Grammatik habe ich gefunden, dass Vokalharmonie und Agglutination für alle diese Sprachen gemeinsam sind, nur nicht für die chinesische. Dagegen scheint der Wortvorrat im Finischen aus den Sprachen aller Welt geholt zu sein; das macht Finisch zu einem wahrhaften Esperanto. Der Charakter der Laute gleicht dagegen dem Griechischen, und eine Konjugation ist zum verwechseln der italienischen gleich. Ein kleines Wörterverzeichnis soll die Sache beleuchten:

Kyntillä bedeutet Licht und ist wohl lateinisch candela. Rakkaus, Liebe, und rakasta scheinen griechisch Eros und erastoi zu sein. Flüstern heisst kuiskata und ist wohl dasselbe Wort (schwedisch: hviska); beide verwandt mit griechisch traulitsein oder lateinisch mussito. Dann kommt eine Menge durchsichtiger Wörter:

Mitto = Mass, mensura
Masto = Mast
Merimies = Matrose, mare, Meer, Marine
Muuri = Mauer, murus
Valli = Wall, vallis
Kulma = Winkel, culma
Lyiji = Blei, bly (schw.)
Lattia = Latte
Luu = Lage, lägg, (schw.)
Huone = Haus, Domus
Kylme = kühl, kylig (schw.)
Kaikellainen = allerlei (lei = lainen)
Housut = Hosen
Pöksyt = Hosen, byxor (schw.)

Mehiläinen = melitta (gr.), Honig, Biene
Vihainen = vilain (fr.), vilis (lat.)
Palvelija = pavulus oder famulus, Diener
Ihmiset = homines, Menschen
Ihminen = homo, Mensch
Maito = Milch, mjölk (schw.)
Maha = Magen, mage (schw.)
Vatsa = venter, Magen
Laiha = leptos (gr.), leha (hebr.), mager
Atria = von essen, äta (schw.), Mahlzeit
Mies = mas (lat.), Mann
Veitsi = von schw. hvässa, wetzen, schw. knif, Messer.
Suu = von os, stoma, Mund
Äiti = mätär (gr.), Mutter
Naapuri = nabo, Nachbar, granne (schw.)
Nimi = nomen, Namen
Verkko = archys (gr.), rete (lat.), nät (schw.), Netz.
Uusi = novus, ny (schw.), neu
Hyöty = utor, nyttja (schw.), benutzen
Auki = kechänos (gr.), öppen (schw.), offen
Avata = hiatus, offen
Korva = öva, auris, otarion. (Dieses K scheint dem hebräischen Artikel Ha (cha) zu entsprechen.)
Paikka = pagus, by (schw.), Dorf.
Itä = eos (gr.), öster (schw.), Osten
Hevonen = hippos, equus, häst (schw.), Pferd
Ääni = ächä (gr.), skall (schw.), Schall
Terevä = drimys (gr.), skarp (schw.), scharf.
Korppi = corax, korp (schw.), Krähe
Pyörä = rota (lat.), Rad
Laskea, lukea = logitso (gr.), räkna (schw.), rechnen
Valtakunta = Reich, Valte = Gewalt (germ.), Kunta = Commune (röm.)
Haista = otsein (gr.), lukta (schw.), riechen
Ruis = briza (gr.), rag (schw.), Roggen
Kuolu = scholä (gr.), skola (schw.), Schule
Ase = ensis (lat), sain (hebr.), Schwert
Suutari = sutor (lat.), Schuster
Räätäli = raptein (gr.), skräddare (schw.), Schneider
Huono = ond (schw. = böse) oder on (hebr.)
Ja = kai (gr.), U (hebr.), och (schw.), und
Pojan = pojke (schw.), pais (gr.), Knabe
Laiva = navis, Schiff
Leipä = leifr (isl.), chleb (hebr.), Brot

Parta = Bart
Muna = oon (gr.), Ei
Kuva = eikon (gr.), ikón (rus.), Bild
Tiili = Ziegel, tuile, tegel (schw.)
Vesi = Wasser
Viheriä = viridis, grün
Kaula = gaula, gula, Hals
Lämpöinen = aleeinos (gr.), warm
Omena = melos, Apfel.

Wie Griechisch oder Italienisch klingt das Präsens von „olen" ich bin: Olen, olet, on, olemme, olette, ovat. Griechisch oder lateinisch ist die Bildung von ja und nein. — Bist du morgen zu Hause? Oletko kotona huomenna (Heim). — Olen. Ich bin (sum) = ja. — En mene = nein. Griechisch: ou mén.

Ola, griechisch maskalä, Achsel. Lusikka, Listrom, Löffel. Edistyminen, Fortschritt, klingt wie Griechisch, von epidosis oder dieimi (vorgehen).

Wenn man dann einen schnellen und ungeschulten Überblick über die ungarische Sprachlehre nimmt, so glaube ich ein Slang zu finden, das eigens zu dem Zweck, Chiffre zu sein, verwirrt worden ist. Hat man aber einen Schlüssel bekommen, so findet man auch hier alte Bekannte von allen Ecken der Welt, am meisten jedoch Griechisch, Latein und Deutsch. Beispiele: Polgármesterré klingt ja seltsam, ist aber ganz einfach Bürgermeister.

Pellengér = Pranger
Istráng = Strang
Istálló = stallo (it.)
István = Stephan
Király = Kyrie (gr.), König
Sorompo = Schranke
Goromba = grob
Salak = Schlacke
Hajó = naus (gr.), Schiff
Ember = hombro (sp.), homo, Mensch
Allat = animal, Tier
Dáridó = aridus (lat.), Hitze

Eleség = estiein (gr.), essen
Elég = halis (gr.), genug
Eltakar = decken (Dach)
Eltöródik = trött (schw.), müde
Elme = alma (sp.) amina, Geist
Epedez = bedja (schw.), bitten
Czomb = lumbus, lar (schw.), Lende
Bérez = Berg
Aczél = acier (fr.), acies (lat.), akís (gr.), Stahl
Asztal = tabula, Tisch
Erdö = drymós (gr.), Wald
Erö = romä (gr.), Kraft
Este = hesperos (gr.) Abend
Fej = kephalä (gr.), Haupt
Féreg = herpeton (gr.), vermis, Wurm
Fiu = filius, hyiós, Sohn
Foly = fliessen
Felhö = nephälä (gr.), Wolke
Gyáva = ignavus, feig
Hös = heros, Held
Járum = jugum, Joch
Jó = gut, god (schw.)
Kutya = kynä (gr.), canis, Hund
Lakodolam = gamelios deipnos oder epitalamios (gr.), Hochzeit

Hier scheint sich eine Art Rotwelsch unter Pferdehändlern und Zigeunern gebildet zu haben; ebenso oft auf Verkürzung wie auf Unverständlichkeit ausgehend. Das lateinische causa wird zuerst zu cau verkürzt, dann umgekehrt zu auc = ok, das die Bedeutung von causa = Ursache behält.

Die Agglutination als charakteristisch für Ungarisch-finisch anzusehen, ist unrichtig, denn Wortleimung gibt es in allen Sprachen. Im schwedischen Passivum ist kallas (von kalla, rufen) aus kallas sik (sig, sich) entstanden, wie im Lateinischen iste, ille in die Endungen aufgegangen ist.

Ich kann es also nicht berechtigt finden, die Sprachen einzuteilen und zu isolieren, da sich alles in allen wiederfindet.

Um aber diese Gruppe zu schliessen, will ich die verwickeltste uralaltaische Sprache wählen, die mandschurische, und zeigen, wie in dieser so entfernten isolierten Sprache Wurzeln aus dem Griechischen und Lateinischen einen schwachen Widerhall geben. Lesen wir zuerst einen Text, und sagen wir dann nach dem Gehör, welcher Sprache er am meisten gleicht.

„Nialma abka na á de amuran banin be alifi sain be saisara che be ubiyarakongge akô. Tuttu seme neime assaburako ocóterei sain be yabure che be nakabure mujilen inu."

Hier klingt ja Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Spanisch wider, aber wenig germanisch. Eine kleine Wortliste mag die Wahrnehmung bestätigen:

Aniga = annéc (fr.), annus
Amuran = amour
Amuranga = amour
Algin = eulogein (gr.), éloge
Alimbi = elaunein, lenken
Akó = ouk (gr.), nicht
Aisin = aes (lat.), Metall
Akdambi = dokein (gr), tro (schw.), glauben
Aibi = ibi (lat.), dort
Acuhiyan = kakologein (gr.), calomnier
Adu = endyein, estás (gr.), vestis, Kleider
Acambi = enggys (gr.), approche
Bira = riva, rivière, Fluss
Boigon = oikos (gr.), Haus
Fusihon = inferior
Gala = ala, Flügel, Schwinge
Gônin = gony (gr.) oder gnosis, Überlegung, dann Geist
Cooha = cohorte, Garde
Hailan = ulna, aune, Elle
Haji = amicus, ami
Holo = hohl, ihalig (schw.)
Jurgan = judicare, justice
Jeke = aikia (gr.), Geschmack
Jilgan = lyda (schw.), gehorchen
Jili = bilis, galla, Zorn

Juwe = duo, tva (schw.), zwei
Oshon = ōmós (gr.), grausam
Nimari = hiems, Winter, Schnee
Ama = Vater, pater, fader
Eme = Mutter, moder, femme
Aitobume = aider
Useme = seme
Gurgu = djur (schw.), Tier
Gele = deilia (gr.), Furcht
Gete = guetter (fr.)
Eruwen = drymós (gr.), Wald
Hengkin = inclinaison
Gurvangun = vaurien
Jjarila = réjouir
Fula = rufus
Cimara = hämera
Farhón = aphanás (gr.) dunkel
Haha = humo
Hehe = femina

Wenn man sieht, dass das Wort dehema Onkel bedeutet und gleichzeitig das deutsche Oheim anklingen hört, will man gern dehema und Oheim zusammenstellen; und da hat man recht, denn dehema kommt von ama = Vater, amaha = Schwiegervater. Wenn tome alle bedeutet, so denke ich an toti, tous.

Utala = autant (fr.)
Ava = grapho,skrifva (schw.)
Bi = to be (engl.), sein
Genere = ire (lat.), gehen
Colgoro = fulgor
Juwa = ouvir
Giyan = juste (fr.)

Aber es gibt eine Menge Onomatopoiien im Mandschurischen, deren Bedeutung man zu kennen glaubt, wie eine dunkle Erinnerung, ohne dass man Lautgesetzen folgt (die nicht existieren! Ad. N—n); oder richtiger, man findet es ganz natürlich, dass es das und das bedeutet! Und zwar besonders, wenn man seine Grammatik in französischer Sprache liest; das spricht genügend dafür, dass Französisch mit

Recht die Weltsprache ist, da es eine Kreuzung von Latein (Griechisch), Deutsch und Keltisch ist. Acu facu z. B. bedeutet aimer enfant. In Acu steckt aimer und in facu enfant.

Dede dada = sans dignité
Lokdo lakda = lourd
Kakafaka seme = katagelaston (gr.), lachen
Dar dar = darra (schw.), zittern

Wenn ich sehe, dass babade partout bedeutet, finde ich es ganz natürlich; ebenso dass sidenderi à l'intérieur und dorgi dedans bedeutet. Ferner:

uba = ibi
tede = là
deleri = pardessus
deri = à travers
tule = dehors
cargici = de l'autre côté

aide = où
aibidere = par où
esike = assez
jabour = labeur
sain = sain
orho = herbe

(Siehe C. de Harlez, Langue Mandchou, Paris 1884).

Nun müssten ja einige Worte über das Japanische gesagt werden, um auch diese entfernte Sprache in das europäische Sprachenkonzert einzuführen.

Ein flüchtiger Blick schreckt ab wie Ungarisch; wenn man aber Präfixe und Suffixe ausjätet und sein gutes Recht benutzt, aus den europäischen Sprachen zu wählen, bei denen sich Ähnlichkeit zeigt, so ist es nicht so schwer. Aus Ähnlichkeit schliessen ist nach der Logik eine gute Art (Analogie); aus Unähnlichkeit schliessen ist eine schlechtere Art.

Also zu den Wörterverzeichnissen!

Ich sehe gleich, essen heisst kuu, und denke an das deutsche kauen, vielleicht griechisch enkoia (Mahl), lateinisch coenare. Wenn jemand einwendet, kuu „komme aus" dem Chinesischen, so kann man ja antworten, ein Wort braucht nicht woher zu

„kommen", weil es ähnlich ist, sondern beide können aus derselben Urquelle geschöpft haben.

Ich fahre fort, indem ich mich einstweilen an Realitäten halte. Butter heisst gyuraku. Das klingt wie Ungarisch, dort heisst Butter aber voj, finisch voi. Eher gleicht gyuraku dem griechischen butyron, das deutsch Butter ist. Essig heisst su. Das ist sauer, oxys (gr.), acidus, surt (schw.). Küche heisst daidokoro; das klingt wie griechisch; und daio bedeutet brennen, koreo kehren, korä Magd.

Satò = saccaron (gr.), socker (schw.), Zucker
Shio = hals, halys (gr.), Salz
Pan = panis, Brot
Kashi = Kuchen, coquo (lat.)
Ushi = sarx (gr.), Fleisch
Yasai = Gemüse, olus (lat.), opson (gr.)
Yaku = kaio, kauvo (gr.), brennen
Waku = coquo, kochen, koka (schw.)
Uchi = oikos (gr.), Haus
To = tyra (gr.), Tor, dörr (schw.)
Kagi = clavis, kleis (gr), nyckel (schw.), Schlüssel
Tatamì = tapäs (gr.), matta (schw.), Matte
Kimono = chlamys, chiton, chlanidion, Mantel, Rock
Kuts = skyteus (gr.), sutor (lat.), kattuma (gr.), Schuster
Saifu = sacculus (lat.), sakion (gr.), Sack
Horits = jura, juris (lat.), ortós, eritsen (gr.), Recht
Ajamaru = hamartaneien (gr.), sich irren
Ashiki koti = kakotes, kahia (gr.), Laster
Ire = ire (lat.), gehen
Katana = coteau (fr.), culter (lat.), kopis (gr.)
Umi = humor, hydor, Wasser, Meer (Lapplands Ume?)
Yói = gut, god (schw.) jut, (platt)
Sakana = salakka (fin.), Fisch
Mijikai = mikrós (gr.), klein
Karái = karvi (fin.), kärf (schw.), derb
Hachimits = hunaja, mesi (fin.), Honig
Mizu = vesi (fin.), Wasser
Amai = makea (fin.), süss
Oya = goneis (gr.), Eltern
Sora = uranos (gr.), svarga (skr.)
Iko, ikioi = eikon, eiko, eoikos (gr.), Ansehen, Macht
Omoi = oiestai, nomitsein (gr.), glauben

GRIECHISCH

Auf dieser kurzen Entdeckungsreise durch die mehr gebrauchten Sprachen der Welt hat sich eins sicher gezeigt: Griechisch mit seinen charakteristischen Lauten klingt in allen an. Und Griechisch wird durch seine Verwandtschaft mit Sanskrit gleichsam der Bindestrich zwischen den Sprachen des östlichen Asien und des westlichen Europa.

Auf Griechisch sind ja die ältesten und besten Dichtwerke Europas geschrieben, die Dramen mitgezählt; auf Griechisch sind alle nennenswerten philosophischen Systeme verfasst; Geschichte, Erdbeschreibung, Mathematik, Naturkunde. Und auf Griechisch ist das Neue Testament geschrieben.

Auf Griechisch werden alle modernen Erfindungen benannt, von Telegraph, Telephon, Automobil bis zum letzten Mundwasser. Liest man die tägliche Zeitung in seiner Sprache, ist die Hälfte griechisch. Ephemeriden, Politik, Literatur, Theater, Chronik, Polemik, Statistik, Polizei, Ökonomie, Echo, Diplomatie, Telegramm sind griechische Worte. Und in den Anzeigen überwiegt das Griechische: Petroleum, Automobil, Dentist usw.

Das ganze Universitätsstudium lautet griechisch. Theologie, Geographie, alle Grammatiken, Philologie, Zoologie, Botanik, Arithmetik, Mathematik, Geologie, Astronomie, Physik, Chemie.

Griechisch ist eine lebende Sprache, vielleicht eine unsterbliche! Und deshalb, weil Gottes Sohn sie sprach und seine Schüler sie schrieben!

Es ist bisher ein recht scwankender Begriff gewesen. Briefmarken sammeln ist eine Wissenschaft geworden und heisst Philatelie. Sich auf einen gut eingerichteten Kutter setzen und dann sich treiben lassen, ist auch eine Wissenschaft geworden, obwohl man sich nur die Zeit mit Kartenspiel und Jagd vertreibt.

Jetzt aber hat man den Begriff Wissenschaft noch erweitert. In der verbreitetsten illustrierten Zeitschrift von Europa sollten die acht grössten Männer der Wissenschaft abgebildet werden. Darunter waren natürlich zwei Frauen an erster Stelle. Die eine war Vorsitzende eines Agitationsvereins, die andere Vorsteherin eines Vermittlungsbureaus. Das ist moderne Wissenschaft: Vermittlungsbureaus, die unfähige Dienstboten unterbringen; Haushaltschulen, in denen man Speisen so verfälscht, dass der Braten zuerst ausgekocht wird; in denen man Bouillon aus Roggenmehl macht: das ist Wissenschaft!

Ich weiss von einem Mann der Wissenschaft, er ist Professor und schrecklich gross, der liess von einem Zeichner alle Seeigel der Welt zeichnen, die er nicht einmal selber gesammelt hatte. Die Arbeit erschien und wurde für epochemachend erklärt. Da fehlte aber die Hauptsache: der Text. Es gab keinen eigentlichen Text, nur die Zeichnungen des Zeichners, die vortrefflich waren. Worin bestand denn die Wissenschaft des Professors? In den Zeichnungen des Zeichners. Das wurde in einer Zeitung behauptet; und hatte die Folge, dass der Zeichner nach Amerika fahren musste.

Wenn man die Weltgeschichte liest, muss man eine Menge Lügen oder unbewiesene Behauptungen

lernen, besonders in den Schulen, wo alles kritiklos aufgenommen wird.

In der Bartholomäusnacht zum Beispiel wurde Admiral Coligny getötet; ward dann sofort Märtyrer und Heiliger. Punkt und Schluss. Aber es war nicht so einfach mit Märtyrerschaft und Heiligentum; es war vielmehr äusserst verwickelt. Frankreich, das seit alten Zeiten ein katholisches Land war, hatte schliesslich die Kalvinisten geduldet, ihnen Staatsämter und befestigte Plätze gegeben. Aber die Kalvinisten waren damit nicht zufrieden, sondern plünderten Kirchen, verbrannten Bilder und verboten den katholischen Gottesdienst, und zwar in einem Land, in dem sie nur geduldet waren. Coligny war dabei und erregte Bürgerkrieg; er liess seinen Bruder Andelot von deutschen Truppen entsetzen. Das war ja Landesverrat.

Bei der Belagerung von Orléans wurde der katholische François von Guise (nicht Henri) ermordet. Coligny wurde für den Mörder gehalten, von den einen, von andern wurde ein kalvinistischer Edelmann Poltrat genannt. Wer der Schuldige war, weiss man nicht, denn in der Weltgeschichte sind alle Angaben gefälscht.

Nach allem Unglück, das Coligny über sein Land gebracht hatte, wurde er vom Parlament als Hochverräter verurteilt. Nun ist zu bemerken, dass das Parlament vom König unabhängig war und diesem Vorstellungen machen konnte. Coligny wurde also nicht vom König verurteilt; vielmehr empfing Karl IX. ihn nach dem Urteil, setzte ihn in den Staatsrat, weil er ihn als Krieger schätzte.

Dann folgte der Schuss auf Coligny, am 22. August; der erregte den König so, dass er dem Verwundeten einen Krankenbesuch machte. Das hätte er nicht zu tun brauchen, um seine Pläne zu verbergen.

Danach aber wurde der König von seiner Mutter davon überzeugt, dass eine protestantische Verschwörung im Werke sei. Das kränkte Karl IX., der den Kalvinisten im Ernst die Hand gereicht und die Katholiken, die gegen sie in Rouen und anderswo Gewalttätigkeiten verübt, streng bestraft hatte. Karl IX. hatte sich auch der kalvinistischen Elisabeth von England genähert und den protestantischen Holländern Hilfe geschickt; ausserdem hatte er seine Schwester mit dem Haupt der Hugenotten, Heinrich von Navarra, verheiratet, und sich selbst mit der Tochter des protestantisch gesinnten Maximilian II. vermählt. Dass er an eine Verschwörung glaubte, war nicht sonderbar; hatten doch die Protestanten schon 1567 versucht, ihn gefangen zu nehmen, nämlich in Monceaux.

Wie kam denn die Bartholomäusnacht zustande? Das weiss man nicht; denn der Sturm brach in derselben Nacht über ganz Frankreich los, ohne dass der König davon wusste.

Dass Karl IX. selber aus dem Fenster im Louvre Schüsse abgegeben hat, soll Lüge sein.

Aber Coligny wurde Märtyrer, obwohl er im Verdacht stand, Franz von Guise ermordet zu haben; obwohl er Bürgerkrieg erregt und fremde Truppen in sein Land gerufen; obwohl er vom Parlament als Hochverräter verurteilt war.

Sag das einem protestantischen Geschichtsschreiber, was antwortet er? Nichts! Er nennt dich nur Jesuit und fährt mit seinen Lügen fort! Aber die Motivierung in einer pragmatischen Geschichte auszulassen, ist Urkundenfälschung; und darum scheint die ganze Weltgeschichte gefälscht zu sein.

Ranke wollte ja einmal die Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert schreiben, natürlich in

protestantischem Geist. Als er aber die Quellen durchforschte, kam er zum entgegengesetzten Ergebnis; seitdem „machte er sich Vorwürfe", dass er zum Nachteil der Protestanten unparteiisch gewesen.

In einer andern Arbeit teilte Ranke die Entdeckung mit, die Inquisition in Spanien sei ein königliches Gericht gewesen und nicht ein geistliches. Ja er fand sogar, dass die Päpste die Inquisition bekämpften, obwohl vergeblich. Das nennt man gefährliche Entdeckungen; aber kein Lehrbuch hat die alte Angabe von der Natur der Inquisition geändert.

Derselbe protestantische Historiker beweist auch, dass die Bartholomäusnacht ein politisches Ereignis gewesen und durchaus nicht von religiösem Fanatismus diktiert war.

Da alles andere so illusorisch ist, kann man sich ja denken, wieviele falsche Gemälde es in der Welt gibt. In den 1890er Jahren grassierte eine Bande, die Rembrandts und Raphaels zu 300 000 verkaufte. Der Intendant eines Museums erschoss sich aus Verzweiflung, dass er sich hatte prellen lassen. Schliesslich wurde bewiesen, dass die sixtinische Madonna falsch sei; die echte, die Dokumente als echt bezeugten, wurde zum Verkauf angeboten. Ob der Verkäufer oder die Verkäuferin verhaftet wurde, weiss ich nicht.

In meiner Jugend bewunderte ich die Meisterwerke auf unserm Museum, studierte sie und bildete mir ein Urteil. Später aber wurden die berühmtesten als Fälschungen entlarvt. Mein ganzes Urteil war also vernichtet oder falsch. Als ich später einige von

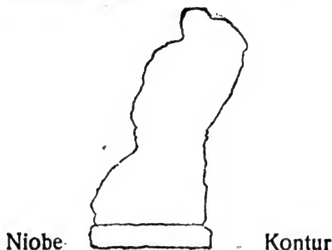


Raphaels Gemälden sah, glaubte ich, sie seien falsch; und selbst auf die sixtinische Madonna will ich nicht schwören.

Aber unter den Raphaels des Berliner Museums sind Madonnen, die Raphael nicht gemalt hat. Diese zum Beispiel, ein Ideal an Hässlichkeit, ist wahrscheinlich falsch. Aber ich will einen Maler danach fragen, nicht einen Museumsbeamten oder Kritiker.

Unter anderm, das wir in unserer Jugend lernen mussten, war: die antike Skulptur ist unerreichbar, das heisst vollkommen an Schönheit. Das ist sie aber nicht! Selbst Niobe ist hässlich in der Kontur, die eine der Hauptsachen in der Skulptur ist. Laokoon ist eine schöne Komposition, aber die Knaben sind schrecklich, weil sie unwahr sind. Knaben sehen nicht so aus. Viele Antiken sind schön, aber sie haben alle einen kleinen Fehler, aus der Ursache, dass alles hier auf Erden mangelhaft ist. Wer ancestrale Erinnerungen an etwas Vollkommenes hat, leidet darum, wenn er das Unvollkommene in der Kunst sieht, welche die Natur verbessern will.

Das einzig vollkommen Schöne, das ich gesehen habe, war in der Natur. Eine Schneealpe, schön gezeichnet, wie die Dent du Midi; eine Gruppe Tulpen vor Beaurivage am Genfer See; ein alter Olivenbaum bei Savona. In der Pflanzenwelt jedoch habe ich das vollkommen Schöne am meisten gefunden. Ein persisches Alpenveilchen, eine blühende weisse Azalie haben mir die grösste Schönheitslust gegeben, denn sie war uninteressiert und weckte dunkle Erinnerungen an etwas, das ich einmal gesehen und das noch schöner war.



Niobe-Kontur

REMBRANDT

Es gibt unvollkommene Kunstwerke, die einem mehr als vollkommene ansprechen; das kann von etwas Subjektivem kommen, etwas das in uns wohnt...

Rembrandt zum Beispiel hat viele schlechte Kunstwerke gemacht, die langweilig und hässlich sind. Der Anatom ist pedantisch eine sogenannte „Akademie"; die Vorsteher der Tuchmacherzunft sind ausgezeichnet als Komposition, aber sehr Panoptikum; die Kreuzesabnahme ist entsetzlich, unschön, lästerlich, aber gut gemalt. Und so ist es mit den meisten Werken Rembrandts. Dennoch fühle ich mich zu ihm hingezogen, und persönlich liebe ich am meisten sein Selbstporträt von Wien; aber aus dem besonderen Grund, weil ich es lange an einer Wand hängen gehabt und dabei seine intime Bekanntschaft gemacht habe.

Unbegreiflich ist, dass Rembrandt, wie Maeterlinck, Karikaturen seiner eigenen schönsten Werke machen



konnte. So hat er in „Abraham und die drei Engel“ (Petersburg) den Stoff in erhabenem Stil dargestellt; dabei gehört der kleinste Engel zu dem Schönsten, das Rembrandt gemacht hat. In der Radierung „Abraham empfängt Jehova“ aber hat er eine gemeine Karikatur desselben Themas gezeichnet.

Dennoch, ich „halte etwas auf“ Rembrandt, wenn ich es auch nicht begründen kann. Vielleicht ist es ebenso subjektiv wie seine Art, seine schreckliche Saskia zu sehen; sogar in ihrer Jugend kommt sie uns widrig vor, so hässlich und böse sieht sie aus.

DER FREISINN DER PROTESTANTEN

Es ist nur ein krankhafter Selbstbetrug, wenn die Protestanten duldsam und freisinnig zu sein glauben.

Luther selber schlug (nach Seckendorf) vor, die Synagogen der Juden müssten verbrannt, ihre Häuser niedergerissen und ihre Gebetbücher nebst dem Alten Testament ihnen genommen werden. Ihre Rabbiner müssten zu harter Arbeit gezwungen, jeder Unterricht ihnen verboten werden. Aber noch heute huldigt Israel unserm Luther, weil er so freisinnig gewesen! Da ist ja Verrücktheit.

Voltaire war nicht sehr viel duldsamer gegen die Kinder Israels, aber noch heute legen diese ihre Blumen auf sein Standbild am Quai Voltaire.

Ich habe in einem Buch, das ich nicht wiederfinden kann, gelesen, Jean Calas sei nicht unschuldig gewesen, sondern habe seinen Sohn zum Selbstmord getrieben. Da alles andere gefälscht ist, kann es möglich sein, dass Vater Calas schuldig war. Der Prozess, der jetzt in angenehmer Kürze erzählt wird, ist äusserst verwickelt und müsste in „Causes Célèbres“ IV, wo er steht, nachgeprüft werden.

Der Vater Calas, Protestant, hatte einen ältern Sohn, der vor dem Ermordeten zum Katholizismus übergetreten war. Das konnte ja keine Freude für den Vater sein, da es die Familie auseinander brachte; übrigens war die Mutter Engländerin. Als nun der jüngere Sohn auch katholisch werden wollte, kann man sich den berechtigten Unwillen des Vaters vorstellen; doch hat er beteuert, es sei ihm gleichgültig gewesen. Das letzte scheint durch den Umstand bestätigt zu werden, dass seit dreissig Jahren eine katholische Dienerin im Hause war, die den älteren Sohn bekehrt hatte, ohne fortgejagt zu werden.

Am Abend vor dem Mord kommt ein protestantischer Mann von Guyenne. In der Nacht geschieht der Mord. Aber alle Nebenumstände, die Zeugenaussagen im ersten Prozess, die Gefühle des Vaters beim Abfall des ersten Sohnes; der Grund, warum die katholische Magd nicht verabschiedet wurde; das Benehmen der Mutter und Geschwister (es waren sechs Kinder) gegen den, der den Glauben seiner Väter zu verlassen beabsichtigte . . .

Der gegen das Christentum fanatische oder intolerante Voltaire sass oder lag in Ferney und prüfte den Prozess nach; drei Jahre nach dem Urteil. Durch seine Beziehung zum Hof erreichte er die Wiederaufnahme. Aber was wusste er von der Sache? Nur was die an der Sache Interessierten erzählten, und zwar mit Beredsamkeit erzählten.

Dass Calas seinen Sohn ermordet hat, erscheint unwahrscheinlich; dass er ihn aber zum Selbstmord getrieben, sehr natürlich. Wie es sich verhalten, erfährt man wohl nie; und erführe man es, würden Katholiken das eine glauben, und Protestanten nicht das andere; denn die Ansichten der Menschen werden aus Interessen und Leidenschaften geboren.

Aber es ist ebenso leichtsinnig, Calas für einen Märtyrer zu halten, wie ihn Mörder zu nennen. Doch so sind die Menschen in ihren Neigungen; die nennen sie Ansichten und machen sie zu ihrem Eigentum, das sie verteidigen.

Der dreissigjährige Krieg wird bekanntlich mit dem Restitutionsedikt eröffnet. Die Katholiken forderten die Klöster und frommen Stiftungen zurück, welche die Protestanten genommen und zu Geschenken, Bestechungen und anderen weltlichen Zwecken benutzt hatten. So hatte Luther das Augu-

stinerkloster von Wittenberg vom Kurfürsten Johann dem Beständigen zum Geschenk erhalten; ausserdem hatte er das „Kleine Kloster" für 430 Gulden gekauft. Das war ja weder gesetzlich noch hübsch, und die Katholiken hatten ja unzweifelhaft recht, besonders als sie den Lutheranern Religionsfreiheit bewilligten. Der Krieg, der ausbrach, war also kein Religionskrieg, sondern ein Streit um irdische Güter. Aber dennoch steht in unserer Geschichte, dass er sich um Glaubensfreiheit drehte. Das ist doch schrecklich! Und spricht man von der Wahrheit (= wie es sich wirklich verhält), so wird der Krieg von den freisinnigen Protestanten gepriesen, die ebenso fanatische Lügner sind wie die „andern".

Es ist ja hoffnungslos, den Menschen Vernunft beibringen zu wollen, denn sie scheinen verrückt zu sein! Das war auch Swedenborgs Meinung!

Unter der protestantischen Elisabeth von England war die Folter ebensoviel in Tätigkeit wie unter der katholischen Isabella. Unter Cromwell wurde der irländischen Priesterschaft befohlen, das Vaterland zu verlassen, und mit Todesstrafe gedroht, wenn sie ungehorsam wären. Jeder, der einen Priester verbarg, musste den Tod erleiden.

Die Puritaner im freien Amerika bestraften alle, die nicht an ihrer Religion festhielten. In Massachusetts „wurden die Quäker durchgepeitscht und gebrandmarkt, ihre Ohren abgeschnitten, ihre Zungen mit glühenden Eisen durchstochen; sie wurden des Landes verwiesen und falls sie zurückkehrten, gehängt".

Nach der Bestimmung von Örebro vom 17. Februar 1617 setzte Gustav Adolf die strengste Strafe fest für den Übergang zur christlichen Lehre. Ich nenne die katholische christlich, weil die Lutheraner eine Sekte der protestierenden Kirche waren. Elf

Tage nach Erscheinen der Bestimmung wurde Johannes Hammerus gefoltert und hingerichtet. 1624 wurden Behr, Anthelius und Campanius hingerichtet, weil sie nicht den Glauben ihrer Väter verlassen wollten, und zwar von Gustav Adolf! Das ist ein schönes Beispiel protestantischen Freisinns! (Siehe: Cornelius, Geschichte der schwedischen Kirche nach der Reformation, Uppsala 1886.)

DIE HEXENPROZESSE

Als in den 1880er Jahren der Materialismus blühte und die Menschen vertierten, entdeckte der Physiologe Charcot die Macht des bösen Willens, die Seele der Mitmenschen so zu beeinflussen, dass sie „besessen“ wurden. Das wurde Hypnotismus und Suggestion genannt. Geheimnisvolle Ereignisse mit verbrecherischer Färbung erzählte man; Morde geschahen und Prozesse kamen, bei denen der Mörder angab, er habe unter Einfluss und Druck des Willens einer bestimmten Person gehandelt; sogar aus der Entfernung konnte dieser Einfluss wirken. Damals sprach Charcot die berühmten Worte: In fünfzig Jahren haben wir die Hexenprozesse wieder! Damit erkannte er an, dass es in den Hexenprozessen etwas gab, das nicht Einbildungen und Betrügerei war.

Was verstand man damals unter einer Hexe? Ein Weib (meistens Weiber!), das zufällig die Fähigkeit der Seele entdeckt, aus dem Körper herauszugehen oder aus der Entfernung einen andern zu beeinflussen, meistens auf den niedrigen Gebieten. Daneben müssen sie die Fähigkeit besessen haben, unreine Bilder hervorzurufen, besonders bei Kindern.

Die Römer kannten alle diese Künste, aber verstanden sie nicht. Sie meinten mit Lamia ein Gespenst, das Kinder „säugt“; mit Incubus, der in unreinen Träumen Jünglinge und Jungfrauen besucht, meinten sie Faunus oder den zottigen Pan. Luther spricht noch von diesen Erscheinungen, und Huysmans hat das Phänomen so geschildert, als habe er es in einem Kloster erlebt.

Nun ist die Sache die, wie jeder verliebte Mann weiss, dass das Weib, wenn sie zu einem Mann hingezogen wird, mit ihrer Seele oder mit Teilen davon in seine Seele eindringen kann: dann verliert er

sich selbst und wird besessen von ihr. Jüngling und Mädchen werden im Traum wahrscheinlich nicht von ihren Phantasien, sondern von fremden gequält; und wer sich von Menschen verfolgt glaubt, wird wahrscheinlich von den Gedanken, Liebe oder Hass, der Menschen verfolgt.

Wenn diese Fähigkeit der Seele, unter wilden Zeiten des Verfalls, entdeckt und entwickelt wird, werden die Kräfte von den andern zu andern Zwecken missbraucht. Der Jüngling im Alter der beginnenden Mannbarkeit, der Gegenstand der Neigung eines, vielleicht unbekannten, Weibes geworden ist, wird von dieser gequält, fühlt sich unfrei, besessen, und wird zuweilen versucht, sich das Leben zu nehmen, um von seinem Vampir frei zu kommen. Unglückliche Liebe kann ja mit Selbstmord enden.

Diese Hexen, die bei den Hexenprozessen verbrannt wurden, waren entweder solche Vampire oder Besessene; es gibt Beispiele, dass Hexen, die aus Unwissenheit und Neugier Zauberei getrieben, sich schliesslich selber angaben und um den Scheiterhaufen bettelten, als die einzige Rettung; denn indem sie Böses taten, waren sie in Verbindung mit einer niedrigen Region getreten, die wir ahnen, aber nicht vollständig kennen können.

Albigenser und Tempelherren sollen die Sünde der Zauberei mit allen Abarten ausgeübt haben; und deshalb wurden sie verbrannt, nicht aus religiösen Gründen. Und wenn die Tempelherren auf dem Scheiterhaufen schwuren, sie seien unschuldig, so meinten sie die äussere Handlung, da das Gesetz Gedankensünde, Willensünde, Wunschsünde nicht bestraft.

Die Hexenprozesse hörten auf, aber die Hexerei besteht zum Teil heute noch. Eine gnädige Vorsehung gab den Menschen die Einbildung, dass es

nur Einbildungen seien; und als die Gedanken aufhörten, um diese Stoffe zu spielen, wurden die Menschen immun.

Als mit dem Hypnotismus das Bewusstsein von verborgenen, gefährlichen Kräften zum Leben erweckt wurde, begannen sich die Erscheinungen wieder zu zeigen; und mächtige Geister, besonders in Frankreich, bekämpften einander, aus der Entfernung, oft mit tödlichem Ausgang. Mehrere von denen, welche die Kräfte hervorgerufen hatten, wurden erschrocken und flohen zur Religion, wo sie sichere Hilfe fanden. Andere vergingen in ihrer eigenen Bosheit.

Das Weib, das aus Bosheit oder Herrschsucht mit den Gefühlen eines Mannes spielt, bleibt nicht ungestraft. Die Kokette, die Eifersucht erregt, wird sehr oft durch Eifersucht bestraft; das heisst: von Einbildungen angefochten, indem sie den Mann ein anderes Weib lieben sieht; das aber sollen höllische Qualen sein. Darum heisst es so richtig: Spiel nicht mit der Liebe!

DAS PANTHEON ODER MENSCHENVEREHRUNG

Swedenborg zog die Republik als Staatsform vor, weil die Monarchie unter anderm zu Menschenverehrung veranlasst. Die Pharaonen von Ägypten und die Könige von Babylon wurden vergöttert und vergötterten sich selber in Tempeln wie gewisse römische Kaiser. Diese wunderbare Erscheinung beruht nicht auf der Dankbarkeit der Menschen, denn dieser Grund ist schwach; sondern teils auf Hass gegen Gott, teils auf Furcht, teils auf der Neigung, sich selber in seiner Nation durch seinen Regenten zu vergöttern. Es ist also ein schlechter Beweggrund.

Im Pantheon von Rom, das Badehaus und christliche Kirche gewesen ist, liegen jetzt unter andern Raphael und Viktor Emanuel.

Im Pantheon von Paris werden Sadi Carnot und die Gatten Berthelot vergöttert.

In unserer Nekropolis liegen viele unbegreifliche Grössen, aber auch Krethi und Plethi durcheinander. Unter den Königen ist Friedrich I., eine Operettenfigur und Karikatur. Aber im selben Grabchor ruht „Schwedens Vernichter“, der notorisch verrückte Carl XII., der jedes Jahr von der gebildeten Jugend seine Apotheose empfängt. Wenn man die Tollheit nicht mitmachen will, wird man totgeschlagen, ganz als störe man öffentlichen Gottesdienst.

Gustav Adolfs natürlicher Sohn von Margarete Cabeljou, Wasaborg, hat sein eigenes Grabchor zwischen dem Banérs und Bernadottes bekommen; das ist geschmacklos. Der natürliche Schwiegervater des Goldkönigs liegt unter den Steinen vor der Kanzel.

Wenn man davon aber nur spricht, so rasen die Heiden, nicht als sei es Majestätsbeleidigung, sondern als sei es Gotteslästerung. Die toten Regenten haben aufgehört zur Geschichte zu zählen: sie sind Götter geworden und ihr Andenken ist Religion.

Und der irreligiöse Fanatismus und die irreligiöse Unduldsamkeit der Heiden ist schlimmer als irgend ein odium theologicum. Wer zuerst davon zu sprechen wagte, welche Stellung Gustav Adolf im dreissigjährigen Krieg einnahm, wurde buchstäblich ermordet; das heisst, Amt, Achtung und Brot wurden ihm geraubt; ausserdem wurde seine Hausfrau auf eine anständige Art ums Leben gebracht.

1897 schreibt ein Deutscher über Dr. Faust ungefähr dieses:

Dr. Faust lebte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Stammte aus Kundlingen in Schwaben, nach einer Angabe Melanchthons, der ihn kannte. Er soll in Krakau Magie studiert haben. Sickingen verkehrte mit Faust in Kreuznach. Nach verschiedenen Vorbereitungen und einem Besuch in Wittenberg, 1530, schloss er den Pakt mit dem Bösen, der folgte ihm in Gestalt eines Hundes und diente ihm; brachte ihn aber schliesslich ums Leben, unter besonders schrecklichen Umständen.

Das erste Volksbuch von Dr. Faust schildert ihn, wie er in Wittenberg studierte, zuerst in Theologie den Doktor machte, dann sich der Medizin, Astrologie und Mathematik widmete; ein titanischer Philosoph und Forscher wurde, der jedoch als warnendes Beispiel hingestellt wird. „Er nahm Schwingen des Adlers und wollte allen Grund des Himmels und der Erde erforschen.“ Schon in der Schule hiess er ein „Spekulierer“; unternahm über die Elemente zu spekulieren; verliess die Theologie, wurde ein Mensch der Welt und wandte sich den Naturwissenschaften zu, die des Teufels sein sollten (wie Faust sie trieb!). Vom Teufel verlangt er beim Pakt, dieser solle alle seine Fragen beantworten und nichts Lügnerisches sagen (heisst Verlangen nach der Wahrheit!). Dabei erfährt er, dass die Welt ewig ist, aber die Unsterblichkeit der Seele wird geleugnet. Sein Abfall von Gott wird mit dem Abfall Luzifers und der Titanen verglichen. Er ehelicht Helena, die er beschwört, zeugt einen Sohn mit ihr (Euphorion); und der wird ein grosser Wahrsager usw.

Das Ende der Sage ist kein Spass. Nach einer

mit Studenten durchzechten Nacht findet man Faust auf einem Dunghaufen, furchtbar massakriert, denn er war vorher zwischen den Wänden des Wirtshauszimmers, in dem er schlief, hin- und hergeworfen worden.

Faust wurde als Gegenbild gegen Luther aufgefasst, der die weltlichen Studien (Jura) hinwarf, um sich dem Dienst des Herrn zu widmen.

Jetzt im Alter von 60 Jahren kam es mir in den Sinn, ich müsse nachsehen, wie sich Strauss „Leben Jesu“ ausnimmt, ehe ich von hinnen gehe. In meiner Jugend, in den 1860er Jahren, lasen wir in der Schule (jedoch für uns selbst) „des letzten Atheners Lehre der Bibel, den Abschied von der Kirche, den Menschen“ (von Lilja), Renan, aber die Urkunde „Leben Jesu“ bekamen wir nie zu sehen. Und obgleich ich in Bibliotheken gewesen, Bücher gesammelt, Antiquariate besucht habe, Straussens Buch habe ich nie gesehen. Es war, als sei es von den Mächten eingezogen. Nun kam es, als ich 60 Jahre alt bin, und ich las, versuchte zu lesen. Aber ich konnte nicht!

Es war ganz einfach unlesbar! Es stand nichts auf diesen vielen Seiten; und das, was gedruckt war, kam mir unbegreiflich, seelenlos, trocken vor.

Ein Mensch, der ein Buch über das schreibt, was er nicht begreift; ein Student, der die ästhetischen Systeme auswendig gelernt; ein Philosoph, der das Schöne zu definieren sucht; ein Mathematiker, der Axiome beweisen oder gegenbeweisen will; ein Betrunkener, der Flöte zu blasen versucht; ein ohnmächtiger, törichter Entschluss, Gottes grosses Wunder in der Versöhnung fortzuerklären.

Ich warf das Buch fort, sonst wäre ich darüber eingeschlafen . . .

Strauss starb 1874, und trotz seiner letzten Entwicklung, als er nicht einmal mehr an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, brachte er seine letzten Stunden damit zu, Platos „Phaidon“ zu lesen, in dem am Sterbebette Sokrates' die Unsterblichkeit der Seele so herrlich bewiesen wird.

Sein Tod war sokratisch, verkündeten die Schüler.

Ob aber der Giftbecher dabei war, erfährt man nicht!

CHRISTENTUM UND RADIKALISMUS

Das Christentum ist eigentlich radikaler als der Radikalismus. Christus wendet der ganzen Gesellschaft mit ihren Institutionen, ihrer Wissenschaft und Kunst den Rücken. Vor den Schriftgelehrten warnt er uns; die Reichen sind seine Freunde nicht, eher Lazarus; der reiche Jüngling wird ermahnt, alles zu verkaufen, was er besitzt, und es den Armen zu geben. Zum Heer sagt Christus: Wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert vergehen. Über Wissenschaft, Kunst und Industrie äussert er sich nicht, weil sie ihm gleichgültig sind. Von den Menschen hat er keine grosse Illusionen, da er sie Natterngezücht nennt. Und mit Recht: da die Erde ein Gefängnis für die Verbrecher des Himmels ist, so sind wir alle Spitzbuben; aber des Gefängnispredigers Aufgabe ist es, denen, die sich anständig betragen, Begnadigung zu predigen. Das Gefängnis zu öffnen, wäre unvorsichtig und gesetzwidrig: da scheidet sich Christentum von Anarchismus. Denen Steuer, denen Steuer zukommt; des Kaisers, was des Kaisers ist! Die Obrigkeit ist von Gott verordnet! Sie trägt das Schwert nicht umsonst!

Also einig in der Kritik, aber nicht in den Konsequenzen! Der Christ findet sich mit religiöser Resignation in die Leiden des Gefängnisses; verschwendet nicht nützliche Zeit, indem er alberne Vorschläge macht, Gefängniswesen und -leitung zu reformieren. Um Linderung und Begnadigung zu erwirken, dunkler Zelle und Prügel zu entgehen, sucht er sich gut zu betragen, ohne dass er glaubt, das Gefängnis könne ein Vergnügungsort werden.

Alles, was Rousseau, Max Nordau und Tolstoi gegen die Mängel der Gesellschaft gepredigt haben, ist ganz richtig, aber die Schlussfolgerungen sind

falsch. Der Sozialismus, der heidnische nämlich, der Entwicklung und Fortschritt predigte, ging seinen Krebsgang zurück zu eben aufgehobenen Zunftordnungen, beschränkte die Gewerbefreiheit (Streikbrecher), führte die Inquisition wieder ein (Boykottierung dessen, der sich nicht von unehrlichen Mägden bestehlen lassen will); tat Ketzer in den Bann (bei dem grossen Streik wurden Nichtsozialisten Wasserleitung und Licht, Brot und Kindermilch verweigert). Sie zwangen die Zufriedenen, unzufrieden zu sein; machten die Menschen wild und verzweifelnd; verschlimmerten in Wirklichkeit, wo sie verbessern sollten.

In ihrem heidnischen Radikalismus reichten sie aber nicht bis zur Höhe des Christentums. Ungläubig, glaubten sie an alles, was falsch war: wissenschaftliche Täuschungen, volkswirtschaftliche Irrtümer, industrielle Spielsachen, philosophische Dummheiten. Einem Heiden kann man alles mögliche Falsche eintrichtern, jede Dummheit; aber für die Wahrheit (= wie es sich wirklich verhält), ist er taub und blind.

Eine mässige, stille Weltverachtung, das eine Bein im Jenseits, das Auge auf den Polarstern, den Stab in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken, immer bereit zum Aufbruch; reine Hände und ein gutes Gewissen; dann ist einem nicht beizukommen, dann wird man nicht beneidet, leidet nicht unter Enttäuschungen und Demütigungen, weil man auf alles gefasst ist und auf alles Vorschuss genommen hat.

Eitelkeit, Eitelkeit, sagt der Prediger. „Säe aus deine Saat am Morgen und lass deine Hand nicht ruhen am Abend; denn du weisst nicht, was von beiden am besten gelingt, oder ob beide Arten gleich gut sind!"

WO SIND WIR ZU HAUSE?

Wenn die Menschen wüssten, wo sie sich befinden!

Der Alten Beschreibung des Tartaros stimmt mit unserm Zustand hier im Leben. Der Ehrgeizige rollt seinen Stein wie Sisyphos, und wenn er ihn hinaufgerollt hat, stürzt er wieder hinunter. Der Künstler wandte 25 Jahre seines Lebens für Arbeit und Intrigen an, um dem Staat einen Tempel zu bauen. Der Tempel wurde eingeweiht, der Künstler bekam einen Fackelzug und wurde mit dem Lorbeer gekrönt. Am Tage darauf stand in der Zeitung, man müsse den Tempel niederreissen, weil er misslungen sei. Der Künstler starb ein halbes Jahr darauf in einer Anstalt; der Tempel wurde niedergerissen und der Name vergessen, ausgetilgt.

Tantalos, der Reiche, Geizige, steht mitten in der Quelle, kann aber nicht trinken; Bäume voller Früchte hängen über seinem Kopf, aber wenn er die Hand ausstreckt, um eine Frucht zu pflücken, kommt ein Windstoss und reisst den Zweig fort. Der reiche Mann hat gearbeitet und geschwindelt, bis das Alter beginnt. Nun will er geniessen; aber er hat keine Zähne mehr, als die Haselhühner schliesslich angeflogen kommen; der Weinkeller ist gefüllt, aber der Doktor hat ihm das Trinken verboten. Das ist Tantalos!

Ixion dreht sich auf einem Rad: bald ist er oben, bald ist er unten. Die Alten gaben als Ursache an, er habe mit der Gunst eines Weibes geprahlt, die er nicht besessen.

Die Danaiden, die Gefallsüchtigen, schöpfen und schöpfen, aber das Gefäss ist wie ein Sieb, alles kommt hinein, aber nichts bleibt.

„Das ist eine Hölle!“ hört man den ganzen Tag,

alle Tage; das ist die allgemeine Ansicht. Wird es aber nur etwas heller, wird der Tisch gedeckt, das Bett gemacht, und man fühlt sich wieder wohl. Man illudiert sich, oft mit dem „lieben Alkohol" und setzt sein Schlafwandeln wach fort. Da wird man von einem Lärm geweckt, fährt auf, rast, weint, und dann schläft man wieder ein. Schliesslich bleibt der Schlaf fort, und man erwacht, um nie wieder einschlafen zu können. Man ist geweckt, und keine Schlafmittel helfen mehr.

Dann entdeckt man den ganzen Betrug! Man sieht, wo man ist, und was die Vergangenheit gewesen, die man für die Wirklichkeit gehalten. Der verhältnismässig Weise wendet sich dann von den Phantomen und Schatten der Wirklichkeit ab, um das andere, das Richtige, das wirklich Wirkliche zu suchen.

Dann zeigt sich der Staat als ein Gefängnis; die Verteidiger des Vaterlandes sind Häscher; die Gesellschaft ist ein Irrenhaus, dessen Wächter Beamte und Polizisten sind; die Familie ein Konkubinat; die Wissenschaften eine Comorra; die Kapitalisten Wucherer; die schönen Künste überflüssig; die Literatur gedrucktes Geschwätz; die Industrie unnötiger Luxus; die Eisenbahnen Marterwerkzeuge; das elektrische Licht verdirbt die Augen; alle Segnungen der Kultur entweder Flüche oder überflüssig.

Wenn man das eingesehen hat, wendet man allem den Rücken und sucht das Einzige, das hält; das wahrhaftige Antwort gibt; das erfüllt, was es verspricht. Aber dieses Überwirkliche nennen die närrischen Menschen Phantome!

DIE QUELLENSCHRIFTEN DER BIBEL

Es ist ja eine alte Beobachtung, dass die Verfasser des Alten Testaments selber an mehreren Stellen ihre Quellen nennen. So weist das Buch Josua 10, 12—13 auf Jaschar („Das Buch des Frommen") hin. Im vierten Buch Mose Kapitel 21 werden „Jehovas Kriege" angeführt. Und so weiter. Jedesmal aber, wenn man diese Tatsache mitteilt, lautet die Antwort: Priestercodex, codex sinaiticus usw. Man versteht nicht zu unterscheiden, oder will nicht die Handschriften (codices) von den Quellenschriften unterscheiden. Nun schreibt Swedenborg in seiner „Apocalypsis revelata" diese Memorabilien über die Quellen der Bibel. Er spricht zuerst von den alten Gemeinden in Asien (Chaldäa?) und von dem uralten Wort, das fortgekommen ist, dann geht er weiter.

„Von diesem uralten Wort, das vor dem israelitischen Wort in Asien war, verdient die Neuigkeit angeführt zu werden: es wird noch verwahrt bei Völkern, die in der grossen Tartarei wohnen. Ich habe in der geistigen Welt mit Engeln und Geistern gesprochen, die von dort (Tartarei) waren, und die sagten, sie besitzen das Wort, sie haben es gehabt seit uralten Zeiten, sie haben nach demselben Wort ihren Gottesdienst eingerichtet; es bestehe aus lauter Gegenstücken (= Symbolen, Korrespondenzen). Sie sagten, in diesem Wort gebe es auch das Buch Jaschar ... auch besässen sie die Bücher Jehovas Kriege ... und als ich die Worte las, die Moses daraus genommen, untersuchten sie, ob die darin stehen, und sie fanden sie. Hieraus ist mir klar geworden, dass dieses uralte Wort sich noch bei ihnen befindet. Während des Gesprächs sagten sie, sie verehren Jehova, einige als unsichtbaren, andere als sichtbaren Gott. Sie er-

zählten weiter, Fremdlingen erlaubten sie nicht, zu ihnen zu kommen; die Chinesen ausgenommen, mit denen sie in Frieden lebten, weil der chinesische Kaiser von ihrem Stamm sei. Auch seien sie so zahlreich, dass sie kein Land in der Welt für mehr bevölkert halten; das ist auch glaubhaft, wenn man sich an die ungeheure Mauer erinnert, welche die Chinesen einmal gegen ihre Einfälle haben errichten lassen. Man muss nach dem Wort in China fragen, und man dürfte es bei den Tartaren finden . . . Ausserdem habe ich von den Engeln gehört, dass die ersten Kapitel des Buches der Schöpfung . . . auch in dem Wort stehen, dass Moses sie also daraus abgeschrieben hat. Engel und Geister aus der grossen Tartarei erscheinen in der südöstlichen Himmelsgegend und sind von den übrigen getrennt, indem sie in einer höheren Ausdehnung wohnen und keinen aus der christlichen Welt zu sich hereinlassen; steigen einige zu ihnen hinauf, bewachen sie sie so, dass sie nicht wieder fortkommen."

Wenn man nun mit gutem Willen den Sinn in diesen Worten zu finden sucht, muss man erst einige Punkte feststellen. Unter der grossen Tartarei verstand man zur Zeit Swedenborgs das ganze östliche Zentralasien, Mongolei, Mandschurei, Tibet usw. Dann wird von einem zahlreichen Volk gesprochen, gegen das die grosse Mauer gebaut war: das waren die Mongolen. Aber der chinesische Kaiser ist ihr Freund, weil vom selben Stamm: da sind die Mandschuren, weil die kaiserliche Dynastie in China mandschurisch ist. Dann aber kommt, dass dieses Volk, das die Quellenschriften der Bibel bewahrt, auf einer Hochebene wohnt und keine Christen zu sich lässt. Das deutet auf Tibet, da ist nichts zu machen, und die Theosophen haben zwanzig Jahre lang behauptet, Lhassa besitze Geheimnisse. Nun haben ja gewisse

Rekordreisende Tibet besucht und die Lamapriester als sonderbare, unsympathische Personen geschildert; das kann aber Lüge sein oder verkehrte Auffassung, die von einem gottlosen Sinn kommt; der sieht alles Erhabene für lächerlich an.

Aber es gibt einen andern Ausweg, um zu erklären, was Swedenborg meint. Er hat selbst in einer Schrift gesagt, es gibt auf der Erde unbekannte erhöhte Plätze, wo mächtige Wesen wohnen, die dem Herrn dienen und die Schicksale der Menschen lenken. Das erinnert an Platons Phaidon, in dem dasselbe steht; auch an die Manhatmas der Theosophen, die Lehrer, die im Himalaya wohnen.

Gut! Auf die grosse Babylonische deutet Swedenborg nicht; die Keilschriften können verdorbene Reste des uralten Wortes sein, die uns nicht eine Spur nützen, da wir sie besser in der Bibel besitzen; aber die Keile müssen dazu dienen, unsere Heilige Schrift zu bestätigen, und haben es bereits getan.

Swedenborg, der offen von Moses' Abschriften spricht, hat damit nicht an dem göttlichen Ursprung der Bibel zweifeln wollen; er hat den im Gegenteil bestätigt. Mag nun der Forschungsreisende kommen, der das unentdeckte Land entdeckt; der in das heilige Lhassa eintritt, aber mit frommem Sinn und Ehrfurcht im Herzen! Er wird schon kommen, wenn er kommen soll, vielleicht recht bald! Und dann stürzt Babel zusammen, die Tontafeln werden zerschmettert, nachdem sie der Wahrheit gedient, denn auch der Irrtum muss dienen!

Sonderbar ist, dass alle Reisenden im südlichen Sibirien und in der Mongolei Handschriften in der Wüste, im Sand, in Ruinen gefunden haben; und dass alle diese, die man sich hütet zu deuten, religiösen Inhalts sind. Swedenborgs Vetter, Peter

Schönström, und Strahlenberg, sammelten solche Handschriften, als sie nach der Schlacht von Pultava in Sibirien gefangen waren. Strahlenberg sagt, er habe hunderte davon nach Hause gebracht, um sie an Gönner und Freunde zu verteilen. Es waren wahrscheinlich diese, von denen ich 1879 (?) einige auf der Stiftsbibliothek von Linköping fand; die waren in mongolischer und tibetanischer Sprache abgefasst. Die mongolische sandte ich nach Paris, um sie deuten zu lassen; sie wurde für ein Gebet erklärt. (Ist wahrscheinlich auf der Universitätsbibliothek von Helsingfors zu finden, unter meinen sinologischen Sammlungen.)

Es-spukt in der „Grossen Tartarei", sagt unser letzter Reisende; und selbst Landor glaubt, dass die Tibetaner einem das Gesicht verkehren können. Vielleicht enthalten die alten Sagen vom Presbyter Johannes und dem Alten auf dem Berge eine Wahrheit? Und es gibt unentdeckte Länder ausser denen um die Pole? Vor zehn Jahren entdeckte man unbekannte Oasen in der Sahara, unmittelbar neben der Verkehrsstrasse. Das konnte man nur so erklären, dass die Bewohner in Ruhe gelassen sein wollten und deshalb die Reisenden irre führten.

Warum nennt man den Psalter die Psalmen Davids, während David nur 73 von den 150 geschrieben hat? Weil Herkommen ihnen diesen Namen gegeben hat; pars pro toto heisst die rhetorische Figur. Ebenso verhält es sich mit den Büchern Mose. Die hat er bekanntlich nicht selber verfasst, da ja sein Tod und sein Begräbnis darin geschildert wird. Aber er hat wohl das Material dazu gegeben, besonders da er nach dem 4. Buch Mose 33,2 Aufzeichnungen über die Lagerstellen auf der Wüstenwanderung machte. Diese Wüstenwanderung ist wohl auch auf geistige Art aufzufassen, wie die ganze Bibel. Moses ist also keine Mythe, im Gegenteil, er ist ein Mann Gottes, ein Held des Herrn und ein Dichter. Er hat ja den 90. Psalm im Psalter geschrieben:

Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für.
Ehe denn die Berge wurden
und die Erde und die Welt geschaffen waren,
bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Der Du die Menschen lässest sterben,
und sprichst, kommt wieder, Menschenkinder!
Denn tausend Jahre sind vor dir
wie der Tag, der gestern vergangen ist,
und wie eine Nachtwache ...
Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen,
auf dass wir klug werden.

Und Christus selber erhebt Moses zum Propheten, indem er (im Evangelium Johannis 5, 46) sagt: „Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir; denn er hat von mir geschrieben.“ Damit zielt er unter anderm auf das erste Buch Mose 49, 10: „Es wird das Szepter von Juda nicht entwendet werden, noch der Stab des Herschers von seinen Füssen, bis dass der Held komme; und dem werden alle Völker anhangen.“

Um zu David zurückzukehren, so will ich nur erinnern, dass Jesu letzte Worte am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" ein Zitat aus Davids 22. Psalm sind; dass also „Eli lama" durchaus nicht bedeutet, was Professor Delitzsch in „Babel und Bibel" behauptet.

Als ich in den 1860er Jahren in die Schule ging, lehrte uns ein Lehrer, der Walfisch habe einen so engen Rachen, dass er keinen Menschen verschlingen könne; darum sei die Sage vom Propheten Jonas eine Lüge. Das musste ich in meiner Jugend lernen! Nun enthält aber die Lehre des Lehrers zwei grobe Lügen. Erstens besitzt der Walfisch, orca gladiator, einen so grossen Rachen, dass er 13 Meerschweinchen und 14 Seehunde verschlingen konnte (Böving-Petersen und Dreyer). Und im Walrat hat man einmal 2 tote Soldaten gefunden! Zweitens war es kein Walfisch, auch kein grosser Fisch, sondern ein Ketos, das heisst ein Meerungeheuer. Drittens steht in der Bibel: „Und der Herr verschaffte einen grossen Fisch ..." Nehmen wir an, es sei ein grosser Fisch gewesen, so gibt es Haie! Aber das ist durchaus nicht nötig, denn im folgenden Kapitel steht etwas anderes, und das ist die Hauptsache! Da steht ein Lobgesang, dessen gleichen an Schönheit und Kraft man jetzt nicht mehr schreibt:

Du warfest mich in die Tiefe, mitten im Meer,
dass die Fluten mich umgaben;
alle Deine Wogen und Wellen gingen über mich,
dass ich dachte, ich sei von Deinen Augen verstossen,
ich werde Deinen heiligen Tempel nicht mehr sehen.
Wasser umgaben mich bis an mein Leben,
die Tiefe umringete mich;
Schilf bedeckte mein Haupt.
Ich sank hinunter zu der Berge Gründen,
Die Erde hatte mich verriegelt ewiglich;
aber Du hast mein Leben aus dem Verderben geführt,
Herr, mein Gott.

Das ist die Perle, welche der Zoologe fortwarf; aber die Muschel verschlang er!

Später wollte mir „solch ein dummer Freidenker" den brennenden Busch zeigen, in dem sich der Herr Abraham offenbarte. Und im botanischen Garten führte er mich zu Dictamnus albus. Sieh nur, sagte er, und entzündete ein Streichhölzchen. Ich aber sah nichts, denn die ätherischen Öle des Busches wollten nicht brennen. Das Wunder versagte sich dem Tropf. Übrigens ist Dictamnus ein Kraut und kein Busch, und kommt nicht südlicher vor als in Italien. Fehlschuss also! Fehlschuss!

Und wie viel Mühe hat man sich gemacht, das Gnadenbrot *man hu* fortzuerklären, das die Kinder Israels in der Wüste bekamen, aber nur als tägliches Brot, damit sie fühlten, dass sie auf Gnade lebten, während der symbolischen Wüstenwanderung, der Erziehung zum gelobten Land. Und sie assen Manna vierzig Jahre! Und nach dem Eintritt wurde das wunderbare Himmelsbrot in einer Schachtel im Tabernakel verwahrt, als ein Andenken, dass der Herr ihnen gnädig aus der Hungersnot geholfen hatte. Aber:

> Wer nie sein Brot mit Tränen ass,
> wer nie die kummervollen Nächte
> auf seinem Bette weinend sass,
> der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Aber sie glauben Fraxinus ornus, Tamarix mannifera, Lecanora esculenta zu kennen. Das letzte ist ein arktisches Gewächs, das auf der Sinaihalbinsel wachsen „soll". Diese Flechte wird zuweilen umgetauft und heisst in der Sinaiwüste Sphaerothallus. Ihre Apothecien „gleichen Weizenkörnern und sind ohne Geschmack". Aber das Manna Israels gab es nur morgens, glich Reiffrost und schmeckte wie Semmel und Honig. Es kann also nicht dasselbe sein, zumal Sphaerothallus (Lecanora) den ganzen Tag über zu finden ist.

Hier liegt wahrscheinlich eine Betrügerei vor, wie mit dem Walfisch und dem Dictamnus meiner Jugend. Und gottlosen Menschen kann man jeden Bubenstreich zutrauen, sogar die Fälschung von Lehrbüchern!

Swedenborg warnt unablässig davor, die Bibel auf weltliche Art zu deuten; sie als Geologie, Botanik, Zoologie zu behandeln. Ja, er behauptet sogar, sie müsste symbolisch aufgefasst werden, und diese Auffassung gibt er in seinen „Arcana Coelestia". So bedeutet die Wüstenwanderung in 40 Jahren keine Karawanenreise. Wenn Ägypten Finsternis bedeutet und Kanaan das gelobte Land, so ist nur etwas Nachdenken nötig, um die Allegorie zu begreifen. Ein Blick auf den Text klärt ja jeden denkenden Menschen darüber auf, dass es sich hier nicht um etwas Ähnliches handelt wie Xenophons Anabasis: „Danach zogen sie." Denn in den 40 Jahren verbrauchten die Israeliten ihre Kleider nicht, und sie lebten nur von Manna.

Ich denke mir zum Vergleich, der schwedische Übersetzer von Bunyans „Pilger" habe die englischen Namen von Orten und Personen beibehalten. Dann hätte der schwedische Leser, der kein Englisch versteht, von Herren Headstrong und Wanton gelesen, die nach der Stadt Perdition kamen und darauf nach The Pool of despair zogen; und schliesslich hätte er auf der Karte nachgesucht.

Übersetzt man die Namen der Lagerstellen in Mose Wüstenwanderung, findet man, dass sie Allegorien sind, wie in Bunyans Reise. Ägypten, das die Kinder Israels verliessen, bedeutet Finsternis; Tabeera ist Brandstelle, weil der Herr dort einen Teil der Zelte der Murrenden verbrannte. Kibrot-Hattaava bedeutet Lustgrüfte, weil dort die begraben wurden, die sich an Wachteln tot gegessen hatten. Durch die Wüste Sin = Dorn kamen sie nach Kades = Heiligkeit; und wie sie irre gingen, kamen sie immer zurück nach Heiligkeit = Kades. Einmal

gerieten sie in Fluch (Arnon), erreichten aber bald die Hoffnung (Mattana), durch Zucht (Moseroth) und Dunkel (Salmona), nachdem sie bitteres Wasser (Mara) gefunden. Mose starb in Pisga Abarim, dem „Übergang“ (zu Kanaan, zu dem er nie den Eingang fand). Wie die Bibelkritiker also die Lagerstellen auf der Karte aufsuchen, wäre dasselbe, als wollte man in England den Sumpf der „Verzagtheit“ oder die Stadt „Verderben“ mit dem Pförtner „Wachsam“ suchen. So bedeutet Melchisedek (Rechtschaffenheit), der in Salem (Friede) wohnte, dass der Rechtschaffene in Frieden wohnt. Als Abraham von Bethel (Haus Gottes) auszog, kam er nach Aj (Haufe). Aj war jedoch eine Stadt in Kanaan, die niedergebrannt und deren König gehängt wurde. Die Deutung wäre also: Wenn man Gott verlässt, kommt man nach Aj und wird gehängt. Abraham ist das Geistige und Loth (Verberger, Bedrücker) das Sinnliche. Dass die in Streit geraten und sich trennen wollen, ist ja klar. Und Loth kommt nach Sodom (Geheimnis), wie von der Sinnlichkeit zu erwarten war; ebenso dass er Blutschande begeht.

All das erklärt uns Swedenborg in seinen „Arcana Coelestia“, welche die beiden ersten Bücher Mose auf eine Art deuten, dass alle Bibelkritik null und nichtig wird. Aber Swedenborg deutet auch an, dass er im Alten Testament zwischen den Reihen lesen kann. Wie dieses zu verstehen ist, weiss ich nicht. Da aber bekanntlich die alten Rabbiner (Massoreten) die Vokale in den Grundtext einzusetzen und diesen in Worte abzuteilen begannen, wäre es ja möglich, dass ein Christenmensch das zum Versuch wiederholen könnte, um zu sehen, ob sich eine andere Deutung ergebe. Das Alte Testament ist ja mit nur Konsonanten geschrieben, in einer einzigen Reihe, ohne in Worte eingeteilt zu sein.

Das „Alte Wort", von dem Swedenborg spricht, der esoterische Text, liegt vielleicht in dieser Chiffre verborgen, die fleischlich gesinnte Juden „pour le peuple" gegeben haben. Ich kann nicht Hebräisch, aber es hat mich in Erstaunen versetzt, beim Nachschlagen im Wörterbuch Worte mit Bedeutungen zu finden, die weit von einander getrennt, oft einander entgegengesetzt sind. Ein Beispiel: Salmai bedeutet: 1. Meine Kleidung. 2. Links. 3. Friedliebend. Oder Sadrach: Einblaser, von der Sonne, geweihtes Kind, vom Gotte Sad, mild sein, Gesandter auf dem Wege.

Christus soll ja, wie die Evangelien erzählen, nach der Auferstehung mit den Jüngern gewandert sein und ihnen dabei die Augen geöffnet haben, dass sie die Schriften verstanden. Da gab er den Eingeweihten wohl den innern Sinn, den sie „dem Volk" nicht mitteilen konnten. Johannis Evangelium schliesst auch mit diesen denkwürdigen Worten: „Es sind auch viel andere Dinge, die Jesus getan hat; so sie aber sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären."

Wenn es den Menschen einmal klar würde, dass die Bibel geistig zu deuten ist, hörte wohl diese dumme Bibelkritik und Religionswissenschaft auf, die um Fraxinus oder Lecanora, um Kaschelot oder Haifisch streitet. Dann hörte auch dieses Verheeren mit angeblichen Interpolationen („Drei Zeugen gibt es") auf; dieses Schnüffeln nach Codices, die von den Heiden gefälscht sein können; es sicher sind! Alles Schnüffeln in Religion bedeutet nur Leugnen und Zweifeln, das sich mit „Liebe zur Wahrheit" maskiert.

Es gibt zwei Voltaire; der Verspötter aller positiven Religion, der von den Gottlosen verehrt wurde; und Gottes fanatischer Verteidiger, der von den Atheisten verspottet wurde als der, der naiv wie ein Kind an Gott glaubte. Voltaire bekam seine Vernunft wieder, ehe er starb; wie Verrückte zu tun pflegen; und er starb positiv religiös, indem er die Sakramente nahm.

Es gibt auch zwei Hegel. Aber die sind verwickelter als Voltaire, der recht einfach war, ungefähr wie ein Feuilletonist. Hegel entdeckte mit seiner Logik, dass das Seiende das Berechtigte ist; er verteidigt den Status quo, Gesellschaft, Staat, Religion, mit allem Drum und Dran, weil von Gottes Hand ausgegangen: alles ist berechtigt, da es existiert! „Es gehört zum Wesen der Religion, sich in mehreren historisch gegebenen Religionsformen zu verwirklichen. Von diesen ist jedoch das Christentum die einzige, die ein angemessener Ausdruck für das Wesen der Religion ist. In ihrer Dreieinigkeitslehre enthält die christliche Kirche den Kernpunkt aller philosophischen Spekulation. Denn diese kann nichts anderes sein, als dass der Ewige, der in seiner Majestät über der Sphäre der Endlichkeit thronende Gott, sich in die Endlichkeit hinablässt, indem er diese mit sich versöhnt, Mensch wird, leidet, stirbt, und als heiliger Geist zu sich selber wiederkehrt."

Das ist ja artig gesagt; aber das wusste jedes Schulkind schon aus Luthers kleinem Katechismus. Wozu denn dieser unerhörte Apparat von mehreren tausend Seiten unbegreiflicher Philosophie! Wozu?

Hegel starb (1831 an der Cholera), nachdem er verschiedene Umwege gegangen, als ein einfacher gläubiger Christ, ohne alle Philosophie, Busspsalmen betend.

Das ist König Davids Ausdruck; den benutzt er von den Gottlosen, denen der Herr Macht über sein Israel gab, wenn es sich schlecht betrug. Damit wird die heikle Frage gelöst, warum Gott den Gottlosen Macht, Ehre und Reichtum gibt, während er oft seine Diener quält.

Die Pharaonen waren Götzenverehrer und Zauberer, aber Gottes auserwähltes Volk musste ihnen fronen. Die Philister verehrten Baal und Astarte, durften aber Kanaan verwüsten und sogar einmal die Bundeslade rauben. Nebukadnezar war kein Heiliger, im Gegenteil, aber ihm wurde es erlaubt, die Kinder Israel in Gefangenschaft zu führen.

Gute Menschen sind nicht zu Zuchtgeistern geeignet, und Henker sein, ist nicht beneidenswert. Alle Menschen haben ja ihren ägyptischen Mann mit dem Stab; mag er nun Vorgesetzter, Arbeitsgeber, Kundenkreis, Publikum oder Zeitungen heissen, oder sogar öffentliche Meinung.

Alle streben nach einer eingebildeten Unabhängigkeit, oder sogenannten Freiheit; während es keine Unabhängigkeit, keine Freiheit gibt. Also eitles Streben! Und darum bleibt nur übrig: sich darein zu finden, um des Herrn willen der menschlichen Ordnung zu gehorchen, Steuer zu zahlen, dem Steuer gebührt. Und wo man sein Brot holt, muss man höflich sein. „Lass dich nicht verdriessen, dass dein Gewerbe und deine Bestellung schwer ist; Gott hat es so verordnet.“

Jonas Hallenberg nannte die persische Zunge unsere Muttersprache. Per Wieselgren akzeptierte das und gab in „Schwedens schöner Literatur“ ein langes Wörterverzeichnis, das jedoch zu verbessern ist.

Persisch wird mit arabischen Buchstaben geschrieben; das gibt der Sache ein paradoxes Aussehen. Wenn man sich aber eine umschriebene Grammatik ansieht, findet man die Verwandtschaft nicht so ungereimt. Die Wörter gleichen teils nordischen, teils griechischen und lateinischen; und das ist ja dasselbe (indogermanischer Stamm).

Dass fader (Vater) peder heisst, ist ja ein viel versprechender Anfang. Broder (Bruder) heisst auch Birader oder Bratar. Min fader (mein Vater) heisst peder-men. Ber=bära (tragen), beran = bärande (tragend), burde em = jag har burit (ich habe getragen). Man achte auf die Erhöhung des Vokals von ä zu u. Burde sevem = jag är buren (ich bin getragen). Sevem ist wohl lateinisch sum, ich bin, oder isländisch em, ich bin, im Konjunktiv sê.

Men = jag (schw.), ego, ich, me (lat.)
Tu = du (schw.), du
In = denne (schw.), dieser, is (lat), inan
Inka = dessa (schw.), diese
Ki = qui, hvilken (schw.), welcher
Gena = gynä, kvinna, Weib
Dadami = jag ger (ich gebe), von dare (lat.), didonai (gr.)
ap = vatten (Wasser), aqua
Hima = hiems, vinter, Winter
Gharm = varm, warm
Marg = mors (lat.), död (schw.), Tod
Hvató, chōt, chod = heautos (gr.), själf, selbst

Madhu bedeutet vin (Wein), kann aber mjöd, Meth bedeuten. Javan = Yoth (engl.), ungdom (Jugend). Sitadan, istadan, stehen, griechisch histemi.

Darf man die Wörter wählen, so ist es leichter, Ähnlichkeiten zu finden.

Scheker = socker (Zucker)
Leb = läpp (Lippe)
Behter = bättre (besser)
Betherin = bäst (am besten)
Merd = mader, man (Mann)
Nere = anär (gr.), hanne, man
Pyser = puer, gosse (Junge, Knabe)
Made gawko = vacca (lat.), cow (engl.)

Das Präsens von sein wird so konjugiert, wenn ich ein h wegnehme, das unnötig davor steht:

Persisch	Latein	Isländisch
estem	sum	am-
esti	es	er-t
est	est	er-
estim	sumus	er-um
estid	estis	er-ud
estend	sunt	er-u

Budem (merk u) = fui (lat.), ich war
Bude-im = fuimus
Bude-id = fuitis
Bude-end = fuerunt

Nimmt man einen umschriebenen Text aufs Geratewohl, so klingt er wie die Makaroni-Sprache. Man hört Latein und Griechisch, Altdeutsch und Isländisch: „Mipendarem ki akebet kelegian teslim khahend schyd, be eman kachend amed zinhar khahend telebid. Der klùlaf migujend hi leshkeri moutur be muaveneti ishan mijajed in kheber kheberi Serih est . . .“

ENERGIEGEWINN

Man behauptet bewiesen zu haben, das Perpetuum mobile sei unmöglich, weil die gebrauchte Energie der ausgeführten Arbeit nur gleichwertig sein oder mit Verlust arbeiten könne. Das ist eine wissenschaftliche Unwahrheit, denn es gibt Hebebaum, Block, Gangspill, hydraulische Presse, die alle einen Überschuss von Energie mit geringerer Arbeit geben.

Diesen Stein kann ich mit den Händen nicht vom Fleck bewegen. Nehme ich aber einen Hebel, geht es ziemlich leicht. Gebe ich dem Hebel eine Stütze durch einen zweiten Stein, so geht es noch leichter. Ich kann allein nicht Bramsegel und Rahe heben; schneide ich aber das Fall in eine Blocktalje ein, so geht es. Ich kann mit den Händen nicht ein Pfund Heu so pressen, dass es in einem Tabakpaket Platz hat; mit einer hydraulischen Presse aber kann ein Kind es tun. Wenn ich einen Wasserfall besitze, der ein Rad treibt, kann das Rad nicht so viel Wasser aufpumpen, wie zum Treiben des Rades gehört, behauptet man. Wenn das Rad aber eine hydraulische Presspumpe treiben kann, muss es doch gehen.

Wenn die Sonne in einem Spiegel reflektiert wird, gibt das Sonnenbild mehr Wärme als die Sonne selbst. Wenn ich aber den Spiegel in 20 Stücke schneide, erhalte ich 20 mal mehr Wärme, mit der ich ein Haus in Brand stecken kann. Hier ist die Energiequelle unerklärlich; und der Gewinn kann nicht durch die unbedeutende Arbeit entstehen, dass man den Spiegel in Stücke schneidet. Buffon nahm eine grosse Anzahl kleiner Planspiegel und stellte sie in einem konkaven Rahmen so auf, dass sich alle Brennpunkte trafen. Damit schmolz er Gold im Sonnenschein, während die Sonne kaum Butter schmilzt. Das ist ein unerhörter Energiegewinn, ohne dass die Arbeit vermehrt ist; damit ist die Möglichkeit eines Perpetuum mobile bewiesen.

Der Wurm im Apfel bildet sich wohl ein, der Apfel sei seinetwegen gewachsen, und die Welt könne nicht ohne Äpfel existieren. So bilden wir uns ein, Wissenschaft und Kunst seien durchaus nötig. Swedenborg teilt von einer andern Erde mit, wie selig die Menschen ohne einen solchen Luxus sein können.

„Von Wissenschaften, wie sie auf unserer Erdkugel vorkommen, wissen sie gar nichts, wollen auch nichts davon wissen; sie nennen sie Schatten und vergleichen sie mit Wolken, die zwischen Sonne und Beschauer sind. Diese Vorstellung von den Wissenschaften haben sie von einigen Geistern abgeleitet, die von unserer Erdkugel waren und sich ihnen anboten, weil sie durch Wissenschaften weise geworden seien. Diese Geister von unserer Erdkugel, die sich so anboten, gehörten zu denen, die Weisheit in solchen Dingen sehen, die eine reine Gedächtnissache sind wie Sprachen; in historischen Dingen, die zur literarischen Welt gehören; in nackten Erfahrungen, in Termen, besonders philosophischen... Weil diese durch die Wissenschaften ihre vernünftige Fähigkeit nicht bebaut haben, besitzen sie im zweiten Leben wenig Wahrnehmungsvermögen, denn sie sehen nur in Termen, und von Termen, die wie Erdhügel und dichte Wolken vor dem vernünftigen Blick liegen. Und die Wissenschaften benutzt haben, um die Dinge des Glaubens zu vernichten, die haben ihre Vernunft ganz und gar zerstört, dass sie im Stockdunkel das Falsche für wahr ansehen und das Böse für gut, wie Nachteulen."

Die Fahne der Universität trägt auch eine Eule auf der Stange; aber sie wissen nicht, was die bedeutet!

APOTHEOSE

Wenn ein Mensch, der einem nahe gestanden, stirbt, beginnt er zu „hägra". Alle weniger angenehmen Seiten werden ausgelöscht, als hätten sie nur in diesem Staub gesessen, der sich jetzt auflöst. Die schönen Seiten wieder werden grösser, klarer. Möglich ist ja, dass der befreite Geist selbst durch den Tod veredelt wird; dass also der Überlebende mit Recht sich eine neue Vorstellung von der Person des Verstorbenen macht. Dieser, mit dem der Überlebende jetzt im Geiste verkehrt, ist vielleicht so, wie der Überlebende ihn empfindet, und hat aufgehört, der zu sein, der er im Leben gewesen. Es ist beinahe konstant, dass der Überlebende sich mit Vorwürfen quält, er habe gegen den Toten etwas ausser acht gelassen, ihm unbedeutendes Unrecht zugefügt, harte Worte gesagt. Auch der Kaltherzigste bittet in seinem Innern den Toten um Verzeihung, Verzeihung für alles, wenn es auch kaum schlimm gemeint war. Das bedeutet wohl, dass der Tote lebt und wohlwollende Gedanken nötig hat, als Entgelt für die Vorwürfe, die er sich selber macht, dem Hinterbliebenen gegenüber.

DAS WEIB GIBT GESETZE!

Das grosse Weib hat gesprochen! Sie gibt Gesetze! Höret, Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Bräute!

Obligatorische Prostitution in der Ehe!

Deine Braut, Jüngling, soll vom Arzt untersucht werden, ehe sie Schleier und Kranz nimmt!

Ob in einem Bureau oder zu Hause oder beim Arzt, wird vorläufig offen gelassen!

Aber die Hure von Beruf, die den Akt als bürgerliches Gewerbe ausübt, soll nicht mehr untersucht werden, denn „sie ist ein Mensch mit menschlichen Gefühlen".

Aber eure kleine Schwester, Schwestern! Wenn ihr ihr den Myrtenkranz bindet, soll sie beben vor dem schrecklichen Augenblick, der den heiligen Gelübden vorangeht!

Der Mann ist an die Roheit des Lebens gewöhnt, an militärische Ausmusterung, anthropometrische Versuche, Seemannshäuser und Quarantäne. Aber deine Braut, die nicht in die Roheit eingeweiht ist, soll jetzt behandelt werden, als gehöre sie zu einem zoologischen Garten, einem Gestüt oder einem Nachtcafé.

Das heisst Befreiung des Weibes!

BÖSES MAHLEN

Es gibt Menschen, die nehmen Vorschuss auf ihre Sorgen; damit glauben sie das Schicksal zu neutralisieren oder zu bestechen. Das ist aber eine schlechte Berechnung. Ich weiss von einem Dichter, der einem grossen Unglück entgegen sah und sich vornahm, es fortzuschreiben. Er machte ein Drama. Damit glaubte er, dem Unglück entgangen zu sein. Gleich darauf aber kam es, und es wirkte ebenso intensiv, als wenn es ungeschrieben gewesen, vielleicht noch mehr!

Theosophen sagen, man kann Gedankenformen schaffen, die Leben und Wirklichkeit annehmen. Sie meinen, die Menschen können Böses mahlen auf ihrer Höhlenmühle; aus der Entfernung böse Eingebungen schicken, die andere ausarbeiten. So haben Verbrecherromane niemals vom Verbrechen abgeschreckt, im Gegenteil Elenden lichtvolle Ideen zu neuen Streichen gegeben. Ich weiss tatsächlich von einem sozialen Roman, der den Bank- und Aktienschwindel mit dem Erfolg kritisierte, dass die Schwindeleien zunahmen. Es ist, als lasse man Dämonen los.

Darum ist es gefährlich, nur böse von den Menschen zu denken; man kann ihnen damit Böses zufügen.

Aber welche übermenschliche Anstrengung ist nötig, immer Gutes zu sehen, wo so wenig zu finden ist. Und wenn man sich aufs beste bemüht hat, entdeckt man, dass man geheuchelt. Es ist beinahe hoffnungslos, ein Gleichgewicht zu gewinnen, wenn es sich darum handelt, Menschen gerecht zu beurteilen, denn die menschliche Natur ist böse; daran ist nichts zu ändern.

DER PFAHL IM FLEISCH

Woher kommen böse und hässliche Gedanken, die mitten in den schönsten Augenblicken auftauchen, in der Stunde der Andacht, selbst beim Gebet? Man will sie nicht kennen; man hat den Eindruck, dass sie von aussen kommen. Aber es kann möglich sein, dass sie sich aus der Gewohnheit herleiten, in Einsamkeit und Schweigen die bösen Gedanken frei laufen zu lassen. Unbegreiflich ist jedoch: je höher man sich hinaufgearbeitet hat, desto tiefer fällt man. Und ich kann aus Erfahrung bezeugen, dass man unter Entsagung und Selbstquälerei am meisten unreinen Gedanken und Bildern ausgesetzt ist; Antonius und andere Heilige sind Beispiele.

Ein grosser Kummer, zum Beispiel die Sehnsucht nach einem verlorenen Kind, brennt jedoch am ehesten und besten den Kehricht fort. Aber auf den Kummer folgt leider oft eine ausgelassene Freude, die nicht immer von der edelsten Art ist. Und nach den erhabensten Stimmungen, wenn man von den schönsten Gedanken und Absichten beseelt ist, kann man sich im nächsten Augenblick wie ein Geck fühlen.

Es war nicht zu verwundern, dass die Alten an Dämone glaubten, die einem ins Ohr flüsterten und unreine Bilder darstellten. Wahrscheinlich war dies Paulus' Pfahl im Fleisch, der ihn stach, damit er sich nicht überhebe.

VERZWEIFLUNG UND GNADE

Als man in der Jugend mit der stärksten Geissel der Religion die bösen Begierden zu bekämpfen suchte, sogar die gleichgültigen, und dann einsah, dass man seine Gebrechen nicht ändern könne, liess man den Griff los und das Leben gehen, wie es ging. Die Arbeit wurde die Hauptbeschäftigung des Mannesalters, und man hatte nicht Zeit, an seine Seele zu denken; das Leben selber schliff den Charakter, und man gab dem Fleisch das Seine, um in Ruhe arbeiten zu können.

Wenn man dann im Alter Zeit zum Nachdenken bekommt, und mit sechzig Jahren findet, dass man sich ziemlich gleich geblieben ist, will man jetzt mit der Erziehung beginnen, kommt aber übel an. Man hatte gehofft, einige Begierden würden verschwinden und gewisse Tugenden sich einstellen, mit Naturnotwendigkeit, wie man in der Jugend geglaubt hatte. Das ist aber leider nicht der Fall. Wenn man nun die Kämpfe seiner Jugend wieder aufnimmt, so steht man da. Jetzt hat man die Forderungen erhöht und will alles Unkraut ausjäten. Was früher natürlich war, Neid auf einen Mitbewerber, Rache an einem Feind, Hochmut im Erfolg, Freude über die Niederlage eines Feindes, eine kleine Notlüge, findet man jetzt abscheulich. Und so beginnt der Kampf zunächst gegen die Äusserungen. Wenn aber das Innere immer noch ebenso böse bleibt, glaubt man schliesslich ein grosser Heuchler zu sein und will verzweifeln.

Wer tröstet einen denn? Die Religion bestätigt nur, dass man ein Heuchler ist, und die Mitmenschen halten es für eine Tatsache. Das ist die reine Verzweiflung! Was kommt dann? Die Gnade! Und da wird einem klar, dass alles Gnade ist, aus Gnade! Und dass man sogar von Gnadenbrot gelebt hat, das man verdient zu haben glaubt.

Fouqués Undine ist eine besonders liebenswürdige Erscheinung aus den Tagen der Romantik. Wenn man sie aber jetzt liest, fragt man sich, ob sie erfunden ist; sie ist nämlich mit solchen Einzelheiten geschildert, als sei sie erlebt.

Dieses spielerische und etwas boshafte Kind, beweglich wie das Wasser des Bachs, Tochter eines Königs des Meeres, trifft ihren Ritter Huldbrand und erklärt ihm ihre Liebe. Mitten in der Liebesszene ruft sie aus: „Es muss etwas Liebes, aber auch höchst Furchtbares um eine Seele sein. . Wäre es nicht besser, man würde ihrer nie teilhaftig?“ Und da niemand antwortet, weil niemand verstanden hat, fährt sie fort: „Schwer muss die Seele lasten, sehr schwer. Denn schon ihr annahendes Bild überschattet mich mit Angst und Trauer. Und ach, ich war so leicht, so lustig sonst!“

Das Paar wird getraut, und Undine wird die Gattin des Ritters. In einem vertraulichen Augenblick sagt sie ihm ihr Rätsel: „Du sollst wissen, mein süsser Liebling, dass es in den Elementen (Wasser, Feuer, Luft, Erde) Wesen gibt, die fast aussehen wie ihr (Menschenkinder) und sich doch nur selten vor euch blicken lassen . . . Wir wären weit besser daran als ihr andern Menschen; denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn auch der Bildung und dem Leibe nach sind; aber es ist ein gar Übles dabei. Wir und Unsersgleichen in den andern Elementen, wir zerstieben und vergehen mit Geist und Leib, dass keine Spur von uns zurückbleibt; und wenn ihr andern dermaleinst zu einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seele; das Element bewegt uns, gehorcht uns

oft, solange wir leben; zerstäubt uns immer, sobald wir sterben; und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie die Nachtigallen und Goldfischlein und andere hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind. Aber alles will höher, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst ist, seine einzige Tochter solle einer Seele teilhaftig werden, und müsse sie darüber auch viele Leiden der beseelten Menschen bestehen. Nun bin ich beseelt, dir dank ich die Seele, o du unaussprechlich Geliebter; und dir werd ich es danken, wenn du mich nicht mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn du mich scheuest und mich verstössest? . . . Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Oheim ist . . . und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau!"

Undinchen bleibt und wird unglücklich, und dann geht sie ins Wasser: „Und über den Rand der Barke schwand sie hinaus. Stieg sie hinüber in die Flut, verströmte (köstlich!) sie darin, man wusste es nicht; es war wie beides und keines. Bald aber war sie in die Donau ganz verronnen." (Ausgezeichnet!)

Wer hat nicht einmal die kleine Undine getroffen? Das junge Mädchen, das passiv, ohne Ansicht, ohne Gedanke, dir gegenüber sitzt, wie eine schöne Blume mit ebensoviel Leben; oder den Mund halboffen wie ein Vogeljunges deine Seele entgegennimmt, dir die Illusion gebend, sie begreife, was du sagst. Mit offenen Augen trinkt sie deine Blicke, scheint sie, von Kraft gesättigt, zurückzusenden.

Wenn du, wie Pygmalion, diesem schönen leblosen Körper einen lebendigen Odem eingeblasen hast, und sie kleine, schöne, viele Worte zu sprechen

beginnt, klingt es wie Vogelgezwitscher. Und wenn sie sich im Zimmer bewegt, hörst du die Bewegungen der spielenden Linien wie Musik.

Aber sie kann auch die Gestalt wechseln, ebensoviele Gesichter anlegen wie der Tag Stunden hat; sich zu einer Sirene aufblasen, zu einer Elfin zusammenfallen, Flügel und Krallen bekommen; des Spiels müde, eine alte Hexe werden; des Gesanges müde, im Schlaf schnarchen. Sie kann dich anlachen wie ein Steinschmätzer, um im nächsten Augenblick wie eine Furie über einen verlorenen Handschuhknopf zu rasen; und kichert wieder . . .

Dann kommt der grüne Kranz und der weisse Schleier.

Die Maske wird abgeworfen, der Apfel der Erkenntnis ist angebissen, und nun entdeckst du — deine Seele hat sie bekommen, aber deinen Geist nicht.

Sie hat kein Wort verstanden, von dem, was du in den ersten langen Stunden der Liebe gesagt hast. Sie hat nur Laute gehört, die ihre Ohrmuschel liebkosten, aber nie in die Schnecke kamen, hinter der die kleine Fensterscheibe des Verstandes sitzt. Sie hat sich nur in deinen Augen gespiegelt, aber deine Blicke nicht gelesen.

Schliesslich „verströmt" sie wie Undine.

— — — — — — — — — — — —

Stimmt das nicht? Und hat nicht Fouqué gemeint — was ich meine, und was Frau G. geschrieben in ihrem Buch: „Das Weib, vom Mann geschaffen"?

DER SCHAKAL

Während eines nächtlichen Geplauders auf einem Trottoir erzählte ein norwegischer Dichter diese kleine Episode aus dem Leben, die nicht besonders merkwürdig ist, aber ganz lehrreich.

Es ist die Geschichte von einer Visitenkarte, begann er. Ich hatte mich von Verwandten und Freunden zurückgezogen, nach dem Städtchen Skrubbesund. Verkehrte mit dem einzigen Redakteur der Stadt, mit Stadträten und Lehrern. Als ich mit dem Redakteur im Ratskeller Mittag ass, begann ein junger Mann uns zu umkreisen, um vorgestellt zu werden. Aber der Redakteur wollte nicht.

— Es ist mein Polizeireferent, sagte er; ein vorwitziger junger Mann, vor dem du dich in acht nehmen musst.

Die Zeit verging; und eines Tages machte der junge Mann mir seinen Besuch. Er wollte die Zeitung verlassen und nach Christiania reisen, um Schriftsteller zu werden; bat um eine Empfehlung an einen berühmten Maler, einen alten Freund von meinem Stamm. Ich gab ihm eine Visitenkarte, auf die ich mit Bleifeder einige Worte an den Maler geschrieben, und wünschte ihm Glück.

Ein halbes Jahr später kam ein Bekannter aus Christiania und erzählte, der junge Mann habe ein Buch erscheinen lassen, in dem er den Redakteur, meinen Freund, entlarvt. Meine Visitenkarte hatte sich auch besamt. Der Maler hatte den Menschen als meinen „jungen Freund" vorgestellt und empfohlen; und nun war der in meinen alten Kreis aufgenommen. Er hatte sich mit Erfolg in eine Zeitung hineingeschrieben, den Freundeskreis gelobt, sich nützlich, ja unentbehrlich gemacht. Darauf hatte er (mit neuen Visitenkarten) eine Studienreise

nach Kopenhagen angetreten, war in das Lager der Jungen eingeführt worden; das er nun als Korrespondent seiner Zeitung lobte.

— Jetzt ist er in Berlin, um seine Korrespondenzen fortzusetzen; darauf denkt er nach Paris zu gehen; dann hat er Europa an seinen fünf Fingern.

— Ein tüchtiger Kerl!

Ein Jahr war vergangen, da trat in unserm Ratskeller ein literarischer Löwe auf, der mir die Hand bot und Grüsse von allen meinen Freunden ausrichtete. Unter der neuen Fin-de-siècle-Maske erkannte ich jedoch den früheren Polizeireferenten wieder, der jetzt einen Namen hatte, über Kunst und Literatur schrieb und im Begriff war, ein neues Buch herauszugeben. Er erzählte auch, dass er günstig über mich geschrieben und dass man mich in Deutschland gelobt habe; aber auf eine gönnerhafte und verletzende Art. Er liess sich an meinem Tisch nieder und nahm am Kaffee teil, neben meinen alten Bekannten; jedoch ohne den Redakteur, denn der hatte sich verheiratet.

Die alten Herren wurden verstimmt, denn der junge Mann prahlte und sprach allein, und zwar von Dingen, die nicht interessierten.

Es war ihm nicht gelungen, mit einem Wort. Der junge Mann verliess die Stadt, nachdem er jedoch eine Menge guter Ratschläge eingeholt, wie man einen Roman komponieren müsse, damit dieser wirke. Er hatte mir auch Adressen abgelistet, besonders von Verlegern und Redakteuren; eine Visitenkarte aber erhielt er nicht mehr.

Nach einigen Monaten sah ich ein neues Buch im Schaufenster am Markt; das war von meinem jungen Freund.

— Hat er dir denn das Buch nicht gesandt?

— Nein, er schämte sich wohl! Weisst du, wovon es handelte?

— Von dir natürlich!

— Natürlich!

— War es gut?

— Das kann ich nicht behaupten!

— Wurdest du böse?

— Weder böse noch erstaunt! Das ist der Gang der Welt!

— Meinst du, dass wir es ebenso machen?

— Nja! Aber nicht ganz so, und nicht so hässlich!

— Wo ist er denn geblieben?

— Eines Tages wurde er es müde, seinen Kreis zu loben; als er aber losschlug, schlug man zurück! Und dann verschwand er! Dass er wieder in die Höhe kommt, ist ja möglich; dann muss er aber von neuem starten und sich besser beschuhen!

DICHTER UND MENSCH

Es kommt wohl vor, dass wir in einer Zeit, als Demos uns veranlasste, alle Menschen für gleich zu halten, die wirkliche Bedeutung des Dichters unterschätzten. Die materialistische Kritik tat alles, um Person und Dichter zu vermengen; benutzte die Zoologie als Erklärungsgrund und die Anekdote als Entwicklungsgeschichte.

Unsere Väter dagegen behandelten die Dichtung als ein Geschenk der Götter und verbargen sie unter dem schützenden Schleier des Pseudonyms. Der Alltagsmensch, der die Last des Tages trug, zu Hause in Schlafrock und Pantoffeln herumging, hiess auf dem Steuerzettel so und so, aber der Dichter hatte einen andern, einen Feiertagsnamen.

Die Bühnendichter besonders begannen ihre Laufbahn namenlos; erst nachdem sie sich einen Namen gemacht, wurde der auf den Zettel gesetzt. Das war bescheiden und hübsch.

Niemand aber ist weiter gegangen als der Dichter des Volkslieds, der seine Person auslöschte und nur als Echo eines Liedes lebte. Darin war Christentum!

Man tut gut sich daran zu erinnern, dass Voltaire nicht Voltaire heisst, Molière nicht Molière. Jean Paul und Novalis leben nur unter diesen Namen; die wirklichen, bürgerlichen, sind dem Laien beinahe unbekannt. Richter und von Hardenberg dichteten ihre Gedichte und lebten unbemerkt, wurden niemals interviewt!

Das waren andere Leute als wir profanierte Profandichter.

ÜBER KRITIK

Als Goethe jung war, fragte er sich, wie man ein objektives und gültiges Urteil in Literatur und Kunst erhalten könne. Er fragte hier und dort, aber die weisen Männer lächelten über seine Frage nur.

Ich fuhr nach Upsala, um Ästhetik zu studieren; im Glauben, dadurch zu einem gültigen Urteil zu kommen. Aber es gelang mir nicht. Ich glaubte schliesslich beweisen zu können, dass Shakespeares Lustspiele Schund sind; aber niemand erkannte meinen Beweis an. Später fragte ich den Professor. Aber er lächelte und antwortete ungefähr: „So viele Köpfe, so viele Ansichten."

Dann liess ich mein erstes grosses Drama im Druck erscheinen. Das wurde in den grössten Zeitungen besprochen. Aber man behandelte den Dichter wie einen Schwindler, der nur schreibe, „um Aufsehen zu erregen". Meine Freunde schickten mir natürlich das Blatt, aber ich las es nicht. Das Drama wurde damals niedergesäbelt. Aber zehn Jahre später wurde es gespielt und für gut befunden; und seitdem ist es mindestens hundert Male gegeben worden. Und es hat sich gehalten! Nach dreissig Jahren wurde es benutzt, um „die erste Bühne des Landes" einzuweihen.

Ein grosser Kritiker war taub, beurteilte aber dennoch Theatervorstellungen. Er hörte falsch oder nichts; das ist doch etwas unangenehm für Bühnendichter.

In unserer heutigen aufgeklärten Zeit haben zwei taube Frauen angefangen, ein Bühnenblatt herauszugeben.

Torild schrieb ja eine Kritik über Kritiker, aber er ist jetzt tot. Aristophanes ist auch tot, aber seine „Ekklesiazusen", Weibervolksversammlung, leben noch und könnten gegeben werden.

Jetzt aber frage ich nie mehr, ob es eine objektive Kritik gibt. Doch es gibt eine Kritik, die objektiv vom Sachverständigen beurteilt werden kann; und das ist die Kritik der Unwissenheit.

Der Kritiker sieht auf der Bühne die geschickte Kopie eines ungespielten Stückes und gerät in Bewunderung. Dann liest er jedoch das Original, das gedruckt war, aber weder gespielt noch gelesen wurde. Er hatte dem Dichter des Originals unrecht getan, da er dieses nicht kannte.

Ich bewunderte vor einigen Jahren eine Novelle von einem Löwen und einem Kind. Eben lese ich Goethes Novelle „Löwe und Kind" (bei Eckermann). Wenn beide auf dieselbe Idee gekommen sind, müsste man entscheiden, wer es am besten gemacht hat; wenn aber Goethe der Erfinder ist, würde man den Epigonen kaum noch bewundern können.

Wer das „Dornrosenbuch" (1832—51) originell nennt, in Stil und Erfindung, müsste erst Jean Pauls Titan (1800) lesen, oder Tieck, Novalis, Fouqué, Hoffmann; aber vor allem Jean Paul.

Ein Philister, mit oder ohne akademische Bildung, dem ja Phantasie fehlt, stellt eine phantasielose Arbeit über eine phantasievolle. Darum dürfte er niemals eine solche beurteilen. Und wenn er erklärt, er verliere den Verstand, wenn er ein phantasievolles Werk zu sehen bekommt, so hat er sich selber als ein Hühnerhirn angezeigt und müsste keine Kritik mehr schreiben.

Ein Professor, der andere nicht sprechen hören kann, wird im Theater nach dem ersten Akt müde. Aber er schreibt doch Theaterkritiken, in denen er immer erklärt, der erste Akt sei der beste; „dann ermattet die Arbeit"; das bedeutet, der Professor schläft ein, weil er müde und matt wird, einen andern sprechen zu hören.

DER LETZTE AKT (AUS DEM LEBEN DES RENAISSANCE-MANNES)

Der letzte Akt ist ja der wichtigste in einem Drama, und mit dem Ende pflegt der Dramatiker seine Arbeit zu beginnen. Um den letzten Akt zu sehen, oder „wie es gehen wird", hält man einen langen Theaterabend aus. Aber in dem bedeutungsvollen Leben gewisser Menschen will man den letzten Akt streichen, weil der unbequem ist und zeigen könnte, wie es dem Gottlosen geht. Der die Operette „Boccaccio" geschrieben hat, hätte den letzten Akt hinzufügen müssen: da wird der lustige Florentiner Priester und liest über Dantes Hölle, wenn er auch nur bis zum siebzehnten Gesang kam. Voltaires letzte Stunden, als er die Sakramente nahm, könnte Gegenstand für ein Trauerspiel werden, einen zweiten Teil „Faust". Heines Bekehrung von 1851 wird im Vorwort zum „Romanzero" verkündet: „Ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet." Dieses Vorwort müsste vor jeder Sammlung von Heines Gedichten, die erscheint, abgedruckt werden. Hegel auf dem Totenbett, Busspsalmen singend, könnte ein Freskogemälde werden für das Vestibül der Universität zu Berlin.

Aber der ergreifendste Aktschluss ist Oskar Wildes Gefängnisschilderung „De profundis". Er war der sogenannte Renaissancemann, der das Heidentum mit seinem falschen Schönheitskult ausgrub, der das Hässlichste von allem enthält. Kierkegaard hätte ihn den Ästhetiker genannt, den kaltgehämmerten Geniesser, den Egocentriker, um dessen kleines Ich die ganze Welt sich drehen soll, um ihn allein zu

verstehen. Viele, irregeführt wie er von den Irrgeistern seiner Jugend, sind ziemlich frei ausgegangen von der öffentlichen Strafe; Wilde scheint zum glänzenden Beispiel auserwählt zu sein, denn seine Stellung war, wenigstens in seinem Land, fast die eines Abgottes. Dem, was er schrieb, fehlt die Ursprünglichkeit; es ist gequirlter Schaum; nur Appretur, die, abgewaschen, kein Gewebe zeigt. Beunruhigt wie Kreuzlicht oder wie Spiegel in einem öffentlichen Lokal, in einem labyrinthischen Saal mit täuschenden Linien und falschen Panoramaperspektiven; läuft aus der Hand wie Eiweiss oder Froschlaich; ist verkehrt wie in „Dorian Grey"; da sollte der Mann durch nächtliche Streifzüge seine Jugend verloren haben, während es jetzt im Gegenteil das Porträt ist, das sich ändert.

Der letzte Akt wurde gespielt, und der überstieg alles Entsetzliche, war so entsetzlich, dass Wilde dessen Einzelheiten nicht schildern konnte, die jedoch die mündliche Tradition in einer swedenborgschen Legende bewahrt hat.

Mitleid und Furcht erregt „De profundis", und man möchte den, der vielleicht das Opfer seines Irrtums war, gern freisprechen; ein weltliches Gericht hätte ihn nie gerichtet, wenn er es nicht selber in Anspruch genommen, und zwar für eine ungerechte Sache. Etwas, das unser Renaissancekritiker eine Dummheit nannte, als er Wilde zum Märtyrer der Heuchelei machte; so hiess in seinem Mund die Gerechtigkeit. Wilde scheint jedoch die Sache anders angesehen zu haben als sein vorurteilsfreier Verteidiger:

Ein Tag im Gefängnis, an dem man nicht weint, ist ein Tag, an dem das Herz verstockt ist; nicht ein Tag, an dem man glücklich ist.

Als ich einmal die Kräfte der Gesellschaft (das Gericht) in Bewegung setzte, war es natürlich, dass sich die Gesell-

schaft gegen mich wandte und sagte: Du hast dein ganzes Leben über meinen Gesetzen getrotzt und wendest dich jetzt an dieselben Gesetze, um geschützt zu werden? Du sollst diese Gesetze in ihrer ganzen Kraft spüren!

Der höchste Augenblick eines Menschen ist, wenn er in den Staub niederkniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt.

Die Lebensfreude, deren Duft er 1873 in Oxford durch Paters „Renaissance" eingeatmet hatte, beginnt jetzt sauer zu werden.

Priester und andere Menschen, die Redensarten ohne Inhalt anwenden, sprechen oft davon, dass das Leiden ein Mysterium sei. In der Tat ist es eine Offenbarung.

Hinter Freude und Lachen kann sich ein rohes, hartes und gefühlloses Temperament verbergen. Das Leiden trägt keine Maske wie die Freude.

Oft scheint mir der Kummer die einzige Wahrheit zu sein.

Denn das Geheimnis des Lebens ist Leiden.

Fügen wir hinzu, dass Wilde seine gefährlichste Lehre aus Beaudelaire und Shakespeares Sonetten holte. Und schliessen wir mit seinem neuen Blick auf die Renaissance, den er im Gefängnis bekam:

Was im Lauf der Geschichte mir am meisten zu beklagen scheint, ist, dass die christliche Renaissance, welche die Kathedrale von Chartres, die Legenden des Artuszyklus, Franziskus von Assisi, Giottos Kunst und Dantes göttliche Komödie hervorgebracht hat, sich nicht in ihren eigenen Bahnen entwickeln durfte, sondern von der uninteressanten (unmoralischen = unehrlichen) klassischen Renaissance unterbrochen und verdorben wurde . . .

Wenn ein Jüngling einen Professor fragt, wie es möglich ist, dass die Erde drei Meilen in der Sekunde zurücklegt, ohne dass wir etwas davon merken, so antwortet der Professor, mit dem Anspruch, zu überzeugen: Der Äther hat keine Reibung. Und der Schüler nimmt diesen Schnack als Erklärung hin. Nun ist aber der Äther eine Hypothese, denn niemand hat ihn gesehen, gemessen oder gewogen; er existiert nur in der Phantasie; und was nicht in der Wirklichkeit existiert, kann weder Reibung besitzen noch ihrer ermangeln.

Zweitens wird oft auf die wohlbegründete Besorgnis des Schülers geantwortet: „Alles auf Erden nimmt an der Geschwindigkeit teil.“ Aber der Schornsteinrauch, der jetzt im Herd erzeugt wird, hat doch wohl nicht in die Geschwindigkeit hineinkommen können, denn er steigt ja gerade in die Höhe. Und der Ballon, der jetzt mit Wasserstoffgas gefüllt wird, hat auch keinen Teil an der Geschwindigkeit. Wenn der Ballon aber Teil daran hätte, müsste man den Widerstand der Luft merken, denn der Ballon bewegt sich nicht im Äther.

Solche Erklärungen werden angenommen und auswendig gelernt, ohne dass man im geringsten nachdenkt und Kritik übt. Darum hat Swedenborg die Wissenschaftler Zauberer und Scharlatane genannt, die einem das Gesicht verdrehen und den Verstand verwirren. Das sind die Tyrannen der gottlosen Menschheit; deren Joch kann man nur durch den Glauben an Gott abschütteln.

FOLGEN DER GELEHRSAMKEIT

Sobald sich ein Mensch in Bücher vertieft, kriegt er schwarze Nägel und Manschetten, vergisst sich zu waschen, zu kämmen und zu rasieren. Er versäumt seine Pflichten gegen Leben, Gesellschaft und Menschen; verliert seelische Fähigkeiten, wird zerstreut, kurzsichtig (trägt Brille) und steckt Schnupftabak in die Nase, um sich wach zu halten. Kann einem Gespräch nicht folgen, sich nicht für fremde Interessen interessieren, sieht am Tage nicht die Landschaft, nicht die Sterne bei Nacht. Hinter der Forschungslust (Neugier) liegt der tückische Ehrgeiz, seinen Stoff zu beherrschen, Autorität zu werden, zu tyrannisieren, Karriere zu machen, Auszeichnungen zu erhalten.

Wenn die Menschheit darüber nachdächte, welchen Tyrannen sie gehorcht! Diese Schwarzmagier, die Professoren heissen; die bestimmen, was wir denken und glauben sollen; die prüfen und examinieren, verwerfen und auswählen. Diese Komitees, die Lehrbücher schreiben, Vorlesungen halten und mit dem Preis die belohnen, die ihre Hypothesen annehmen.

Und ist es einem Studenten eingefallen, seinen Lehrer zu kritisieren? Nein, er verschlingt alles unkritisch: sechs Güterwagen Pechblende in einer Studentenbude, phosphoreszierendes Baryumsulfat, Häckselschrift und Phallusgesetze.

Geht er aber in eine Kirche, wo er Gottes eigenes Wort hört, das durch Intuition den Propheten offenbart ist, dann beginnt er Kritik zu üben; dann fällt es ihm so schwer, die einfachsten Dinge zu begreifen; dann will er mathematische Gewissheit, die er für das Höchste hält, während sie das Niedrigste ist.

Swedenborg sagt an einer Stelle: Wenn Güte und Wahrheit durch die Himmel hinunter gesandt werden, so werden sie unten in den Höllen in Bosheiten und Falschheiten verwandelt; das glänzende Licht der Sonne wird zu hässlichen Farben (Tönen) und ihre Wärme wird Gestank!

DER WEIN

Der Wein galt den Alten für eine Gabe der Götter; und mit Recht. Aber es ist eine persönliche Gabe, ausgestellt auf den Inhaber und an den Ort gebunden. Als Griechen und Römer die Gabe missbrauchten, wurde sie den Erben in Galliens gesegnetem Land geschenkt. Aber die Traube gab nur, was sie sollte, wenn sie von Menschenhand gepflegt, wenn sie geschont und nicht überanstrengt wurde. Sie gab eine mässige, aber herrliche Ernte, wenn sie in einem magern, sogar steinigen, sonst unfruchtbaren Boden wachsen durfte; am liebsten in der Nähe eines Flusses, aber nicht des Meeres. (Die Kokospalme dagegen liebt die Nähe des Meeres.) Die italienischen Weine gedeihen noch immer in der Heimat, müssen aber an Ort und Stelle getrunken werden, denn sie vertragen nicht Ausfuhr und Umladung. Die gallischen Weine dagegen gingen in alle Länder hinaus und machten alle Völker glücklich; jedoch nachdem sie mit Spiritus barbarisiert worden.

Da kam ein Tag, an dem die Gallier raubgierig wurden und den heiligen Weinstock mit Düngung und im grossen Massstab treiben wollten; da aber entartete die Traube und wurde von Ungeziefer überfallen. Es war um 1865, den Blütetagen Offenbachs und Napoleons III., als sich die Reblaus zuerst zeigte. Statt zu gewinnen, verlor Frankreich jährlich eine halbe Milliarde bei dem Raubbau. Unbegreiflicherweise beschuldigte man Amerika, der Herd des Ungeziefers zu sein; und doch holte man das Heilmittel aus dem Land der Krankheit. Neue Pflanzen wurden aus Amerika geholt und auf französische Stöcke gepfropft. Aber siehe da, es wurde nicht mehr der gleiche Wein. Die Gabe war missbraucht worden, und ward jetzt eingezogen. Der Geschmack

war nicht mehr derselbe, wenn man von Geschmack sprechen kann, da der Wein alle Sinne auf einmal berührt oder keinen. Ein guter Wein ist beinahe ein geistiger Genuss; sagen wir: ein seelischer, denn er wärmt das Herz, stärkt den Mut; zugleich muss er das Auge erfreuen; am wenigsten von allen erregt er Zunge und Gaumen.

Das verheerte Frankreich klagte und murrte, und binnen zehn Jahren zeigte sich solche Überproduktion, dass der Wein unter seinem Preis ausgeführt werden musste.

Eines Tages, im vorigen Jahr, hatten die Ernten einen so grossen Überschuss ergeben, dass das südliche Frankreich im Begriff war, an dem Reichtum zu verhungern. Das war ein neuentdecktes volkswirtschaftliches Gesetz, von dem niemand geträumt hatte. Es glich auf ein Haar dem Gesetz, das auf die Kinder Israels in der Wüste angewandt wurde, als sie über das Manna klagten und dafür so viel Wachteln bekamen, dass sie daran erstickten und starben.

Jetzt scheint die gefährliche Gabe eingezogen zu werden. Die Franzosen gewöhnen sich den Wein ab und trinken Wasser und Milch, sogar im Gasthaus. Alle Völker der Welt fürchten das Feuerwasser, und die Nüchternen werden vorgezogen, wenn ein Dienst zu besetzen, eine Pension auszuteilen, ein Stipendium zu vergeben ist. Die Menschheit steht im Begriff nüchtern zu werden, vielleicht im Vorgefühl, dass etwas Unbekanntes, Furchtbares naht, vielleicht „der letzte Kampf", oder etwas ganz Neues, Ungeahntes.

ROUSSEAU

In meiner Jugend las ich von einem Engländer, der sich erschoss, weil es so mühsam zu leben sei. Er hatte nämlich die Knöpfe gezählt, die zweimal am Tage auf- und zugeknöpft werden müssen. In den Unterkleidern ein halbes Dutzend, im Oberhemd ein halbes Dutzend, in Kragen und Manschetten ein halbes Dutzend, in Weste, Hosen und Rock ein Dutzend, in Stiefeln, Gamaschen und Handschuhen zwei Dutzend. Wenn er ausreiten wollte, musste er sich umziehen; zum Essen ebenfalls und zum Abend nochmals.

In dieser Geschichte liegt doch die nackte Wahrheit. Das Leben ist so beschwerlich geworden, und der halbe Tag geht auf unnütze Dinge hin: unnötige Besuche, Telephone, Briefe über nichts, Zeitungslektüre; vor allem die Toilette, die früher ein kleidsamer Mantel mit einem Strick war, sich aber zu einem Geschirr „entwickelt" hat, mit Knöpfen, Ösen, Haken, Schnüren, Bändern, Nadeln, Schnallen. Die Toilette ist ein Miniaturbild der Zivilisation mit all ihrem zeitraubenden Kram, von dem das meiste unnötiger Plunder ist. Wer auf dem Lande wohnt und die Erde bebaut, braucht weder Kunst, Wissenschaft noch Literatur. Wer die Natur hat, braucht keine Kunst, und die Religion ist mehr als Wissenschaft und Literatur. Kirchen gibt es über das ganze Land, aber Museen, Theater, Buchhandlungen und Kneipen gibt es nur in den Städten. Ob sie nötig sind, ist eine andere Frage.

Das ist Rousseau!

ABERMALS ROUSSEAU!

Im südlichen Frankreich sah ich einmal halbwilde Araberpferde lose auf der Weide. Sie hatten noch ihre langen Schwänze, die verbergen, was nicht schön ist, und gegen stechende Insekten schützen. Es sah sehr zweckmässig aus, aber es war mehr als nützlich, es war schön. Und wenn ich die Linien in diesen schönen Tierkörpern betrachtete: die Kurve des Widerristes, die es nicht in der Geometrie gibt; ihre Fortsetzung auf Rücken und Lende; der stolze Aufbau und die edlen Bewegungen der Hinterbeine; der Unterschenkel unterm Knie, dessen Verhältnisse bis zum Huf abnehmen; der Huf, der den Sand mit maurischen Bogen von vollendeter Grazie stempelt — und wenn das stolze Tier in gestrecktem Galopp, mit den Bewegungen, die das Segelboot auf der Meereswelle macht, über die Wiese dahin eilte, dann spielten die Linien in neuen Harmonien, änderten ihre Form: Schwanz, Mähne, Schopf wehten wie Draperien um den Körper — da dachte ich mir: das ist zweckmässig fürs Laufen, aber es ist viel mehr, es ist schön; es ist nicht erstanden, sondern es ist geschaffen, von einem Mechaniker, einem weisen und grossen Künstler. Aber es ist mehr als ein Kunstwerk, denn es hat Leben und Laune; und nicht zwei Pferde sind einander gleich.

Und ich dachte an den Versuch der Menschen, dieses Meisterwerk zu „verbessern": an den englischen Wettrenner, diese Maschine! Bei dieser Auslese hat man die hässlichsten genommen, den Schwanz gestutzt, ihnen die schönste Zierde geraubt, ihnen ein affenähnliches Ding auf den Rücken gesetzt, um Geld zu machen im Kampf um die grössere Schnelligkeit. Zu dieser Karikatur hat der Mensch die schöne Gabe verstümpert, die Gott den Menschenkindern geschenkt hat.

Wer in der Schule ein Pferd zeichnen gelernt, weiss, wie schwer es ist, diese Linien zusammen zu passen; sie an den rechten Stellen abnehmen und anschwellen zu lassen; den Kopf nicht zu gross und nicht zu klein, sondern gerade richtig zu machen; Bug und Lende in Einklang miteinander zu bringen; den Hals nach der feinen Kurve des Rückens weich verlaufen zu lassen . . . Die Arbeit vieler Tage gehörte dazu, um nur die Kontur zu kopieren. Raphael konnte kein Pferd zeichnen; das ist an seinem Attila zu sehen, der auf einem Schaukelpferd reitet.

Oft möchte man Rousseau recht geben, wenn er sagt: alles was aus der Hand des Schöpfers kommt, ist vollkommen; wenn es aber in die Hände der Menschen gerät, wird es hässlich.

KUPFERMATTE
ODER
DIE ERSCHEINUNG DER MATERIALISATION

Ich habe sie niemals gesehen, aber es soll eine Tatsache sein, dass auf hypnotischen Sitzungen die Anwesenden aus der halbmateriellen Substanz des Mediums eine Art Wesen schaffen, das zu sehen ist und ein Scheinleben führt, so lange der Kreis zusammen hält. Das ist Crookes' Katie King, unter andern.

Was mich aber veranlasst, dies zu glauben, sind Erfahrungen des Alltagslebens. Die Menschen schaffen sich aus nichts ihre Idole, und mit der Phantasie schaffen sie Mitmenschen zu etwas ganz anderm um, als sie sind, sowohl lebende wie tote. Die Schöpfungen sind natürlich von ihrem Fleisch und Bein und nach ihrem Ebenbild. Bald schaffen sie eine Grösse, bald ein Ungeheuer, einen Halbgott, einen Teufel.

Oft sieht man, wie der Hass gegen den einen umpolarisiert und Liebe zum Antagonisten wird. Eine grosse Impopularität wird in der Person eines andern in eine grosse Popularität verwandelt. Die Belohnung, die dem Würdigsten zufallen müsste, wird dem Unwürdigen erteilt, um den Verdienten zu vernichten.

Bei einer berühmten Preisverteilung fragte neulich ein Uneingeweihter:

— Warum hat X den Preis nicht bekommen?

— Weil Y ihn haben sollte, wurde geantwortet.

Vor fünfzehn Jahren kam ein höchst merkwürdiges Buch von 650 Seiten heraus. Es wurde nicht erwähnt. Gleichzeitig aber erhielt eine lumpige Broschüre all das Lob, das das grosse Buch hätte bekommen sollen. Als ich die Besprechung der dürftigen Broschüre las, glaubte ich, über das grosse Buch zu lesen, denn alles stimmte.

Neulich wurde ein wichtiger Posten besetzt, sagen wir für Weg- und Wasserbau. Der ihn erhielt, war ein höchst merkwürdiger Mensch. Er galt öffentlich, aber nicht privatim, für den Würdigsten und Geeignetsten. Er sollte ein ausgezeichneter Ingenieur sein, der seinen Beruf konnte; er galt für einen geschickten Verwalter, sollte Vermögen besitzen, organisieren können, fleissig sein, Untergebene gut behandeln.

Nun ist zu bemerken, dass der Mann *nichts von all dem* war. Er hatte nie Wege oder Wasserwerke gebaut; das hatten seine geschickten Ingenieure getan; er konnte seinen Beruf nicht; er vernachlässigte, was er in Händen hatte; war nicht auf seinem Bureau zu finden, denn er spielte Karten und kneipte die Nächte durch. Er war nicht reich, sondern halb ruiniert. Er war unbarmherzig gegen die Arbeiter; wirtschaftete so schlecht, dass er niemals seine Geschäftslage kannte; war nachlässig in Geldsachen.

Wie konnte er denn gewählt werden? Einige sagen, er wurde genommen, um die übermütigen Ingenieure, die sich Hass zugezogen, zu züchtigen und zu strafen. Andere meinten, man wolle ihn stürzen und ruinieren, weil er gefürchtet und gehasst war.

Wie dem auch sei, er war eine Materialisation, von der Massen Hass, Neid, Schadenfreude geschaffen; er war ein Begriff geworden: ein Lump mit etwas Glück; der Rücksichtslose, der nötig war, um den Aufruhr zu unterdrücken; eine Kupfermatte, die vierhundert Jahre auf dem Markt stand und die Gerechtigkeit sein sollte, aber nur ein diebischer Ratsherr war, den der Bürgermeister dahin geschmuggelt.

Der Wille zur Macht sei eine Grundbedingung für die Existenz des Selbst; ohne den würde der Mensch untergehen, da er dem Druck der andern nicht widerstehen könne. So lernten wir von den Irrgeistern unserer Jugend. Swedenborg aber sagt, Machtgier stammt aus der Hölle; und Balzac spricht von den Galeerensklaven des Ehrgeizes, die nie zur Ruhe kommen. Dante hat eine schöne Strophe über das Schicksal der grossen Maler: der eine muss abtreten, um dem andern Platz zu machen, kommt in den Schatten und wird vergessen.

Auch wenn es ungerecht sein mag, wie es oft der Fall ist, muss man die Zurücksetzung vorziehen, denn die Menschen werden des Besten überdrüssig und verlangen nach Abwechslung. Ein grosser Name bedrückt auch, wird als eine Gewalt empfunden, ist ein Hindernis für andere, auch grosse Namen zu werden. Napoleon und Bismarck war die Sache klar, denn beide sagten voraus, die Welt würde einen Seufzer der Erleichterung ausstossen, wenn sie von hinnen gingen.

Um aber gutwillig abtreten zu können, ist religiöse Resignation nötig, vollständiger, unwiderruflicher Abschied von der Welt. So machte es Karl V., als er sich in einem Kloster begrub. Sich das Abschiedsbenefiz geben lassen und dann doch wieder auftreten, das geht nicht gut. Betrachtet man sich dagegen als tot für die Welt, nimmt keine Notiz von ihr, dann beginnt ein neues Leben, aber auf der andern Seite; das ist viel ruhiger, denn das ist die Auferstehung von den Toten, bereits hier!

Beethoven grämte sich, dass die Wiener undankbar und vergesslich waren, als Rossini kam und die italienische Oper wieder in Mode brachte, zu deren

Ausrodung Beethoven sein Leben angewandt. Beethoven war jedoch ein harter, selbstsüchtiger und recht hochmütiger Mann, der darum aus dem Leben buchstäblich herausgequält wurde, im Grossen wie im Kleinen. Zunehmende Taubheit, unangenehmer Prozess, ein wahnwitziger junger Verwandter, häuslicher Spektakel, Krankheiten, peinigten seine letzten Jahre; sogar unverdientem Spott Untergebener musste er sich aussetzen. So kehrte er, wohl bereitet, dem Leben den Rücken und schied von allem, ohne etwas zu vermissen.

So soll es sein! Auf dass nichts einen bindet, weder mit einer Sehnsucht noch einer Hoffnung; damit man auf der andern Seite des Flusses nicht zurücksieht, sondern geradeaus geht.

Die Bitterkeiten des Alters sind dazu da, um das Konto auszugleichen, unerledigte Geschäfte abzumachen, den Betrug zu durchschauen, des Unvollkommenen überdrüssig zu werden, damit kein Rückverlangen einem die Ruhe des Grabes stören kann.

Wenn der Jüngling, ehe er sich für die wissenschaftliche Laufbahn entscheidet, Abrisse der Geschichte der Wissenschaften lesen würde, lernte er, ebenso wie in der Geschichte der Philosophie, die Ohnmacht des menschlichen Wissens kennen; dann würde er sich niemals in die dunkeln Gänge begeben, aus denen so schwer wieder herauszufinden ist.

Hoefer hat kleine gute Handbücher der Geschichte der Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie, Astronomie, Mathematik gegeben (Hachette, Paris, zu vier Franken der Band).

Liest man solch einen Band, ohne vorgefasste Ansicht, so glaubt man die Wahrheit (= wie es sich wirklich verhält) hier und da in allen Theorien, Systemen und Hypothesen durchschimmern zu sehen; man findet, sie können eigentlich alle recht haben. In der Physik zum Beispiel erfährt man: Aristoteles glaubte, die Farben entstehen durch eine Mischung von schwarz und weiss. Newton „bewies", das Gegenteil sei richtig, das Sonnenlicht *bestehe* aus einer Menge Farbensorten. Goethe leugnete Newtons Lehre und bekämpfte ihn sein ganzes Leben lang, so sehr, dass er sich viele Jahre verbitterte. Young und Fresnel „gelang es, die richtige (?) Erklärung zu finden". Helmholtz teilte ihre Ansicht nicht ganz, sondern . . . Und so weiter. Wahrscheinlich hat niemand das Richtige gefunden.

Newton sagte, Licht entstehe durch Emission aus der Lichtquelle; Huyghens erklärte es für eine Undulation; Arago meinte, Licht zu Licht gelegt, gebe Dunkel (Interferenz). Dann hat man dunkle Lichtstrahlen entdeckt, ultraviolette, Kathodenstrahlen, X-Strahlen, Röntgenstrahlen usw. Und schliesslich ist man so frech gewesen, die Länge der Lichtwellen

zu messen; zum Beispiel 450 Billionen in der Sekunde für ein gewisses rotes Licht. Als alle Erklärungen versagten, erfand man den Äther; das war die älteste Hypothese, und mit der einen Fiktion „erklärte“ man die andere.

Lavoisier diktierte zu seiner Zeit, jede Verbrennung sei eine Sauerstoffverbindung. Als man aber Antimon in Chlor verbrannte, war kein Sauerstoff anwesend; aber das machte nichts! Man verbrannte Kupfer in Schwefelgas; das half nichts. Die falsche Lehre drang durch, ging in die Lehrbücher über; aus denen sie nun aber bald wieder verschwinden wird.

Jeder Unterricht in den Wissenschaften sollte darauf ausgehen, zu zeigen, dass die Irrtümer beständig sind. Jetzt aber lernt man statt dessen die Irrtümer auswendig, oder den augenblicklichen Irrtum als Wahrheit (= wie es sich wirklich verhält). Dass der Staat diese Torheit unterstützt, flösst keine Achtung vor ihm ein.

Die Irrtümer können allerdings Anlass zu angenehmen Erfindungen geben. Elektrisches Licht wurde erfunden trotz und entgegen den Gesetzen der Physik und Lavoisiers chemischen Gesetzen. Denn es brennt im Vacuum, ohne Luft, also ohne Sauerstoff oder Chlor oder etwas anderes. Das Telephon wird benutzt, ohne dass man weiss, wie es zugeht. Einige Elektriker meinen, die Lautwelle pflanzt sich fort, verstärkt vom elektrischen Strom; andere meinen, der Strom allein gibt die Vibrationen der Membran wieder. Der Phonograph ist unerklärt; aber schnelle Bewegung (der Rolle) scheint notwendig zu sein. Gewisse kurz abgestossene Laute könnte man sich fixiert und ausgelöst denken; aber die Übertragung der Klangfarbe, des persönlichen Timbre in der Stimme erscheint unerklärlich.

Die Wissenschaft hat den Ackerbau nicht verbessert, trotzdem sie es behauptet. Denn nur Arbeit, fleissige und ehrliche Arbeit, gibt Ernten. Aber der chemische Dünger hat oft den Boden verdorben.

Die Wetterwarten, die 1890 das Wetter voraussagten, mussten ihre Flaggen streichen; die Bauern sagen es besser voraus, oder lassen es auch. Die Klügsten sprechen so: Das steht in Gottes Hand!

Die Erntemaschine hat keine Arbeit erspart. Das ist nur eine Täuschung. Denn die Kaufsumme muss mit anderer Arbeit wieder eingebracht werden. Ebenso verhält es sich mit der Dreschmaschine. Früher drosch man mit dem Flegel, an den Wintermorgen zu wertloser Zeit, als nichts anderes zu tun war. Jetzt verschläft man die Zeit, und das ist ja ein Verlust von Energie, Arbeit und mithin Kapital.

— Das ist Rousseau!

— Ja, das ist Rousseau!

— Das ist Arkadien!

— Das ist Arkadien! Und so schildert Swedenborg den Zustand auf andern Erden. Dort verschaffen sich selige Menschen mit mässiger Arbeit mässiges Auskommen; haben dadurch Zeit übrig, ein gesundes Dasein in Nachdenken und unschuldigen Vergnügungen zu geniessen.

Plato hat im „Phaidon" einen ähnlichen Zustand in den Gefilden der Seligen geschildert: „Sie haben den Göttern geheiligte Haine und Tempel, in denen Götter wirklich wohnen; sie hören göttliche Stimmen und Prophezeiungen; die Götter offenbaren sich ihnen und sie haben persönlichen Verkehr mit den Göttern . . . Die Jahreszeiten haben bei ihnen eine so milde Temperatur, dass sie frei von Krankheiten sind und viel länger leben als die Menschen hier. . ."

Christus spricht von Wissenschaft nie anders als von der Torheit der Schriftgelehrten und Pharisäer. Wenn er den Wissenschaften einen Wert beigemessen hätte, würde er wohl die Geheimnisse der Astronomie und Physik gedeutet haben. Aber das unterliess er.

Das ist von grosser Bedeutung. Und wenn man ironisch damit prahlt, dass die Wissenschaft nicht christlich sei, sondern das Werk der Heiden, so hat man auch ihr Urteil gesprochen.

Alle unmusikalischen Menschen und alle Darwinisten wurden sofort Wagnerianer. Sie wallfahrteten nach dem Fichtelgebirge, um Odin, Tor, Loke, Walküre, das Heidentum und die hässliche Musik zu verehren. Die Walküre (Nora) gehörte zum Stück.

Ich habe den Text des „Tristan" gelobt, wegen seiner einfachen Schönheit, die an Maeterlinck erinnert; aber die Musik des Tristan!! Sieh dieses Andante, mit den Worten: „O sink hernieder, Nacht der Liebe!" Das ist nicht allein hässlich, das ist böse. Und darum wurde es geliebt, verehrt; und wer dem Abgott nicht weihräuchern wollte, ward mit einer Art antireligiösem Fanatismus verfolgt. Mit einer unbegreiflichen Achtlosigkeit bewunderte man im Tristan „In schweigender Nacht", das eins von Mendelssohns Liedern (Nummer 20) ist; von den Wagnerianern bewundert, die Mendelssohn hassten, weil er schöne Musik schrieb.

Das Schwanenmotiv, das für das einzige Schöne bei Wagner gilt, das auch in allen Opern einige tausend Male benutzt wird, auch wo es nicht hinpasst, findet sich in Beethovens Sonaten wieder, für den, der es aufsuchen will!

Als sich dann der Heide christlichen Motiven nähern will, kann er in der Eile seine Götter nicht umtaufen: da schneidet es sich.

Ich denke jetzt an all die armen Menschen, die auf den Höhen von Bayreuth geopfert und unter Bäumen gehängt werden. Ein Kreuz möchte ich aufs Grab des guten Hanslick setzen, wenn er auch schliesslich etwas müde wurde.

„KANN DIE PHILOSOPHIE DER MENSCHHEIT IRGEND EINEN SEGEN BRINGEN?“

So hiess in den sechziger Jahren eine Broschüre des Dozenten der Philosophie Pontus Wikner. Die Frage war berechtigt; wie sie aber beantwortet wurde, daran erinnere ich mich nicht recht; doch die Antwort muss ausweichend gewesen sein, da der Mann Professor wurde. Hätte er gesagt, alle Philosophie, besonders die Systeme, sei Quark, wäre ihm natürlich seine Laufbahn gesperrt worden.

Als ich um 1870 auf der Universität die ästhetischen Systeme studieren wollte, schickte der Professor mich zum Dozenten, um Stunden zu nehmen. Ich versuchte in der gefurchten Stirn des bleichen Mannes zu lesen, wie er da stundenlang bei einem Stearinlicht sass und sprach, ob er wirklich verstand, was er lehrte, oder ob er sich nur daran erinnerte. Aber er war nicht zu durchschauen, und ich verzweifelte, denn ich begriff nichts; und was ich nicht begreife, kann ich nicht auswendig lernen; das wäre Humbug.

Etwa vierzig Jahre später treffe ich den Professor, der jetzt pensioniert, also aus dem Augurenkollegium ausgetreten ist. Da frage ich ihn, ob er jemals die ästhetischen Systeme gekonnt habe.

— Nein, potztausend! Darum schickte ich Sie ja zum Dozenten.

— Hat der sie denn verstanden?

— Das glaube ich nicht! Aber er hatte ein gutes Gedächtnis!

Es war also nicht meine Schuld! Und ich war nicht dümmer als die andern!

Wer eine kurze Geschichte der Philosophie liest und sieht, wie das eine System das andere ablöst und ihm widerspricht, muss wohl bald auf den Ge-

danken kommen: „Jetzt machen wir ein Ende mit diesem Gefasel!" Die ganze Geschichte der Philosophie beweist nämlich: dass wir diese Probleme nicht mit unserm Gedanken lösen können; oder dass sie auf diese Art, ein System daraus zu machen, nicht zu lösen sind.

Die wenigen Philosophen dagegen, die sich darauf beschränkt haben, über das bunte Leben nachzudenken, über Menschen, Staat, Natur, die haben genützt; die aber zählt man kaum zu den Philosophen. So kann man Plato stückweise mit Interesse lesen. Ebenso den geringgeschätzten Schopenhauer, und zwar in seinen am wenigsten geschätzten „Parerga und Paralipomena"; aber nicht in dem System „Die Welt als Wille und Vorstellung". Kierkegaard wird nicht zu den Philosophen gezählt; Feuerbach und sein Schüler Nietzsche auch nicht; aber sie sind ausserordentlich lehrreich. Alle, die Leere ohne Inhalt philosophieren, sind Narren. Ein solcher ist Boström, der Begriffe spalten und Ideen analysieren will; Gott, Mensch, Menschenleben in Klassen und Ordnungen bringen möchte.

Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte der Irrtümer, die Geschichte des Leugnens, denn beinahe alle Philosophen sind maskierte Gottlose, die in Opposition gegen Religion geraten sind. Die Philosophie ist eine Geschichte der Lüge; und da sie selber ihre Ungereimtheit bewiesen hat, sollten alle Lehrstühle eingezogen werden. Denn ein christlicher Staat wirkt seinem Zweck entgegen und ist närrisch, wenn er Lehrer des Irrtums und der Lüge unterhält.

Wenn ein einziges Mal ein Philosoph religiös ist, so wird er geschmäht, indem man ihn Mystiker nennt, obwohl die Wenigsten wissen, was Mystik ist.

Auf dem einen Katheder sitzt ein Hegelianer und verkündet als Wahrheit Hegels Pantheismus,

auf dem andern sitzt ein Boströmianer und reisst Hegel nieder. Aber der Schüler soll von beiden Gegnern geprüft werden, muss beide Lehren auf einmal bekennen. Das ist der höhere Unterricht, die akademische Bildung, die Wissenschaft in ihrem Glanz!

Die Menge glaubt, alles, was schwer zu begreifen ist, sei tiefsinnig; das ist es aber nicht. Schwer zu begreifen ist das Unreife, Unklare, und oft das Falsche. Die höchste Weisheit ist einfach, klar, und geht durch den Schädel direkt ins Herz. Stelle einen Philosophen an den Grabhügel, in dem seine irdische Hoffnung begraben wird, und lass ihn sprechen von Herbert Spencer und dem Blastoderm! Setz einen Philosophen in den Rat des Königs und lass ihn einen Teil des Staates lenken! Bitte einen Philosophen, ein Drama zu schreiben, ein Bild zu malen, ja nur Schulkinder zu unterrichten; und er ist in allen Dingen unfähig. Ein Philosoph hat denn auch die Bedeutung alter Esel bekommen! Weg mit ihm!

— Was ist das, liberal oder freisinnig sein?

— Das weiss ich nicht.

— Glaubst du, dass ein andrer es weiss?

— Sie glauben es zu wissen, aber ich glaube nicht, dass sie es wissen. Nach der Wirklichkeit zu urteilen, müssten es die sein, die mit Religion und Gesetzen des Landes unzufrieden sind und daher gegen sie auftreten.

— Warum tun es einige, und nicht alle?

— Einige haben Kraft, den Druck der mangelhaften Anordnungen zu ertragen, weil sie die als etwas Vorübergehendes, Zufälliges betrachten, das zu ändern nicht erst lohnt; weil sie für Prüfungen halten, was andere als ein positives Übel hinnehmen. Andere aber wollen bewusst Veränderungen, um zur Macht zu kommen und unterdrücken zu können. Dahin gehören alle politischen Dilettanten, die unter dem Vorwand, dem allgemeinen Wohl zu dienen, für ihre Machtstellung arbeiten. Sokrates, Plato und Aristophanes nennen sie Demagogen. Manche unter ihnen sind aber keine Betrüger, sondern Selbstbetrüger; sie glauben für ein allgemeines Interesse zu streben, während sie für ein privates arbeiten. Ich habe die grösste Veränderung in der Regierung des Landes erlebt, die je vorgenommen wurde. 1809 beginnend, 1830—40 aufflammend, schlug die Opposition, die sich liberal nannte, 1866 in helle Flammen aus; nach einer Agitation und einem Kraftverbrauch von 25 Jahren änderte sie 1866 die Regierungsform.

— Ist es danach denn freisinniger geworden?

— Nein! Es wurde beinahe noch schlimmer, unter einer neuen erdrückenden Mehrheit.

— Lohnt es dann überhaupt, so viel Wesen davon zu machen?

— Ich weiss nicht! Die Opposition von 1840, die natürlich am lebhaftesten im Bürger- und Bauernstand war und sich gegen den Adel richtete, rief eine neue Verfassung hervor, bei der seltsamerweise der Adel an Zahl gewann: während er bisher nur ein Viertel der Volksvertretung ausgemacht hatte, bildete er nach 1866 ein Drittel. Der oppositionelle Bürgerstand verlor beim Staatsstreich und sank auf ein Sechstel. So kann es zugehen bei Veränderungen!

— Ich erinnere mich auch, wie es Brisson erging, als er das sogenannte serutin de liste, die Arrondissementswahl, durchsetzte, um eine republikanische Mehrheit zu bekommen. Die Reform ging durch, aber siehe: die Konservativen bekamen die Mehrheit! Also vorbeigehauen!

— Ich erinnere mich auch: Als die Unsrigen allgemeines Stimmrecht haben wollten, reisten zwei von unseren Demagogen zur Wahl nach Brüssel, um tendenziöse Briefe nach Haus zu schreiben und zu beweisen, von welchem Segen das allgemeine Stimmrecht für das „Volk“ und die Liberalen sei. Die Wahlen in Brüssel begannen, und unsere Abgesandten hatten ihren ersten Brief nach Haus geschrieben! Pardauz! Die Wahlen fielen günstig für die Klerikalen aus! Wieder vorbeigehauen! Die Korrespondenz wurde im Keim erstickt!

— Welche Verfassung empfiehlt denn Swedenborg?

— Verfassung! Ich erinnere mich nicht, dass er sich damit abgibt, da es gleichgültig zu sein scheint! Er spricht vom Zustand auf „andern Erden“, wo tugendhafte und gottesfürchtige Menschen, die sich selbst beherrschen, selig in Familien leben; in unmittelbarer Verbindung mit der Gottheit, von der sie ihre Eingebungen erhalten; also ohne Regierung oder Volksvertretung, Landtag oder Gemeinde. So-

bald sie aber bei einem Mitglied der Familie eine selbstsüchtige Absicht bemerken, wird es beizeiten durch einen schmerzfreien Tod entfernt. Er stirbt an ihrem Unwillen, und weil er unter guten Menschen nicht mehr gedeiht.

— Hat Swedenborg keine politischen Ansichten?

— Als er jünger war, sass er im wirtschaftlichen Ausschuss des Herrenhauses und schrieb „Das vernünftigste Gutachten über Mittel und Bedürfnisse des Reiches". Wahrscheinlich wurde es in den Papierkorb geworfen, da es vernünftig war. Dann wandte er der Welt, die er wohl für verrückt hielt, den Rücken, und rührte weder Zeitungen, Briefe noch Bücher mehr an. Bei den Reichstagen war er bald auf seiten der „Hüte", bald auf seiten der „Mützen"; denn sein Rechtsgefühl verbot, einer Partei zu folgen, bei der es nicht gerecht zuging. In einem Punkt war er fest: in seinem Unwillen gegen die Alleinherrschaft und seiner Neigung für die Republik; er hatte ja das wilde Treiben Karls XII. und die Folgen davon gesehen. Swedenborg zog die Republik auch der Monarchie vor. „Die Ursache" sagt er, „weshalb Holland so gesegnet ist, scheint die freie Regierung zu sein, die Gott angenehmer ist als die unbeschränkte Monarchie. *In der Republik wird kein Mensch verehrt, sondern Gott.* Mit freiem Geist und aufrechtem Kopf verlassen sich die Holländer auf Gott. So ist es nicht in der unbeschränkten Monarchie: da werden die Menschen zur Heuchelei und Verstellung erzogen."

OBERKLASSE

Es hat Zeiten gegeben, da ich glaubte, die Menschen seien in der Gesellschaft nach dem eigentlichen Gewicht geordnet: beim Niederschlag habe sich das Gröbste als das Schwerste auf den Boden gesetzt, wie der grobkörnige Urberg, und das feinere leichtere Sediment habe sich darauf gelegt. Selber Mittelklasse von Geburt, aber deklassiert durch meine Stellung, habe ich bei der ersten Berührung mit den Oberen ein gewisses Behagen an ihrer Sitte, Bildung, an ihrer Schönheit in Lebenswandel und Umgebung empfunden. Als ich aber näher mit ihnen bekannt wurde, fand ich, dass es nur Firnis ist, der recht lose sitzt. Und bei feindlichem Kontakt kamen sie mir wie Freimaurer, wie eine Camorra, eine Bande vor, die den Gesellschaftsvertrag mit allen seinen hässlichen Kompromissen, stillen Vorbehalten, geheimen Übereinkünften angenommen hat. Sie hatten Macht und Gesetze, Gericht und Gefängnis, um nicht zu sagen das Heer zu ihrer Verfügung. Sie besassen die Staatskassen, hatten die Auszeichnungen, das soziale Ansehen in ihren Händen. Wenn sie die Gesetze brachen oder ein Verbrechen begingen, drohten sie mit dem Gefängnis, wenn jemand von dem Verbrechen zu munkeln wagte. Die ganze Gesellschaft schwieg, fürchtete, entdeckt zu werden, da sie von der Handlung gewusst hatte. Wer im Verdacht stand, von der Sache zu wissen, wurde als gefährlicher Mensch bewacht. Der Schuldige dagegen wurde reingewaschen, aufgerichtet und gefeiert. Als ich das erlebte, glaubte ich, in einer Ankerschmiede zu sein, wo gute Kameradschaft unerschütterliche Treue, Zusammenhalten und Verschwiegenheit fordert; und wo Verrat mit dem Tode bestraft wird.

Ich habe zufällig zu einem von der Oberklasse in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Eine Zeit lang ging es recht gut; wir liessen fünf gerade sein, in Religion, Kunst, Literatur, Wissenschaft, Wirtschaft. Sobald man aber an die Oberen rührte, begannen die Augen zu funkeln, ein eiserner Vorhang fiel zwischen uns nieder; wir fühlten uns als Feinde. Was zwei Menschen, die sich in den Tagen des Unglücks getroffen hatten und Mitmenschen von gleicher Bildung und Neigung waren, trennte? Ich kann es nicht sagen, denn es ist so geheimnisvoll. Sind die Oberen die guten Bürger, die den Gesetzen gehorchen und aller menschlichen Ordnung untertan sind, um des Herrn willen? Nein, die sind anders beschaffen. Ist es die Erziehung? Nein, denn ich erhielt eine adelige Erziehung von meinem Vater, der ein konservativer Bürger war. Ist es das Blut? Was ist das Blut? Er, mein Freund aus der Oberklasse, war der Sohn eines Pflegekindes von unbekannten Eltern; aber das Pflegekind wurde später geadelt, als es heranwuchs und Grossgrundbesitzer ward; und die Mutter meines Freundes war Köchin gewesen!

Ich weiss nicht, was es war, aber ich fühlte mich wie ein Gefangener, der mit Häschern verkehren und ein Glas mit ihm trinken durfte. Als aber der Abend kam und die Flasche leer war, war es aus mit der Freundschaft. Der Häscher wurde wieder Beamter, nahm die Schlüssel und schloss mich ein!

Man hat die Oberklasse beati possidentes genannt: die Besitzenden, die Freien, die Patrizier, die Glücklicheren, die besseren Leute, die Gentlemen; und zu allen Zeiten hat es die gegeben! Wenn man aber näher zusieht, sind sie in allen Gesellschaftsklassen zu finden, nur mit dem Unterschied der Latitude. Meister über Gesell, Gesell über

Lehrling, Bauer über Knecht. Aber das sind nur Latituden.

Die Oberen heissen auch Erhalter der Gesellschaft, Rechte, Konservative. Unter den schützenden Kanonen der Festung sammeln sich Boote und Fischer, aber auch Schmuggler und schlechtes Volk. Schakale folgen dem Löwen, und kleine Vögel bauen gern im Baum des Adlers.

Die Oberen sind vielleicht schwach und suchen Schutz, brauchen Schutz; denn nur so erlangen sie ein scheinbares Gefühl von Macht. Zum gehen zu schwach, kriechen sie; und aus Furcht vor den Unteren hangen sie den Oberen an. Dagegen wäre nichts zu sagen, falls alles richtig, gesetzmässig, gewissenhaft zuginge; aber das tut es nicht . . . Ich vergesse nie die Tage des Schreckens, als einer von den Herren des Reiches einen Fehltritt begangen hatte. „Sie" versuchten in meinem Gesicht zu lesen, ob ich etwas wisse. Wenn ich etwas gewusst hätte, wäre mir Gefängnis sicher gewesen. Wenn der Mann stirbt, wird man in der Ritterholmskirche die Glocke läuten, die Kränze werden gezählt, und wehe dem, dessen Name fehlt. Ich glaubte damals, der Fürst dieser Welt sitze auf dem Thron, und die Kinder dieser Welt, seine Getreuen, neben ihm. Vielleicht ist es so?

Viermal zehn Jahre bin ich gezwungen worden, mich zu dieser Komödie herzugeben, um Kleider auf den Leib zu bekommen. 1870 kaufte ich einen fertigen Anzug für 60 Kronen. Nach Mass gemacht, hätte er 120 gekostet. Das nächste Mal begann die Komödie, die noch nicht zu Ende ist. Im Laden war natürlich nichts, das passte; es musste also geändert werden. Ein Arbeiter wurde gerufen, der mich unterhält, während er Mass nimmt und mit der Kreide zeichnet. Der Anzug wird nach Haus geschickt; ich werfe ihn hastig über, denn ich hatte an etwas anderes zu denken. Am nächsten Tag merke ich erst, dass der Anzug nicht geändert ist. Ich hatte weder Zeit noch Lust, Lärm zu schlagen, sondern liess mich ein Jahr peinigen. Dann ging ich zu einem andern Schneider, der nach Mass arbeitete, das heisst für 120 Kronen. Er nahm Mass, kam zur Anprobe, und ich bezahlte. Erst drei Tage später merkte ich, dass ich einen fertigen Anzug erhalten, aber doppelt bezahlt hatte.

So ist es nun vierzig Jahre zugegangen. In diesen Tagen erhielt ich einen andern Überrock als den ausgesuchten. Die Ärmel waren zu lang, der Rumpf zu eng. Ich kann ihn nicht zuknöpfen, muss ihn auflassen, um Platz in ihm zu haben. Wenn ich den Schneider wieder treffe, fragt er: Nun, der Überrock war doch gut? Wenn ich dann nein antworte, kriege ich keine Kleider mehr von ihm. Antworte ich ja, so lüge ich. Darum nicke ich nur. Dann wird er glücklich, weil er glaubt, mich angeführt zu haben. Das ist die höchste Seligkeit, die er kennt, bis er den Wasaorden kriegt!

ELEKTRISCHER WIDERSTAND

Es gibt ein südeuropäisches Tier, das bei reisenden Nordländern immer Teilnahme erregt, weil es so viel Schläge kriegt. Kein Nordländer hat darüber nachgedacht, warum die Karikatur des Pferdes so viel Schläge kriegt, aber der Südländer weiss, dass der Esel auch ein boshaftes Tier ist, das es nicht über sich gewinnen kann, einem Menschen zu Willen zu sein, auch wenn das zu gegenseitigem Wohlbefinden beiträgt.

Ich hatte eine Magd von sauberen Gewohnheiten, die Friede liebte, wie ich glaubte. Aber sie liess Schubladen und Schranktüren offen; das macht eine Häuslichkeit ungemütlich und sammelt Staub, wo keiner sein soll. Zuerst machte ich selber Schubladen und Schranktüren zu, des Hausfriedens wegen. Da konnte es geschehen, dass sie mich korrigierte. Eines Tages aber sprach ich meinen Wunsch aus, jedoch höflich. Da geriet die Person in einen Seelenstreit mit sich selber. Gehen wollte sie nicht, die Schranktüren zumachen auch nicht. Sie wurde krank, kämpfte mit sich, bis es Mittag wurde. Da fand sie einen Ausweg! Sie ging zu Nachbars und bat ihre Kollegin, herüberzukommen und die Schranktür zu schliessen.

Diese Person, der ich Essen, Kleider, hübsches Zimmer, Lohn gab, wollte mir in einer einfachen Sache nicht zu Willen sein. Sie konnte nicht, denn ihre Bosheit war ebenso gross wie die dielektrische Kunst bei einem Holzstück oder einem Esel.

„JETZT KÖNNEN WIR AUCH FLIEGEN! HURRA!"

Ein Jugendfreund, der vor vierzehn Tagen in der Ferne starb, schrieb auf seiner letzten Karte an mich diese Worte: „Jetzt können wir auch fliegen! Hurra!" Er war Heide (Atheist), und dieses letzte Wort Hurra! war ein Hohn und eine Drohung gegen den Himmel!

Jede Gabe Gottes wird von den Heiden aufgenommen als ein Sieg über Gott. Sie glauben selber die Erfindung zu machen und sie bauen noch immer an dem Babelturm, den sie leugnen, weil sie Lügengeister sind.

Als der fromme Franklin auf feuchtem Segelgarn den Blitz ableitete, bebte er und dankte Gott, dass er ihn nicht getötet. Aber als die gottlosen Physiker Benjamin nachahmen und den Blitz in die Flaschen des Laboratoriums aufsammeln wollten, wurden sie erschlagen. Man fabriziert allerdings heute noch Blitzableiter, aber sie helfen nicht immer, auch wenn die Leitung richtig ist.

Man denke nur: ein Mensch, der ein Geschenk erhält und zum Dank die Zunge ausstreckt! Jedesmal wenn Gott etwas schenkt, feiert die Wissenschaft, die gottlose, einen Triumph, das heisst, streckt die Zunge aus!

Das ist die Natur der Wissenschaft! Und es scheint, als sei es noch heute verboten, den Baum der Erkenntnis zu berühren, denn die Übertretung des Verbots ist immer von Undank und Fluch begleitet!

Ein seltener Gast machte mir seinen Besuch in den Tagen des Unglücks; ich wusste nicht warum, erfuhr es aber bald.

In der ersten Stunde ignorierte er mich und mein Unglück; erzählte, wie man seinen Geburtstag gefeiert, beschrieb die Geschenke, gab die Reden wieder. Ich stellte ihm in Rechnung, dass er mich nicht anrührte.

Dann aber begann er, beim Glas natürlich, zu schildern, wie glücklich er sei, umgeben von Weib und Kind, Freunden und was dazu gehört. Ein ländliches Idyll. „Du solltest hinaus kommen und es dir ansehen."

Das bedeutete: Gute Menschen (wie ich) haben es gut, böse böse; alle Armut ist selbstverschuldet; die eigene Kraft und das gute Herz schaffen ein Himmelreich um sich; die Menschen sind nicht schlecht; es kommt nur darauf an, wie man sie sieht . . .

Ich begann wirklich mich schlecht zu fühlen, und mir wurde übel zumut; ich fragte mich, ob sich die Sache wirklich so verhält; ob ich schlechter als er sei, da ich kein Glück um mich habe schaffen können.

Um etwas zu sagen und dem Gast angenehm zu sein, begann ich ohne Absicht von meinen Misèren zu sprechen; von seinen Erfolgen darf man ja nicht sprechen, weil das verletzt. Durch die Kontrastwirkung wurde er noch glücklicher; ich sah, dass er sich an meinen Misserfolgen weidete. Das verletzte mich; darum erzählte ich ihm von einer grossen Auszeichnung, die mir zuteil geworden. Da wurde er finster, antwortete nichts, sprang auf ein anderes Thema über und peinigte mich, indem er erzählte, „was er in einer Zeitung gelesen habe".

Das war sein Anliegen!

Ich wurde verstimmt, und auch um ihn zu bestrafen, schwieg ich. Schwieg, als wir vom Tisch aufstanden, schwieg die ganze Zeit. Folglich musste er sprechen.

Jetzt beginnt aber meine Verstimmung sich ihm mitzuteilen; er wird finster, und mitten in der Nacht, nach einer starken Mahlzeit und bei aufgehobenem Schlaf, wird er seiner Rolle müde, fällt er aus seiner Rolle. Jetzt wendet sich der Wind; meine Schwermut passt zu seiner, und um Mitternacht entblösst er sein ganzes Elend. Häusliche Sorgen tauchen auf; die wohlgearteten Kinder sind Taugenichtse; der Eidam ein halber Spitzbube; die Freunde treulos; und er selber ist ruiniert. Aber im letzten Augenblick muss er noch prahlen; als er die enorme Schuldsumme nennt, schaudert es ihn, aber sie imponiert ihm zugleich.

Mein Erstaunen und mein Mitleid muss er in meinem Gesicht gelesen haben; er bereut gleich seine vertrauliche Mitteilung; fühlt, dass er unterlegen ist, dass er sich an dem Tisch, an dem er mich hingerichtet, selber hingerichtet hat; und mit einer übermenschlichen Anstrengung nimmt er die fallengelassene Maske und die vergessene Rolle wieder auf.

— Es wird sich schon wieder klären, alles klärt sich; und Geldsorgen kann man tragen, wenn man nur Freude und Friede in seinem Haus hat und gute Freunde . . .

Als er ging, war er ebenso glücklich wie beim Kommen; und ich war ebenso unglücklich, so dass er mich beklagte.

Das war der grösste Autokomödiant, den ich getroffen habe.

Aber er spielte den glücklichen Menschen nur

aus Selbstliebe und dem Verlangen, andern zu zeigen, wie sie ihr Unglück verschuldet.

Warum er mich besuchte? Um prahlen, treten, seine Macht fühlen zu können. Kam er auch um sich zu beklagen? Nein, das war seine Absicht nicht; aber es geschah doch. Und ich, selber unglücklich, durfte einen Menschen glücklich machen.

DIE BÖSE TEILNAHME

In dieser dicken Luft von 79% Stickstoff, von Kohlensäure, Ammoniak, Rauch, Ausdünstungen, wandern die Menschen wie betäubt, in einem Halbschlummer, sich aber auch in einen seligen Rausch einlullend. Der Hälfte fehlt Bewusstsein, und zum Selbstbewusstsein erwachen höchst wenige. In Saus und Braus leben sie, kennen sich selber nicht, noch Zweck oder Ziel. Um aber wenigstens ihr Dasein zu fühlen und es zu geniessen, müssen sie Freiheit von Druck haben; und positiv wird der Genuss, wenn sie Druck ausüben, treten, herrschen können. Das gibt dem Dasein Gewicht: „Man fühlt, dass man lebt." Auch der geringste Tropf leistet sich dies Vergnügen, wenn ein Unglücklicher den Schmaus bezahlt. Unter dem Vorwand, einen zu beklagen, kommt er auf Besuch; und mit der Überlegenheit, die ihm eine schlechte Neuigkeit gibt, ist er sympathisch und herablassend. Selber im Glauben, über das Unglück erhaben zu sein (für den Augenblick), besitzt er wirklich etwas Überlegenes, das jedoch verletzt; und seine Teilnahme empfindet man, als setze sich einem ein Haken auf die Kehle. Er hat die Oberhand, das ist nicht zu leugnen, aber er hat einen aufrichtigen Zug von Wohlwollen; ist doch beklagen ein Gratisvergnügen; selber geschont zu sein, erregt ja eine gewisse Dankbarkeit gegen das Schicksal; und Dankbarkeit ist ein edles Gefühl, das den Inhaber adelt. Das Opfer kann nicht leugnen, dass Wohlwollen mitspielt; aber Bosheit und Machtgefühl überwiegen; das Mitleid bekommt einen Zug von Bosheit, die von der Maske der Teilnahme verborgen wird. Die schönste Art, Teilnahme zu zeigen, ist, sich stellen, als wisse man vom Unglück des andern nichts!

POSE UND GESTE

Ein Mensch, der während längerer Zeit Arbeiten für mich ausgeführt, den ich nur in meiner eigenen Gesellschaft getroffen, hatte sich mir angepasst und zeigte ein gleichmässiges, indifferentes Äussere. Ich merkte wohl, dass er manche Gedanken unterdrückte und oft mit Schweigen antwortete, während seine Lippen kleine Bewegungen machten, als spreche er mit sich selber. Sieben Jahre trafen wir uns auf dem neutralen Gebiet der Arbeit; da er damals von mir abhängig war, bekam ich ihn nie anders zu sehen als von meinem Gesichtspunkt. Ich hatte wohl zuweilen das Gefühl, dass er nicht der war, als den er sich zeigte; es ging mich aber nichts an, wer er war und was er dachte.

Da kam eines Abends ein Bekannter zu mir, während mein arbeitender Herr bei mir war. Zufällig entdeckten die beiden ein gemeinsames Interesse, eine Sympathie, und ihre Seelen trafen sich. Mein arbeitender Bekannter wurde sofort ein andrer Mensch, gesprächig, begeistert, interessant. Und ich entdeckte, dass er ein ganz anderer war, als ich zum Teil geglaubt; mit ganz andern Ansichten. Ich fragte mich, ob er jetzt eine Rolle gebe, sich dem Dritten anpasse; dachte aber sofort, dass er eher mir gegenüber eine Rolle gespielt; diese Annahme schien mir natürlicher zu sein. Aber ich war nicht sicher, ob er nicht uns beiden gegenüber gespielt, wie Menschen ohne Selbst tun.

Etwas später sass ich einen ganzen Monat lang für ein Porträt; ich musste in einem bestimmten Anzug und in einer ziemlich imponierenden Stellung posieren. Der Maler sah mich einen ganzen Monat posieren, in derselben Gebärde und derselben Stimmung, welche die Pose hervorrief. Am letzten Tag

kam ein mächtiger Mann auf Besuch, der für den Augenblick mein Schicksal in seiner Hand hatte. Ich unterhielt ihn eine Stunde, während mich der Maler mit fragenden Blicken betrachtete. Diese Blicke lenkten meine Aufmerksamkeit auf mich selber; als der Besuch ging, wurde es mir klar, dass ich durch Anpassung eine Rolle gegeben hatte, der ich mich schämte.

Swedenborg schreibt furchtbare Worte über die, welche „mit dem Himmel sprechen und mit der Hölle denken"; und ebenso über den Menschen, „der aus seinem Geist heraus denkt, wenn er allein ist; dagegen anders denkt, wenn er nicht allein ist".

So ist es wohl! Man sieht Menschen, die in der Einsamkeit schwermütig sind, heiter werden, wenn sie einen Menschen treffen. Gesellige Menschen sind düster in der Einsamkeit; um ihre Traurigkeit zu verbergen, gehen sie in Gesellschaft; die einen, um sich zu beklagen, die andern, um von etwas andern zu sprechen und zu vergessen.

Emerson behauptet sogar, die meisten Menschen sind andere, das heisst, nicht sie selber.

Darum ist die Beschuldigung wegen Falschheit so gewöhnlich: aber sicher ist, dass man sich selber verliert, wenn man das gesellige Leben missbraucht. Grosse Gesellschaften mit Personen, die einander gleichgültig oder feindlich sind, bekommen leicht das Aussehen von Gespensterkreisen, weil das gegenseitige Misstrauen so stark ist, dass man nicht weiss, welche Rolle man spielen soll.

KOSTÜM UND MASKE

Selbst Goethe bekennt gegen Ende seines langen Lebens dem jungen Eckermann, er sei, wie alle andern, gezwungen gewesen, dann und wann Rollen zu geben, ganz einfach, um leben zu können. Ansichten unterdrücken, kein Spielverderber sein, stille Vorbehalte, Ausflüchte machen, sich von der besten Seite zeigen, scheinbar Gutes von allen glauben. Ein langes Leben bringt die Gefahr mit sich, dass die vielen Rollen sich miteinander verwirren; wie wenn die Perücken und Kostüme des Schauspielers beim Umzug in Unordnung geraten. Die Persönlichkeit wird ein ganzes Kabinett von Wachsfiguren, die lebendige Gestalt annehmen; und man sieht sich wie den indischen Gott mit hundert Köpfen und Armen. Jetzt muss man den Schlafrock ablegen, den Frack anziehen und die Sterne wählen, wenn man welche hat. In dieser Gesellschaft heute abend muss man ein reservierter Gentleman sein, etwas melancholisch, weil man allbekannten Kummer gehabt hat. In einer andern Gesellschaft darf man keine Sterne tragen, sondern muss eine leichte Skepsis zeigen, etwas volkstümlich, um nicht zu verletzen. In einer dritten ist ein imponierendes überlegenes Wesen notwendig, um nicht den kürzeren zu ziehen. Wehe dem, der Kostüm und Maske nicht in Ordnung hat, sondern sich bei der Wahl irrt! Und wehe dem vor allem, der nicht in Gesellschaften gehen kann, weil er keine Rolle auswendig weiss! Er muss zu Hause sitzen!

Ich kann nicht verhehlen, dass Goethe vor Eckermann „sitzt“; wenn er auch eingesteht, dass er es tut!

Er kam, ausgeruht, stark, entschlossen, zu mir hinauf, nachdem ich den ganzen Vormittag höchst angestrengt gearbeitet hatte; wie aus dem Schlaf wurde ich gerissen, hatte keine Widerstandskraft, war wehrlos. Das hatte er sich ausgerechnet. Er hatte ein Papier bei sich und bat mich, es zu unterschreiben. Ich hatte jedoch noch Besinnung genug, um nein zu antworten. Aber er besass eine gewinnende Art, eine fliessende Zunge. Und er sprach:

— Es ist nur der Schadlosbürge, bei der ersten Erneuerung, und der dritte Mann muss sich noch finden.

Ich zögerte noch. Er sprach weiter:

— Siehst du, das Darlehn ist bereits verfallen; es handelt sich nur um Erneuerung . . .

In meinem müden Kopf und abwesenden Geist verwandelte sich diese gefährliche Mitteilung, die mich hätte abschrecken müssen, in etwas Beruhigendes. Ich schrieb meinen Namen und bürgte für mehr als tausend Kronen.

— Es ist *nur* Erneuerung!

Das heisst, es ist *nur* zu bezahlen, nachdem das Darlehn verzehrt und verzecht ist.

Die Folge? Ich wurde sein Knecht? Ich arbeitete wie ein Sträfling, um die Summe zusammen zu bringen, die der Taugenichts auf Reitbahn, Cafés und ähnlichen Orten vertan hatte. Wenn ich mich auch später damit tröstete, dass andere für mich hatten bezahlen müssen, und ihm deshalb verzieh, wurde ich doch das Gefühl nicht los, dass es ein Überfall in dunkelm Wald gewesen. Und dieser Mann war einer von denen, die *nicht* bezahlen *wollen*, auch wenn sie können. Er endete als geachteter Bürger, bekam Orden und Vertrauensposten und eine sehr schöne Todesrune.

Trotz dieser teuer erkauften Erfahrung ging ich, dreissig Jahre später, noch einmal in diese Schlinge; und da handelte es sich um einen viel grösseren Betrag. Bei der Arbeit überfallen, aus dem Schlaf geweckt, beim Glas überrascht (das ist die Methode des Bauernfängers) ward ich durch falsche Vorspiegelungen verlockt, ein Papier zu unterschreiben. Um nicht zu verlieren, unterschrieb ich Nummer zwei. Nummer zwei zog Nummer drei nach sich; es wurde eine arithmetische Reihe. Ich war wiederum Knecht, sein Knecht.

Rat: Hüte dich, einen Besuch anzunehmen, wenn du müde bist! Hüte dich, mit Leuten zu trinken, die nur ihr Glas anrühren, ohne es zu leeren!

Das letzte Mal, als ich meine Tür geschlossen hatte, schickte er einen Boten mit einem Wechsel, zu der Zeit, da ich, wie er wusste, meinen Mittagsschlaf hatte. Da aber erwachte ich und weigerte mich, denn ich wurde zornig. Das rettete mich damals! Ich hatte meine Tür geschlossen; er aber schickte einen Meuchelmörder, der mich im Schlaf überfallen sollte. So kam es mir wenigstens vor!

Lord Wilkins, der in seinen Schilderungen der eingebornen Bevölkerung der Goldküste die Schwächen des Naturkindes mehr zu erklären sucht als ihm zum Vorwurf macht, erzählt auf seine eigentümlich gutmütige Art von einem undankbaren Freund, indem er dessen Fehler durch Mangel an Erinnerung und Vernunft entschuldigt.

Bei seinem Aufenthalt in Winnebah wurde der Lord oft von Schwermut überfallen; das war eine Folge des Klimas und des Heimwehs. Mit dem Schullehrer und Organisten des Ortes, einem zur anglikanischen Kirche bekehrten Eingeborenen, schloss er eine Art Freundschaft, die von der musikalischen Begabung des Organisten genährt wurde. Der kam nämlich in das Haus des Lords und spielte der Gesellschaft vor. Seine Begabung war unbedeutend, aber es war jedenfalls Musik. Wenn der Lord von Dankbarkeit überfloss, erklärte der Eingeborne, die Dankbarkeit sei auf seiner Seite, weil er vor solchen Zuhörern spielen dürfe.

Eines Tages kam aus Loango ein Klaviervirtuose und liess sich in Winnebah nieder. Die Gesellschaft freute sich über die neue Eroberung und gab dem Lord einen Wink, statt des Eingebornen den Virtuosen einzuladen. Der Lord gab aber der Versuchung nicht nach, seinen Freund, den er in den einsamen Stunden der Schwermut gefunden, zu verabschieden: „er wollte nicht undankbar sein". Der Organist hatte bereits verraten, dass er auf den neu angekommenen Virtuosen eifersüchtig war; Sir William wollte also vorsichtig sein.

Es half aber nicht, denn der Organist grollte doch. Und eines Tages empfängt der Lord einen Brief von seinem eingeborenen Freund, in dem sich

dieser in aufgeregten und übertriebenen Ausdrücken über die Undankbarkeit des Lords beklagte und erklärte, er werde „nie mehr spielen vor seinem Saul“.

Statt die Gelegenheit zu benutzen und mit dem Virtuosen anzuknüpfen, suchte Sir William seinen Freund auf und sagte ihm dies:

— Du hast gewiss vergessen, dass ich mir das Vergnügen, den Virtuosen in meinem Heim zu hören, versagt habe, nur um dich nicht zu verletzen. Jetzt wirfst du mir vor — was? Und nun drohst du, mir nie wieder vorzuspielen! Ich brauche ja nur zu winken, so kommt der Virtuose! Aber warum tue ich es nicht, als Antwort auf deine Drohung?

Das verstand das Naturkind nicht. Es konnte nicht davon loskommen, dass der Lord undankbar gewesen; und es verstand nicht, wie man ein ausgebildetes Talent mit grossem Programm ihm mit seinen Krämerschen Etüden vorziehen konnte.

Das ist des Naturkindes Mangel an Gedächtnis, Verstand, Selbsterkenntnis! Seine Selbstverblendung war auch so gross, dass er sich überhaupt nicht vorstellen konnte, dass der Konkurrent existierte. Sprach man von dem Virtuosen, schwieg der Organist, rollte sich zusammen, erkannte den „andern“ nicht an, leugnete dessen Dasein, antwortete auf etwas anderes, schloss ihn aus dem Kreis seiner Erfahrung aus, sperrte seine Sinne für ihn ab.

Der Lord rächte sich nicht an dem undankbaren Subjektiven, sondern lud ihn wieder ein. Der aber war naiv genug, sich zuerst selten zu machen. Später kam er, stolz, verzeihend, überlegen, unentbehrlich:

— *Ich* verlasse niemals einen Freund, äusserte er vorwurfsvoll.

Damit deutete er an, er habe verziehen! und vergessen!

Es gibt Menschen ohne Selbst, die nur „in fremdem Namen" leben. Ich habe einen Bekannten, der mich hasst, nicht weil ich ihm hinderlich gewesen oder geschadet habe, sondern weil ich seine Freunde (die meine Feinde sind) nicht liebe; am meisten aber, weil ich seine Götter nicht verehren will. Er vergöttert Wagner, und das tue ich nicht. Er hat Wagner nicht entdeckt, aber er hat sich mit ihm identifiziert; er spricht in Wagners Namen; sieht aus, als habe er Wagners Opern geschrieben; und betrachtet uns als Todfeinde; vielleicht mit einem gewissen Recht, denn wenn wir Wagner stürzen könnten, würde sein Bewunderer in nichts zusammen fallen.

Ich habe einen anderen Bekannten, der meine Gesellschaft sucht, aber nur weil ich *seinen* Beethoven liebe. Ich hatte allerdings, da ich zehn Jahre älter bin, *meinen* Beethoven lange vor ihm; er aber glaubt ihn entdeckt zu haben, und ich empfange Beethoven aus seiner Hand.

Die meisten Feinde, die ich besitze, hassen mich meist in fremdem Namen. Sie haben nie gelesen, was ich geschrieben, aber sie haben von ihren Freunden „gehört" . . .

Diese Menschen ohne Selbst, die „einnehmen" statt zu denken, und ausbrechen statt zu sprechen, die sind immer mit Autoritäten bei der Hand, appellieren an Axiome, schlagen sich zum Ritter für ihre Ansichten, die nicht die ihrigen sind, aber ihnen Brot geben.

Ich traf in Paris einen unbedeutenden, farblosen, netten Kerl, der grosses Ansehen genoss, weil er zufällig „Zola kannte"; und das taten nicht viele. Als wir zusammen waren, sprach er nur von Zola, Zola; ihn selber aber fand ich nie. Er war nicht zu finden, existierte nicht!

Lord Wilkens erzählt in seinem berühmten Buch „Zehn Jahre in Sansibar" einen Zug aus dem Leben der Eingeborenen, aus dem hervorgeht, dass sie keine Selbsterkenntnis besitzen und dass es unmöglich ist, bei ihnen ein Gefühl von Schuld zu wecken.

„Eines Tages kam ein Eingeborener zu mir und erzählte mir mit geheimnisvoller Miene, er beabsichtige mir ein Haus zu bauen.

— Mir?

— Ja; Sie sollen es mieten.

Da ich wirklich eine Wohnung für längere Zeit nötig hatte, liess ich mich in Unterhandlungen ein.

— Haben Sie Kapital? war meine erste Frage.

Er schlug an seine Brusttasche und antwortete:

— Ich habe 75000 Schillinge.

— Haben Sie Konzession?

Ja, das hatte er auch.

Ich unterschrieb also den Vertrag für fünf Jahre, und damit begann mein Unglück.

Ich sah, wie das Fundament gelegt und Bauholz angeschleppt wurde. Dann ward es ganz still. Der Eingeborene kam zu mir und bat um ein Darlehn, weil er die Arbeiter ablohnen müsse.

— Sie hatten doch Kapital, antwortete ich.

Das war „draufgegangen", und „übrigens" hatte er es nie bekommen, weil der Kapitalist ein Abenteurer sei.

Dieses „übrigens" machte mich bedenklich; denn hatte er das Kapital nicht bekommen, so konnte es auch nicht draufgegangen sein. Doch gegen das Versprechen, dass die Arbeiter ihren Lohn bekommen würden, gab ich ihm den Vorschuss.

Die Arbeit wurde eine Zeit lang wieder aufgenommen.

Der Eingeborene kam wieder, und nun war Bauholz nötig. Da ich den Vorschuss nicht verlieren wollte, wurde ich beinahe gezwungen, einige Wechsel auf Bauholz zu akzeptieren. Der Eingeborene kam nach drei Wochen wieder und erklärte, er müsse die Maler bezahlen, wenn das Haus zum Winter fertig werden solle. Es war nichts anderes zu machen, als Geld zu geben.

Nach einiger Zeit verfielen die Wechsel, und ich musste sie einlösen. Nun wusste ich, mit wem ich es zu tun hatte, aber es war zu spät, mich zurückzuziehen. Er hatte den Strick um meinen Hals geworfen; sobald er daran zog, öffnete sich meine Börse. Am ersten Oktober musste ich die Miete bezahlen, obwohl das Haus nicht fertig war. Am ersten Januar musste ich auch die Miete bezahlen, ohne einziehen zu können. Ich weigerte mich zuerst; da aber drohte er, an einen andern zu vermieten und mich hinauszuwerfen. Weil die Richter des Dorfes aus Schwarzen bestanden, so hatte mein Henker das Recht auf seiner Seite.

Die Arbeit stockte wieder. Als ich einen Steinsetzer fragte, warum die Arbeit still stehe, antwortete er, sie hätten ihren Lohn nicht bekommen. Ich war so unvorsichtig, ihm mitzuteilen, dass ich Geld zur Ablohnung hergegeben.

Aufruhr und Panik!

Dabei kam an den Tag: das Bauholz war nicht bezahlt, und die Wechsel waren zu etwas anderem verwandt (Juwelen für eine Dame, glaubte einer); auch die Maler hatten ihren Lohn nicht voll erhalten. Nun hätte mein Baumeister eingesteckt werden sollen, aber es kam anders.

Abgesandte des schwarzen Rathauses kamen zu

mir und erklärten, der Baumeister sei ein durchaus ehrlicher Kerl; einige bestochene Arbeiter bezeugten das. Als ich protestierte, drohte man mir mit einer Anklage wegen Beleidigung, denn „ich habe ihn einen Dieb genannt".

— Das habe ich nie getan, wandte ich ein.

— Nein, aber das folgt aus Ihrer Verleumdung.

— Ich habe ihn nicht verleumdet.

— Doch, Sie haben einen Steinsetzer gefragt, ob er bezahlt worden ist.

— Das ist keine Verleumdung.

— Doch, es wurde zur Verleumdung, als Sie durch Ihre tückische Frage die Lage entblössten.

— Was für eine Lage?

Eine Pause entstand; dann versprachen die Eingeborenen, mir eine Aufstellung zu schicken, die zwei Advokaten aufsetzen und aus der hervorgehen würde, dass ich dem Baumeister unrecht getan.

Da ich wusste, wie geschickt sie waren, Aufstellungen zu machen und Rechnungen zu legen, schüttelte ich den Staub von meinen Füssen, indem ich Vorschuss, eingelöste Wechsel und zwei Vierteljahre Miete im Stich liess.

— Er ist geflüchtet, hiess es.

Da verklagte ich den Baumeister. Er wurde natürlich freigesprochen und reingewaschen, während ich als Schwindler entlarvt wurde.

Acht Tage später erhielt ich einen Brief von dem edelmütigen Baumeister. In dem verzeiht er mir, aber nur aus besonderer Hochachtung vor meiner „guten Art". Dass ich auf Klatsch und Verleumdung gehört, schrieb er der herrschenden Hitze und dem Klima zu, das ich nicht vertrage. Er schloss seinen liebenswürdigen Brief:

„Wenn es ein anderer gewesen wäre, hätte ich

ihm gesagt: Schämen sie sich! und ihn aufs Maul geschlagen.

Ehrerbietig

Jim Pongo."

Das Wort „Ehrerbietig" versöhnte mich mit einem der grössten Selbstbetrüger, die ich je getroffen habe. Betrüger wage ich nicht zu schreiben, denn dann kann ich noch einmal verklagt werden."

DIE GROSSE VERACHTUNG

Der Ausdruck stammt ja von Nietzsche und enthält, daran ist nichts zu ändern, eine furchtbare Entdeckung. Es handelt sich nicht um die kleine Verachtung, die alle Tage vorkommt, sondern die grosse grenzenlose, die ein verächtlicher Mensch einflösst, wenn er einen Verständigen behandelt, als sei der ein Narr. Die grosse Verachtung ist human; die rächt nicht, sondern nimmt hin, schweigt, geht weiter. Die grosse Verachtung schämt sich im Namen der ganzen Menscheit über die Schamlosigkeit eines Buben; schämt sich, einen Betrüger ins Angesicht zu entlarven, weil sie nicht ansehen kann, wie ein Mensch sich schämt; verzeiht und sucht zu vergessen; richtet im Innern auf und erklärt die Sache fort, radiert sie aus . . .

Lord Wilkins erzählt mehrere Züge von den Naturvölkern um Loango. Diese glauben sehr schlau zu sein, obwohl sie die einfältigsten von allen Wilden Afrikas sind.

„Der Sohn eines unteren Beamten kam eines Tages zu mir, um mich für eine Gesellschaft zu pressen, die einen Dampfer auf den Fluss bringen wollte. Ich fragte, ob er Kapital habe. Er antwortete, er habe einen Kapitalisten, der das halbe Dorf besitze und achtzigtausend Piaster vorstrecken wolle.

— Komm mit der Hypothek! antwortete ich, dann ist die Sache klar.

Er ging. Ich schlug im Steuerverzeichnis nach und fand, dass der Kapitalist keine zwei Heller besass.

Der Mann kam wieder.

— Nun, sagte ich.

— Ja, ich habe . . .

— Das Geld?

— Ja, die Hypothek! Ich habe die achtzigtausend in der Tasche.

Ich sah, dass er log; ich brauchte nur zu verlangen, dass er die Papiere vorlegen solle! Aber ich schämte mich in seinem Namen so, dass ich schwieg.

Mein Schweigen beunruhigte ihn; er machte eine Volte, überfiel mich mit Vorwürfen im voraus und fragte, ob ich mein „Versprechen nicht halten wolle".

Diese grenzenlose Frechheit, auch noch mein Versprechen stehlen zu wollen, das ja seine achtzigtausend voraussetzte, liess mich vor Scham erröten; ich verstummte und fragte mich, ob ich mich irren könne. Wir rauchten eine Zigarre, sprachen vom Dampfer. Indem ich mich in seinen Gedankengang versetzte, war ich nahe daran, an den Dampfer zu glauben.

An diesem Tage ging ich zum Sheriff, der mir bestätigte, dass der Kapitalist arm war.

Ich begnügte mich damit, für den Schlingel nicht zu Hause zu sein, während er mit dem von mir gestohlenen Versprechen in der Kolonie herumging, um Geld zu leihen. Ich wollte weder noch wagte ich das Geschäft zu berühren, denn der Schlingel war ein geachter Mann, dessen Vater in der Kämmerei als Baillif sass.

Jetzt wird die Geschichte etwas verwickelt. Mit dem Vater hatte ich vor zehn Jahren zu tun gehabt. Die Verwaltung hatte mir nämlich einen Vorschuss auf die Arbeit gezahlt, die ich geliefert; da man aber die Arbeit nicht benutzte, gab ich den Vorschuss zurück, als fünf Jahre vergangen waren. Als ich sechs Jahre später, bei einem Gespräch mit dem Solicitor der Kolonie, den zurückgezahlten Vorschuss, der sich auf vierhundert Piaster belief, zufällig er-

wähnte, sagte der, die Summe sei in den Büchern nicht eingetragen; er wolle die Sache untersuchen.

Einige Zeit verging; inzwischen hatte ich wieder mit dem Sohn zu tun, dem Schlingel mit dem Dampfer. Dieser war mir die Provison beim Verkauf von Pelzwaren schuldig geworden; ich wusste aber nicht, wie hoch der Betrag war. Eines Tages kommt der Sohn zu mir, und will, zu meinem grossen Erstaunen, die Provision bezahlen. Er sah geheimnisvoll aus; betrachtete mich, wie man einen Dummkopf betrachtet. Alle Schwarzen halten nämlich die Weissen für Dummköpfe, weil „sie sich anführen lassen."

Ich wandte ein, es eile mit der Provision nicht, da sie wohl nicht so bedeutend sei. Er stotterte etwas und spielte mit den Scheinen, die ihn zu brennen schienen. Es wurde ihm recht schwer, sie herzugeben; doch wollte er sie gern los sein. Ich sah seinen Kampf, verstand den aber nicht.

Schliesslich murmelte er:

— Aber es sind vierhundert Piaster!

Nun verstand ich. Diese fatale Ziffer klärte mich darüber auf, dass dies des Vaters, des Registrators, einzige Art war, unrecht erworbenes Gut zurückzugeben.

Ich dankte, begann nachzudenken, aber der Würfel drehte sich im Becher, denn er fügte hinzu:

— Die Provision macht lange nicht vierhundert; aber nehmen Sie dies als Vorschuss auf künftige Lieferungen.

— Binden tue ich mich nicht, antwortete ich, bereits in seinem Gedankennetz.

— Dann als Provision! antwortete er und gab mir die Summe.

Als er gegangen war, summierte ich die unerhörte Betrügerei. Der Vater gab mir mein Geld

zurück; damit sollte die Provision des Sohnes bezahlt und ich zugleich für künftige Lieferung verpflichtet werden.

Ich schwieg, denn ich schämte mich; besonders, da der Vater Baillif unmittelbar darauf abging und den belgischen Leopoldorden erhielt.

Eine Woche später hatte der Sohn die Stirn, wieder zu kommen. Er bat mich, ihm vierhundert Piaster zu leihen; ich wusste, ich würde sie nie wieder bekommen. Diese Schamlosigkeit, das Geld unter dieser Form zurückhaben zu wollen, mein Geld, dreimal mein Geld, kam mir so köstlich vor, dass ich ihm die Summe gab. Als er sie aber eingesteckt hatte, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, ihm einen Klaps zu geben.

— Ich dachte nicht auszugleichen, sagte ich.

— Gegen was?

In dieser Antwort leugnete er die Provisionsschuld. Da ich einen Rückfall der Malaria durchmachte und etwas nervös war, verlor ich die Geduld und sagte ihm alles.

Er hörte zu, als wenn es ihn nichts anginge; als ich aber schloss: Ihr habt mich nicht anführen können! geriet er in Wut.

Dass er mich nämlich nicht hatte anführen können, verletzte ihn tödlich, denn das ging ihm an die Ehre. Er schien seine Zunge einen Augenblick an den Zähnen zu schleifen, und dann stach er:

— Sie sind der falscheste Mensch, den ich in meinem Leben getroffen habe!

Ich protestierte. Er aber fuhr fort:

— Warum haben Sie mich nicht verklagt? Verachten Sie mich so tief?

— Ja, antwortete ich, so tief!

Das ist „die grosse Verachtung"; die Alten nannten es Ironie, Eironeia.

Er ging. Grämte sich eine Zeit lang, magerte ab, aber nur weil er mich nicht hatte anführen können. Und im Dorf nannte er mich einen Schurken — weil er mich nicht hatte prellen können!“

Die Theosophen sagen, die Kinder leben auf der Astralebene bis zum Zahnwechsel (7.—8. Jahr). Das bedeutet, das Kind lebt noch in der Erinnerung an und in Verbindung mit dem Oberen. Ein artiges Kind entspricht wirklich Swedenborgs Schilderung von den Menschen in bessern Welten und besitzt alle ihre Tugenden. Sie sind treuherzig, unschuldig, dankbar, zärtlich, naiv; sie kennen keine Verstellung; sie wissen nichts von Bosheit und Lüge; sind wie geschützt gegen böse Einflüsse, die sie weder sehen noch verstehen.

Dann aber kommt es! Die Flegeljahre: da gleichen sie Vögeln oder jungen Hunden; sind unstet, unaufmerksam, zynisch, skeptisch. Mehr Tier als Mensch!

Und diesem abstrakten Begriff Jugend dichtet man Illusionen an: edlen Ehrgeiz, hohes Streben, Aufopferung! All das ist nicht vorhanden; besonders nicht Glaube.

Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich, mit welcher Grausamkeit man von einem Lehrer sprach; man nannte ihn Falschmünzer und sagte, er sei in Amerika gewesen und habe falsche Münzen gemacht. Das war in der dritten Klasse (von unten). Alle Lehrer erhalten Schimpfnamen. Jedes Dichten und Trachten geht darauf hinaus, sie anzuführen, oft sie zu quälen, zum Beispiel durch Zeichnungen auf der Tafel. Und zwar am meisten den gutmütigen, treuherzigen, dem man sich gewachsen fühlt.

Wenn man an den Studenten denkt, scheint dessen Skepsis die eines alten Philosophen zu sein. In seinen Theateraufführungen sind alle Begriffe auf den Kopf gestellt, wird nichts respektiert. Seine Karnevalspossen höhnen das Verdienst, ziehen das

Hohe herab, verherrlichen den Idioten; und zwar mit einer weltklugen Berechnung, denen, welche die Macht besitzen, welche prüfen und belohnen, zu gefallen.

Ich erinnere mich an 1870! Wie zwei Kameraden, die Geistliche werden wollten, über die hebräischen Buchstaben fluchten; wie zynisch sie das Alte Testament zitierten; aber die Vorlesungen besuchten sie, um sich zu zeigen, und zwar auf der ersten Bank. Ich erinnere mich, wie die, welche Poesie übten, abgelegene Gassen gingen, um sich vor den Spöttern zu verbergen; wie höhere Interessen für entehrend galten. Wurden Schauspiele aufgeführt, so waren sie aus den „Fliegenden Blättern“ genommen; der Karneval war Zirkus; des Frühlings Wiederkehr wurde mit Varieté und „Tänzerinnen“ aus Stockholm gefeiert. Bei der Doktorpromotion sah man, mitten im Sonnenschein des Mainachmittages, im Botanischen Garten, wie eine Mutter oder Schwester dem Lorbeergekrönten die Stirn hielt. Ein Professor sass auf der Treppe des Eisenbahnwagens und war „krank“ . . .

Das waren die Kehrseiten, kann man sagen. Ja, aber die Vorderseite, die schönen Reden, die so aufrichtig waren, dass sie gleich darauf parodiert wurden?

Aber sind die Älteren besser? Vielleicht nicht! Also einander wert. Dann verdient die Jugend aber keinen besondern Toast, den der Mann nicht verlangt und den der Greis nicht erhält. Und die Träume der Jugend, wenn sie vorhanden sind, sind nicht so besonders. Ihr Kummer ist, nicht alt zu sein; und ihre Hoffnung ist, „alt zu werden“; das heisst, Brot, Stellung, Weib, Macht zu bekommen.

Abstraktionen, Begriffe, alles, die Jugend eingeschlossen!

SÜNDENFALL UND ERBSÜNDE

In diesen Zeiten der Affenmoral ist es modern geworden, die satisfactio vicaria in Erblichkeit zu verwandeln. Man schob die Schuld auf die Eltern, am meisten natürlich auf den Vater. Wenn aber der Vater lebte, schob er die Schuld auf seinen Vater, und so kam man zurück zu den ersten Eltern. Das ist ja ganz wie die Lehre der Bibel von Sündenfall und Erbsünde; müsste also unsere Religionslehre bestätigen; das aber darf nicht sein.

Das ist die Erblichkeit. Aber von wem ging sie aus? Wer begann? Da sich heute jeder erblich belastet fühlt mit bösen Trieben und Krankheitskeimen, und alle Vorgänger dasselbe gefühlt haben, bleibt nur übrig, die ersten Eltern zu beschuldigen.

Wie soll man denn von der Schuld, dem Schuldgefühl, den bösen Trieben los kommen?

Christus antwortet einfacher darauf als die Theologen, welche das Gnadenwerk als einen Prüfungskursus hinstellen. „Heute sollst du mit mir im Paradiese sein", sagte Christus zu dem Räuber, der bekannte, dass er für seine bösen Taten litt; das sagte er aber nicht zu dem andern, der ihn verhöhnte.

Im allgemeinen muss man seine Weisheit direkt aus den Evangelien holen, denn die sind einfacher, grösser, göttlicher. Die Erbauungsschriften sind wie die höhere Mathematik, unrein, verwickelt, und darum mit menschlichen Schwächen behaftet.

Die religiöse Weisheit der alten Griechen scheint oft aus derselben Quelle geholt zu sein, wie die Israels und unsere, aber durch Anwendung beschmutzt und verdreht worden zu sein. Die Eva des Alten Testaments wurde urprünglich dem Mann zur Hilfe und Freude in der Einsamkeit erschaffen. Nach dem Sündenfall aber wandte sich das Blatt.

Bei den Griechen wurde Pandora sofort zur Strafe geschaffen: als die Menschen sich gegen Zeus empörten und ihm nicht gehorchen wollten, mussten sie dem Weib gehorchen. Der Mann war von Anfang an ein Gleichnis, aus Ton geschaffen; dem aber wollte Prometheus göttliches Leben geben; darum stahl er Feuer (Geist) vom Himmel. Als dann der vervollkommnete Mann im Gefühl seiner Natur als Halbgott sich empörte, befahl Zeus dem Vulkan, aus Schlamm ein Weib zu machen, also ein neues Scheinbild, das von allen Göttern mit Liebreiz, Redefertigkeit usw. begabt wurde.

Der Mann wurde nun der Sklave seiner persönlich gewordenen Begierde, und er musste gehorchen lernen. Die grössten Herrscher und Tyrannen, Caesar, Antonius, Napoleon haben vor ihren Scheinbildern aus schönem Schlamm gekrochen; und selbst der Sultan hat im Harem weinen müssen, weil seine Liebe nicht beantwortet wurde, obwohl er über Leben und Leib der Schönen herrschte. Swedenborg gibt dem grössten der Tyrannen, Carl XII., auf der anderen Seite, eine Herrin, die ihn bis zur tiefsten Erniedrigung bringt. („Diarium Spirituale.") „Da du der Stimme deines Weibes gehorcht hast", und nicht meiner, so sollst du ihr statt dessen gehorchen! Nur wer durch Gehorsam gegen Gott „in Gottes Augen angenehm ist", entgeht ihr. Das ist die einzige Art! Probatum est!

Der Persönlichkeitskomplex kann mit einer Mutterlauge verglichen werden, die bei Destillation verschiedene Präparate gibt, wenn man bei verschiedenen Temperaturen das Experiment unterbricht. Bei niedrigster Temperatur kommen nur Gase und Wasser, wenn ich Steinkohlenteer destilliere; dann kommt stechendes Ammoniak; dann Benzol, das nach Hyazinthen duftet; bei höherer Temperatur Cymol, das ist das ätherische Öl des heilsam duftenden Cymins; und schliesslich Anilin, das ist der Wohlgeruch des Mandelbaums; und Anilin ist mit dem Licht verwandt, denn es gibt alle Farben des Regenbogens, aber in einer unendlichen Anzahl Brechungen.

Das ist nur Teer, aber zugleich hundert verschiedene Stoffe. Ich bin nur Teer oder Erdpech; kannst du mich aber wärmen, so werde ich, wozu du mich machst! Der eine kann mich nur zu hundert Grad erwärmen, und dann bin ich reines Wasser für ihn; ein andrer erhitzt mich zu zweihundert Grad, und dann werde ich eine Hyazinthe; es gibt nur einen, der mich in einen Mandelbaum verwandelt, aber der sieht auch alle Farben, die es gibt, und noch mehr!

Nun fragt, wer nur Ammoniak bekam: kann man Feigen von Disteln ernten? Ja, man kann aus Heringslake Hyazinthen bekommen und Rosen aus Leichen. Aber man muss sich darauf verstehen! Und man muss die Temperatur bezahlen!

— Er ist der ehrlichste Mensch, den ich kenne; er gibt lieber zu viel als zu wenig; und wenn er aus Irrtum einen Überschuss in der Kasse ausrechnet, schenkt er den den Armen.

— Der? Ich weiss, dass er vor zehn Jahren beinahe ins Gefängnis gekommen wäre!

— Vor zehn Jahren kannte ich ihn nicht; und von jener Person ist kein Atom mehr vorhanden. Ich weiss, dass er durchaus ehrlich ist.

— Aber ich habe dir doch gesagt . . .

— Ich bezweifle nicht deine Angabe; aber wir kennen dann nicht denselben Menschen; den ich kenne..

— Du verstehst nicht . . .

— Doch, ich verstehe; aber wenn er für seinen Fehltritt gelitten, sich geändert hat, so ist er ein neuer Mensch geworden; und nur den kenne ich! Punktum.

— Es ist merkwürdig, welchen Eindruck von Solidität, Ernst, Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit X macht; von seiner grossen Menschenfreundlichkeit ganz zu schweigen. Aber er hat mich auch während unseres langen Verkehrs niemals verletzt, indem er auf Niedriges zu sprechen kam; im Gegenteil macht er ein strenges Gesicht, wenn ein Zynismus fällt.

— Der Heuchler! Er ist allerdings Junggeselle, aber das Leben, das er führt . . .

— Er?

— Ja!

— Das ist unglaublich! Wenn es aber so ist, ist es dann nicht hübsch, dass er verbirgt, worüber er sich schämt; und dass er uns mit Schilderungen aus seinem niedrigen Leben verschont? Wenn wir von unsern allerniedrigsten Verrichtungen sprechen wollten . . .

KARMA

Die Theosophen meinen mit Karma teils das Schicksal eines Menschen, teils seine Aufgabe im Leben. Unter Schicksal ist zu verstehen: das Pensum, das der Mensch durchmachen soll als Busse für eine unbekannte Vergangenheit; unter Aufgabe ist wohl zu verstehen, dass er gegen seinen Willen dazu gezwungen wird. Die Erfahrungen von sechzig Jahren veranlassen mich, an diese Vermutung zu glauben.

Ich habe Menschen einander peinigen sehen, mit einer schicksalhaften Notwendigkeit, und so widerwillig, dass sie unter dem Zwang gelitten und geweint haben. Eine kleine Hand legt sich schwer auf das Leben eines Mannes; aber das Weiblein vergiesst Tränen, beklagt ihr Opfer, tröstet und liebkost es. Doch sie muss ihr strafendes Werk fortsetzen. Sie fühlt keine Reue, nur Schmerz; sie findet ihr Peinigen sich selber so wenig ähnlich, betrachtet sich selbst beinahe als eine andere Person; und sie bezieht die Schelte des Opfers nicht auf sich. Der starke Mann, der gepeinigt wird, hat auch die Empfindung, als komme die Plage nicht von ihr; er kann kaum auf sie zornig werden, sondern fühlt die Hand des Allmächtigen schwer auf sich ruhen. Er kann die kleine Hand küssen, die ihn schlagen muss; er kann seine Henkerin beklagen, die zu dieser schrecklichen Rolle verurteilt ist, die sie nicht kleidet.

Er fragt: Warum geisselst du mich, deinen einzigen besten Freund auf Erden, der nur dein Bestes will?

Sie antwortet: Ich weiss nicht! Aber ich habe keinen Menschen so gequält wie dich!

Und dann weint sie! Über ihr menschliches Schicksal!

O holde Geissel! sang er in der Schlangengrube.

Ich sah vor langer, langer Zeit ein junges Mädchen, deren Augen nur aus Blicken bestanden, die nicht die Erde ansahen; es war eine Art Schönheit, die eine Wohnung erleuchtet, wenn sie sie betritt; Menschen bleiben auf der Strasse stehen, über den Anblick betroffen; kein junger Mann wagt sich ihr zu nähern aus Erfurcht und Beben; niemand wagt um sie zu freien: „das wäre zuviel".

Sie hatte einen dunkeln Vater, mit einem dunkeln Ruf, mit einer von schwarzem Horn eingefassten Brille; sie hatte zwei dunkle Brüder mit schlechtem Karma; sie wuchs auf in einer dunkeln Gasse der Stadt.

Dann kam der reiche Freier! Sein Äusseres war nicht vorteilhaft, im Gegenteil! Sie wurde nicht vom Reichtum in Versuchung geführt, auch nicht von den Eigenschaften des Mannes, denn sie machte es wie Ophelia, sie dachte nichts. Sie träumte allerdings etwas helleres im Leben als die Gasse der Stadt, wagte es aber nicht zu wünschen!

Es endete damit, dass sie den Freier nahm, nicht um reich zu werden, nicht seiner Stellung wegen, denn er war Kaufmann und hatte einen Laden. Der Vater wurde vom Ruin gerettet; und für die Brüder musste sie ihr ganzes Leben lang ihr Nadelgeld opfern; aus der Stadtgasse kam sie nicht heraus.

— Um deinen Vater zu retten, hast du dich verkauft? fragte eine Freundin sie.

— Nein, antwortete die Märtyrerin, ich habe nicht an ihn gedacht; ich folgte nur einem Zwang, der unwiderstehlich war.

Nach zwanzig Jahren sah ich sie wieder. Noch ebenso jung, ebenso schön. Nun aber war der Mann ganz sicher geworden, und er liess sie zum erstenmal in die Gesellschaft. Dort traf sie einen bedeutenden Mann von Ansehen und Einfluss. Der

kommt auf die, wie er glaubt, lobenswerte Idee, die Schöne von dem Tier zu befreien, vielleicht ohne an eignen Vorteil zu denken.

Das Werk der Befreiung nahm ein schnelles Ende. Der Befreier wurde zuerst ruiniert, in gefährliche Angelegenheiten verwickelt und schliesslich auf einer Reise totgeschlagen; alles innerhalb Jahr und Tag.

So gefährlich ist es, an das Schicksal eines Menschen zu rühren, wenn auch in lobenswerter Absicht; und besonders ist das der Fall, wenn man Gatten trennen will.

Die Ehe, hiess es, sollte im Himmel gestiftet sein; darüber lachten wir, denn wir fanden, sie sei meistens in der Hölle gestiftet! Aber wenn wir mit dem Himmel die Orte meinen, von denen unser Schicksal gelenkt wird, dann liegt die Wahrheit wohl dort, oder an beiden Stellen.

Aber ich habe auch Menschen gesehen, die waren wie dazu geboren, andern zu dienen; und sie haben es gutwillig getan, ohne Lohn, gegen Undank, sogar für Schläge

Vor fünfzig Jahren sah ich eine Freundschaft zwischen zwei jungen Männern entstehen. Sie schlugen die selbe Laufbahn ein, waren Kameraden, konnten sich nicht trennen, neckten sich, aber wohnten zusammen. Der dienende Bruder war solider und besass Begabung; war ein besserer Mensch als der Freund, der die Dienste hinnahm. Und der empfangende Teil behandelte immer den wertvollen Freund etwas spöttisch, denn er war selber ein Geck, jedoch mit ziemlich grossem Ernst im Praktischen.

Dann verheiratete sich der Geck! Der dienende Freund war nötig, um ein überflüssiges Zimmer abzumieten. So ward er Mitglied der Familie, Freund

des Hauses, in des Wortes allerschönster Bedeutung. Fünfunddreissig Jahre lang diente er ohne Lohn; sah Kinder geboren werden und aufwachsen; half in der Stunde der Not; ward ein unverheirateter Onkel für die Kinder, eine Stütze für die Alten. Einmal verlor er sein ererbtes und erspartes Vermögen an den Freund.

Da starb die Frau des Hauses, die Kinder flogen aus und die alten Freunde sassen wieder allein zusammen, spielten wie früher Klavier und sangen die Duette ihrer Jugend.

Hatte er die Frau in seinem Herzen geliebt? Das fragte niemand; niemand glaubte es; ich habe es nie geglaubt, glaube es noch nicht. Wenn es aber so war, hielt er es so heilig, dass sein reinstes Gefühl vor Blicken und Worten der Welt geschützt war. Ich kannte ihn; er war eine herzensreine Natur, ein guter Mensch, der sich nie verheiratete, obgleich er die Mittel dazu hatte. Er dachte über sein Verhältnis nicht nach, lebte für den Freund und dessen Familie; er muss es als sein Schicksal genommen haben.

Er war keine Sklavennatur; ich habe ihn einmal zornig werden sehen; er sah gut aus und hielt sich die Leute vom Leibe; das war es also nicht!

Mit fünfzig Jahren verheiratete der Freund sich wieder. Elf Monate später wohnte der dienende Bruder bei den Neuvermählten. Einige Jahre später starb der verheiratete Freund, und der Uneigennützige sprach am Grabe; trauerte ein Jahr. Dann tat er sich mit einigen andern Jugendfreunden zusammen und mietete sich in deren Haus ein. Dort half er, jetzt alter Rentier, mit Rat und Tat, natürlich ohne Lohn; er ist unentbehrlich; im Sommer segelt er mit ihnen, aber er muss immer die Fock besorgen.

Darüber lächelt man heute und ich habe es auch getan; aber ich habe es bereut. Ich weiss, er *konnte* das Ruder führen, aber er besorgte die Fock, um den andern eine Freude zu machen; oder weil er dunkel fühlte, es müsse so sein, obwohl er in allem der Überlegene war.

Wenn er stirbt, was nicht mehr sehr lange dauern kann, werde ich für mich sagen: „Du guter und getreuer Knecht . . .“

Ich habe aber auch von einem Mann gehört, der eine dunkle Empfindung davon gehabt hatte, dass es seine Pflicht sei, einem andern zu dienen und sich von ihm misshandeln zu lassen. Wenn man sich über das Verhältnis aufhielt und den Unterdrückten fragte, mit dem sonst durchaus nicht zu spassen war:

— Wie kannst du dich von dem Schlingel so behandeln lassen?

— Das ist mein Karma, antwortete der, der etwas Theosoph war; ich habe ihm früher einmal Böses getan, und bin nun sein Knecht!

Ich schliesse mit einem Wort des Vorbehalts. Die Theosophen gestehen, dass von der andern Seite hochstehende Wesen gutwillig herniedersteigen, um den Menschen zu helfen, indem sie sie führen und für ihre Schuld leiden. Es soll also hier auf Erden unverschuldetes Leiden geben! Es sieht auch so aus, denn ich habe Menschen für fremde Fehler leiden sehen; unmenschliche Qualen, aber eine kurze Zeit; dann waren sie wieder heiter. Sie wurden in die schrecklichsten Geschichten hineingezogen, kamen ohne Schaden wieder heraus, fühlten keine Schuld. Und je mehr sie litten, desto schöner wurden sie. Es konnte ihnen nichts anhaben!

Das ist ein erbaulicher Gedanke, und er kann formuliert werden mit „Christus im Menschen“; das heisst: viele Menschen folgen Christi Beispiel und leiden für die Menschheit.

Aber wohl muss man sich merken: Karma ist nicht Nemesis, mit der es oft verwechselt wird!

Das Fatum des Orientalen stammt aus demselben Gefühl wie Karma; und sie haben recht, wenn sie es „unvermeidlich“ nennen; aber unrecht, wenn sie das Schicksal blind heissen. Das Auge des Weltenlenkers ist nicht blind.

GIB DIR SELBER UNRECHT

Sich selber unrecht geben, ist eine Methode, die ich oft Menschen gegenüber erprobt habe. Eine Zeitlang geht es gut; man fühlt einen gewissen Frieden und man wird beliebt, jedoch mit einer gewissen Geringschätzung; man wird auch ausgebeutet, um nicht zu sagen geprellt. Das betrachtet man als Preis für die Sympathien, die man gewinnt; und es ist warm um einen in dieser kalten Welt, wenn man keine Feinde hat.

Dann aber kommen die Unannehmlichkeiten! Wenn man rechtschaffen ist und den Ungerechten recht gibt, wird man Heuchler oder sogar Gesetzverdreher; unsere Person wird so unterdrückt und niedergetreten, dass sie verschwindet; und das Schlimmste ist, dass man die andern so verwöhnt, dass sie in ihren falschen Vorstellungen fortfahren und sie mir aufnötigen. Gleichzeitig kommt eine Schlaffheit in ihrer Moral auf; sie glauben, es sei alles zu verzeihen, weil man alles versteht. Man verzeiht jedoch am meisten, wo das Interesse einem gebietet, ein Auge zuzumachen; geht es aber einem an Leib und Ehre, so fällt es einem schwerer, das Motiv zu der verbrecherischen Handlung zu „verstehen".

Kierkegaard hat über das „Erbauliche, Gott gegenüber immer unrecht zu haben", geschrieben. Das begreife ich, denn wir kennen Gottes geheime Ratschläge nicht, gegen die wir vorwitzig opponieren, auch wenn sie unser Bestes wollen.

Sein Unrecht gegen Menschen bekennen, wenn man unrecht hat, ist gut und erbaulich; aber sich immer unrecht geben, ist bedenklich, für beide Teile. „Widersteh dem Bösen!" heisst es. Doch, überwinde das Böse mit dem Guten.

GUT VON EINEM SPRECHEN UND SCHLECHT VON EINEM SPRECHEN

Neulich starb ein Mann, ein sehr reicher, der mir in meiner Jugend eine gelegentliche Hilfe geleistet hatte: für ihn war sie nicht gross, aber für mich. Das Leben eilte dahin, und ich war nicht undankbar, bezahlte vielleicht die Schuld mit Hilfe, die ich andern leistete. Als der Mann starb, schickte ich einen Kranz. Am Begräbnistag sass ich mit einem Bekannten zusammen und sprach gut über den Verstorbenen. Ich zählte seine Verdienste auf; wie er sich durch Umsicht und Sparsamkeit in die Höhe gearbeitet; wie er einem Verwandten zu einer Zukunft verholfen; und wie dieser Verwandte das mit Undank gelohnt.

Wir überboten uns und hatten schliesslich ein wirklich schönes Standbild auf dem Grab des Verstorbenen errichtet. Wir fühlten uns als bessere Menschen; was man ja immer tut, wenn man recht aus dem Herzen gut von jemandem spricht.

Am Tag darauf kam ein Verwandter zu mir. Ich begann wieder das Loblied auf den Verstorbenen, wurde aber unterbrochen:

— Ach der! Ich habe neulich das Besitztum einer Witwe aus seinen Klauen gerettet. Er war im Begriff, ihr das Haus abzulocken, indem er ihr vorspiegelte, die Hypothek decke die Schuld nicht, obwohl ein Überschuss vorhanden war!!!

Das war für den Augenblick schrecklich. Ich wollte es zu erklären suchen... Nein, da war nicht zu zweifeln; und ich war dabei, eine schlechte Handlung zu verteidigen.

Was ich dann tat? Ich strich das letzte aus und behielt das erste im Gedächtnis; war aber wohl schwach genug, einen Augenblick den garstigen Ge-

danken zu denken: man muss vorsichtig sein, wenn man einen Menschen lobt!

Das war hässlich gedacht, denn es war nur die feige Furcht, unrecht zu bekommen, die den Gedanken diktierte.

Später habe ich etwas anderes erlebt, das mir gezeigt hat, man läuft keine Gefahr, wenn man ein gutes Wort zuviel sagt. Eine natürliche Neigung zum Plaudern, die etwas anderes ist als üble Nachrede, trieb mich eines Tages dazu, die schlechten Handlungen eines Menschen zu erzählen, die ziemlich allgemein bekannt waren.

Ich war gerade im Zug, als ein Telephon mich rief. Es war *er*, von dem wir sprachen! Und er bot mir einen grossen Vorteil an, mit einer guten, wohlwollenden Stimme; äusserte sich fürsorglich über alle Einzelheiten, die mir nützlich sein konnten, obwohl ich sein Konkurrent war.

Das waren glühende Kohlen; und ich glaube, wenn er künftig mir unrecht tun sollte, ich würde schweigen; denn ich hatte den bestimmten Eindruck, er sei ein besserer Mensch als ich! Ohne Prahlerei gesagt!

DER SCHRECKLICHE AUGENBLICK

Der schreckliche Augenblick: wenn einem ein echtes Gefühl sagt, dass man einem Menschen in seinen Gedanken oder Handlungen unrecht getan hat. Dann fällt die ganze Bosheit auf einen selber zurück; man schämt sich über das Böse in seinem Innern, das man in einen andern hineinlegen wollte; man schämt sich so, dass man in den Wald gehen und seinen Kopf unter einer Baumwurzel verbergen möchte. Man streicht alles Unrecht, das der Verdächtigte einem *früher* getan hat, und nimmt die ganze Schuld auf sich. Er, der sonst nicht ohne Makel, vielleicht sehr tadelnswert war, wird auf einmal ein unschuldiger Märtyrer; und man hält sich selber für den erbärmlichsten Menschen, den es auf Erden gibt.

Ein natürlicher Widerwille dagegen, angeführt zu werden, weil der Angeführte glaubt, unter den andern zu kommen, macht den Menschen misstrauisch. Die Erfahrung unterstützt die Kleingläubigkeit, und man ist darum so schnell fertig mit dem Urteil. Es ist nicht angenehm, betrogen zu werden; es setzt unser berechtigtes Selbstgefühl herab; fälscht unser Gedankenleben; und man reagiert ja gegen Überfälle . . .

Aber dennoch: wer aus reinem Gefühl von einem andern sagen kann: Er ist besser als ich! auch wenn „er“ es nicht ist; der fühlt im Augenblick der Zerknirschung einen Trost, als habe er durch Leiden sein begangenes Unrecht gut gemacht und auch einen Teil von der Schuld des andern abgetragen.

Es ist nicht so schwer, für andere zu leiden; es kann lieblich sein; aber andern unrecht tun, das ist schrecklich, gleich als müsse man sich schämen, seine Bosheit entblösst zu haben.

SCHWEIGEN UND LEIDEN

Es muss *geheime Gesetze* geben, die unser Schicksal lenken, und die geheim sein *sollen*. Ich habe nämlich entdeckt, gewisse Menschen haben gleichsam das Vorrecht, mir unrecht zu tun, den ganzen Tag über. Wenn ich schliesslich klage, ist da jemand, der mich auf den Mund schlägt; und beklage ich mich, so glaubt niemand, was ich sage, sondern alle nehmen den Schuldigen in Schutz. Das ist unbegreiflich und kann einen Menschen in Verzweiflung bringen. Ein Theosoph tröstete mich jedoch einmal mit der Erklärung, ich leide für unbekannte Vergehen in einer Vorvergangenheit; und ich dürfe mich nicht beklagen, denn die Strafe sei gerecht; ferner, dass es zu meinem Karma (= Schicksal) gehört, unrecht zu bekommen, auch wenn ich recht habe. Das ist auch die einzig mögliche Erklärung.

Das Christentum verbietet einem, sich zu rächen; aber das ist ein so schwankender Begriff! Reagiere ich auf die Bosheit eines Menschen, so nennt er es Rache; strafe ich einen Buben, so nennt er es Rache; erzähle ich, dass ein Bube mir Böses getan, besonders wenn ich es schreibe und drucke, so schreit die ganze Gesellschaft: er rächt sich!

Bleibt nur übrig: schweigen und leiden! Aber das hält man auf die Dauer nicht aus; man muss sich doch manchmal beklagen.

Nun tröste ich mich damit: es soll so sein, aber aus unbekannten Gründen! Und die Privilegierten, die recht bekommen, wenn sie unrecht tun, betrachte ich als Henker oder Teufel.

Alle pochen aufs Evangelium, aber sie meinen diese frohe Botschaft: dass das bürgerliche Gesetz aufgehoben und die Gefängnisse geöffnet werden; mit einem Wort Straflosigkeit für sich selber und verschärfte Bestimmungen für die andern!

Das war die Renaissancemoral, sowohl am Ende des Mittelalters wie am Ende unseres Jahrhunderts.

Man wollte den Menschen „Licht" geben, indem man verkündigte, alles sei erlaubt (gegen andere); wenn man die Menschen nur „verstehe", würde man ihnen verzeihen. „Er versteht nicht ...", war die Formel.

Wenn ich nun alle Opfer dieses Evangeliums, das wir lernen mussten, aufzählen wollte, würde man zunächst Skandal schreien; dann kämen die natürlichen Forterklärungen: das war Neurasthenie, das war Lues, das war Vererbung, aber nicht von den ersten Eltern; der unglückliche Engländer kam unschuldig ins Gefängnis, weil die Gesellschaft aus Heuchlern besteht, nicht aus eigener Schuld, denn es war nicht seine Schuld, es gibt keine Schuld...

Jede Andeutung, dass es Verschuldungen gibt, welche die unangenehmen Wirkungen, die Strafe heissen, zur Folge haben, wird übel aufgenommen.

Ich hörte vor fünf Jahren, wie sich ein solcher Evangelist dahin äusserte: „Moral! das ist ein Wort, das ich nicht in den Mund nehmen kann." Und diese Äusserung wurde zitiert.

Kurz darauf aber setzte derselbe Herr Himmel und Hölle in Bewegung, weil ein Schüler eine Angabe aus seinen Vorlesungen benutzt hatte, um eine Abhandlung auszuarbeiten. Diese durchaus unschuldige Handlungsweise stempelte der Evangelist

zu einem Diebstahl und er wollte den „Dieb" vernichten.

Der junge Mann antwortete ganz richtig: dann müsse man bestraft werden, weil man sein Wissen aus den Lehrbüchern, die man nie zitiere, „gestohlen"; oder man müsse sie zitieren; dann sähe eine Abhandlung so aus: „Sum ich bin (Rabes Grammatik, 6. Auflage, Stockholm 1858), wird aber ein Hilfsverb genannt (Sundelin, Schwedische Sprachlehre, Örebro 1901), das die passive Form bezeichnet (Sjöberg, Logik, Upsala, 1895)." Und so weiter.

Dieser Herr war der strengste Moralist, obwohl er nicht das Wort Moral in den Mund nehmen wollte.

RELIGIÖSE HEIDEN

Es gibt wohl kaum so religiöse Menschen wie die Morgenländer. Fünf Male am Tage rufen Muezzin von jedem Kirchturm in den Reichen: „Gott ist gross. Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt ausser Gott! Ich bezeuge, dass Mohammed der Gesandte Gottes ist! Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil! Gott ist gross! Es gibt keinen Gott ausser Gott!" Früh am Morgen wird dazu gerufen: „Das Gebet ist besser als der Schlaf." Auf Strassen und Märkten, in Läden und Schenken, überall wird man zum Gebet aufgefordert!

Ist es nicht imponierend, ein ganzes Volk zu sehen, von dem sich niemand seines Gottes schämt; kein einziger! Wo man fünf Male am Tage die grosse frohe Botschaft vom Herrn ausruft, dem Allerbarmer, der dich nicht verlässt und dich nicht verstösst? Und ist es nicht erbaulich, mitten in den schweren und schmutzigen Arbeiten des Tages eine Stimme von oben zu hören, die bezeugt, ohne überzeugen zu wollen, dass Gott Gott ist!

Etwas so Perverses und Dummes wie Freidenkertum und Atheismus existiert nicht im Orient. Wenn jemand etwas so Greuliches bezeugen würde, dass Gott nicht ist, würde man ihn einstecken oder totschlagen. Und käme jemand und wollte die Moscheen schliessen . . . aber es kommt niemand, denn die Moscheen stehen niemals leer!

In der Pracht des Tages,
bei dunkler Nacht:
dein Herr hat dich nicht verlassen
und dich nicht gehasst!

Das ist dieser Köhlerglaube, dieser Kinderglaube, den die christlichen Heiden Intoleranz, Fanatismus und ähnlich nennen.

DIE FRÖMMIGKEIT DER ALTEN

Die Alten waren in vielen Beziehungen gläubiger und Gott ergebener als wir; nichts wurde ohne Opfer und Gebet unternommen. Selbst Bühnenaufführungen wurden durch Opfer eingeleitet; und die Braut wurde bei Gesang, Epithalamien, religiösen Hymnen, ins Brautgemach geführt.

Die Furcht der Griechen vor dem Bösen war so stark, dass sie nicht einmal Strafe, Strafanstalt, Strafer bei Namen nannten. Das Gefängnis hiess: das Haus; der Henker: der öffentliche Mann; die Erinnyen (Furien) hiessen Eumeniden, die Erbarmenden oder Wohlwollenden, auch weil sie die Gerechtigkeit ausübten, welche die Menschen unter einander Rache nennen. Orest sah ein, nachdem die Eumeniden ihn zu verfolgen aufgehört, dass der Weg zum Frieden. der Versöhnung durch Strafe geht.

Dieses Bedürfnis nach Versöhnung und, damit zusammenhängend, die Furcht vor der Ungnade der Götter, waren so ausgeprägt, dass man im Erfolg ängstlich wurde, weil der fremden Neid und eigenen Übermut zur Folge hatte.

Als Camillus Veji einnahm, bat er die Götter um ein leichtes Missgeschick oder eine Ungnade, um den Neid abzuwenden, den sein oder der Römer Glück sich zuziehen könnte.

Wer für etwas Rühmenswertes durch ein Bankett gefeiert ist und den Rausch von allen Festreden in sich aufgenommen hat, weiss wohl, wie das Fest zu enden pflegt; aber es liegt ihm nichts daran, es zu erzählen, und er braucht es auch nicht.

PHARISÄER

Es waren Pharisäer, die Christus einen Prasser und Trinker nannten, weil er mit Zöllnern ass und auf der Hochzeit zu Kana Wein bot. Dieselben Leute waren es, die seine Jünger schalten, weil sie nicht vor der Mahlzeit ihre Hände wuschen und weil sie am Sonntag Ähren lasen. Paulus fährt auf gegen die „Frömmelei der Lügner, die in ihrem Gewissen gebrandmarkt sind und Ehe und Essen verbieten, die Gott geschaffen hat, damit wir sie in Demut empfangen . . ."

Luther ist noch flotter: „Kann Gott mir vergeben, dass ich zwanzig Jahre lang mich mit dem Lesen von Messen geplagt habe, so wird ers nicht übel nehmen, wenn ich mir einmal ein gutes Glas leiste und in Ehrbarkeit mich mit guten Menschen belustige . . . Was sagt unser Herr im Himmel davon, dass wir hier sitzen und seine Gaben verderben? Er hat sie in der Absicht geschaffen, dass wir sie gebrauchen sollen . . . Kann Gott grosse und schöne Hechte und rheinischen Wein schaffen, so kann ich sie auch essen und trinken."

Swedenborg warnt vor Entsagung und Einsamkeit, denn teils haben die ein Gefühl von Selbstgefälligkeit und Hoffnung auf Belohnung zur Folge; teils rufen sie böse Geister hervor, welche das Gewissen des Menschen mit Kleinigkeiten plagen und alles Böse das er getan, hervorholen.

Luther formuliert wohl den goldenen Mittelweg am besten: „Alles hat seine Zeit: Friede hat seine Zeit, Krieg hat seine Zeit; klug sein und närrisch sein; fröhlich sein und traurig sein."

Wenn ichs wage, will ich meine geringe, aber sechzigjährige Meinung sagen:

Nicht jeden Tag Fest; aber Fest bei festlicher Gelegenheit!

In grossen Krisen gebrauche ich Askese als Kur. Die reinigt Körper und Seele; die nimmt die Roheit aus der Seele und macht das Herz weich, das Gefühl feiner; und ein neues Organ der Seele wächst heran, das heisst: Mitleid mit andern, auch mit Feinden.

Der Wein ist gut, eine Gabe Gottes, in guter Gesellschaft, ein Trankopfer, ein Dankopfer, dass man eine Schwierigkeit überwunden, einen Sieg errungen, einen Erfolg gehabt. Das Dankopfer soll dem Herrn lustig sein, sagen die Gesetze Mose; und ein fröhlicher, aber dankbarer Sinn ist Gott angenehm.

Ein Gastmahl in guter Stimmung, nach überstandenen Mühen und Leiden, kann einer Hochzeit, einem Liebesmahl gleichen. Und eigentümlich ist: wenn man sich mit seinen Freunden freuen „darf", schmeckt alles so vortrefflich; nichts fehlt auf dem Tisch; der Wein ist wunderbar, ob auch noch so einfach; der Kaffee erregt Bewunderung, ohne bewundernswert zu sein; man fühlt einen guten wohlwollenden Geist im Zimmer, der einem einen Augenblick Ruhe und Trost gönnt; der die Sinne zusammenstimmt und die Herzen vereinigt.

Bei solchen Gelegenheiten schämten sich die alten Heiden nicht, das Trankopfer dem Geber aller guten Gaben zu spenden. Gaben, ja, denn solche Augenblicke nimmt man nicht; sucht sie auch nicht über die Zeit zu verlängern, denn: „Wo ist Wehe, wo ist Kummer, wo sind rote Augen?"

Es ist unbegreiflich, aber die Heiden sind grosse Pharisäer, in fremdem Namen. Sobald sie hören, dass ein Mensch religiös ist, liegen sie auf der Lauer.

— Aber er trinkt ja!

— Trinkt er viel oder trinkt er wenig?

— Das weiss ich nicht! Aber er hat ja eine Frau . . .

— Das soll man haben, doch nur eine, wie er! Nach seinen Mitteln.

— Er geht aber nie in die Kirche.

— Aber er liest die Predigt zu Hause. Übrigens das geht dich nichts an!

— Doch, er ist ein Heuchler . . .

— Nein, das ist er nicht, denn er lebt in Glauben, Hoffnung, Liebe; das aber verbirgt er vor dir, damit dus nicht beschmutzt und sagst, er zeige sich besser, als er ist. Er isst, trinkt, hat ein Weib lieb, aber er lügt nicht, betrügt nicht, rächt sich nicht; er ist geduldig im Leiden, intrigiert nicht, tötet keine Mitbewerber, strebt nicht nach hohen Stellungen, Auszeichnungen und Überfluss. Das sind die Früchte seiner Religion, und an den Früchten erkennt man den Baum.

Es gibt Menschen, die tragen einen Magnetberg in sich: alles, was sich bei andern an Nägeln findet, fliegt aus dem Holz heraus und sammelt sich bei ihnen.

Ich habe in diesem Buch von einer kleinen Zauberin gesprochen, die aus der Entfernung bestimmte Gaben zu bestimmter Zeit an sich locken konnte. Das war ein Magnetberg.

Aber die andere Art, die Geheimnisse, Kummer, Sorgen aus den Leuten holt, die das Vertrauen aller bekommt, die ist interessanter!

Er ist, was man einen sympathischen Menschen nennt; ist beliebt wegen seines milden und verständnisvollen Wesens. Er nimmt an allen Sorgen teil, spricht nie von sich selber; er wird überall da eingeladen, wo Menschen *ihre* Verlobung, *ihren* Geburtstag feiern. Und er wird in Anspruch genommen bei Scheidungen, Versöhnungen, Operationen, Anleihen; er muss für arme Kollegen Skulpturen verkaufen, obgleich er selber Bildhauer ist.

Eigentümlich ist, dass er vor der Zeit altert, infolge fremder Sorgen. Von seinem eigenen grossen Kummer wagt er nicht zu sprechen, dann werden die Leute zerstreut, antworten nicht auf das, was er zu ihnen gesagt hat; oder trösten ihn mit einem Scherz oder einem hingeworfenen Wort: „Denk nicht daran!" Dann lächelt er, jedoch schmerzlich, und scheint zu sagen: Menschen, habt ihr kein Herz für mich?

DER SUBJEKTIVE

Subjektive Menschen, oder wie sie mit Unrecht genannt werden, Egoisten, sind im Verkehr eine wahre Erholung. Sie sind von ihrer Atmosphäre umgeben, die so undurchdringlich ist, dass sie nichts ausserhalb sehen können. Der Reiz an dem Verkehr mit ihnen liegt darin, dass sie mich in Frieden lassen; so werden die Gespräche ganz objektiv.

Wenn er eintritt, fragt er nicht, wie es mir geht. Das ist angenehm bei meinem Alter, in dem auch ein kleines Übel lästig ist. Gleich kommen wir auf sein Thema zu sprechen, das Malerei ist. Es ist mir ein Genuss, mein eigenes Leben vergessen zu können und mich in die Tätigkeit eines andern hinein zu denken. Und indem ich sein Leben einige Stunden mitlebe, wird mein Leben reicher. Ich brauche nicht meinen Sorgen nachzuhängen, existiere in einer Wirklichkeit, die ausserhalb der meinen liegt; habe Berührung mit dem Leben, erfahre etwas.

Wenn wir uns trennen, versichert er immer, eine angenehme Stunde verlebt zu haben; hat er doch selber sprechen können. Aber auch ich habe es angenehm gehabt; ist doch meine Person nicht geschunden worden, ist mir doch niemand zu nahe getreten. Ich fühle mich erbaut, wie nach einer guten Handlung; ich habe gegeben, ohne es zu wissen; und ich habe empfangen, ohne etwas genommen zu haben.

Nun will ich aber die Skizze vervollständigen. Der Mann ist nämlich so subjektiv, dass er objektiv wirkt. Ich weiss, er ist zum zweitenmal verheiratet, hat Kinder und mancherlei Schwierigkeiten. Aber ich habe ihn nie sagen hören „meine Frau“ oder „meine Kinder“; ob er sie nun nicht zu seinem Selbst rechnet oder ob er sie objektivieren will.

Er spricht ungern von Menschen; wenn er es aber tut, ist es meist günstig, aus Naturell, nicht Berechnung. Fängt jemand ein anderes Thema an, das Personen betrifft, so schweigt er, setzt ein strenges Gesicht auf und kommt bald wieder auf sein Thema zurück.

Diese Verschlossenheit und Abgeschlossenheit wirkt beruhigend. Wenn ich darüber gegrübelt habe, wie er inwendig aussieht, bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass er „sauber darunter" ist, inwendig rein von Bosheit. Und zwar aus diesen Gründen: ein Mensch, der Böses bezwingt und hässliche Gedanken verbirgt, hat in Gesellschaft eine solche dämonische Fähigkeit, wie ein Gedankenleser die bösen Seiten von andern aufzunehmen; unbewusst bringt er diese dazu, zu sagen, was er verbirgt und was sie verbergen; und er ist es, der, ohne es zu wollen, auf Hühneraugen tritt; Dinge sagt, dass einem schaudert, ohne dass man zu glauben wagt, er „habe etwas damit gemeint".

So ist mein Maler nicht! Er hat eine gutartige Stimmung um sich, verbreitet Gemütlichkeit, bezwingt Dämonen. Ich schwöre darauf, dass er „naiv subjektiv" ist: er verlangt nie einen Dienst, ist aber immer dienstwillig, ohne sich aufzudrängen.

Und wenn du ihm ein Geheimnis oder einen Kummer anvertrauen willst, sieht er dich beklagend an, als finde er es schade, dass du dich prostituierst; aber er antwortet nicht; und du wirst nicht verlockt, deine Dummheit zu wiederholen, auch wenn du ihn „gefühllos" findest.

Oft habe ich mich gefragt, ob es nur der seltene Vogel ist: ein taktvoller Mensch? Oft habe ich geglaubt, er geht aus, um zu vergessen; darum ist er so bange, wenn andere sprechen, da sie so leicht ihn mit einem nicht beabsichtigten Wort verletzen

können. Aber es gibt viele Urteile über diesen Mann, die alle verschieden sind und sich widersprechen, alle Nuancen zeigen, von ultraviolett bis zum hellsten Hellgrün.

Er ist wohl, wie wir alle, ein Farbenkreisel in den vielen Farben des Spektrums, die doch aus lauter Übergängen bestehen sollen. Der ist ja bunt, und jeder sieht seine Lieblingsfarbe vor den andern. Aber finde den Mittelpunkt, steck eine Nadel hindurch, setz den Kreisel in Bewegung, dann schmelzen die Farben zusammen, das Bunte verschwindet, und du siehst nur weisses, weisses Licht. Aber du musst der Motor sein, genügende Geschwindigkeit geben, sonst wird es wie mit dem Phonographen, der nur johlt, wenn du ihn nicht genügend aufziehst. Er kann sich nämlich nicht selber aufziehen!

EINE UNGEWÖHNLICHE BEKANNTSCHAFT

In meinem Buch „Einsam“ habe ich eine Art seltsamer Bekanntschaften geschildert, die ich auf meinen Morgenwanderungen mache. Das heisst: ich werde nie mit ihnen bekannt, erfahre ihre Namen nicht; wenn ich sie jetzt aber zehn Jahre lang gesehen habe, betrachte ich sie als meinen Verkehr.

Der „gelbe Mann“, den ich vor fünf Jahren (in „Einsam“) schilderte, muss im vorigen Jahr gestorben sein, denn ich habe ihn seit einem Jahr nicht mehr gesehen. Ich habe ihn also neun Jahre „gekannt“, und er ist von hinnen gegangen, ohne dass ich erfahren, wer er war. Ich habe wohl gefragt, habe geraten, aber ohne Ergebnis. Oft habe ich ihn zu einem verabschiedeten Flötisten der Hofkapelle gemacht; einmal ist er Landwirt gewesen und Lehrer der Erdkunde; auch darum, weil er stehen blieb und einen Stein mit dem Nagel kratzte; aber auch aus andern Gründen Lehrer oder Beamter; irgend einer. Aber er liebte mich nicht; und nun ist er von hinnen gegangen!

Aber ich habe noch einen, den ich zehn Jahre kenne, und von dem will ich jetzt sprechen.

Im ersten Jahr kam er in Begleitung eines andern Unbekannten, und im Vorbeigehen warf er seinem Kameraden ein Wort zu, das jedoch für mich bestimmt war. Da mir der Mann aber auf eine unerklärliche Art sympathisch war, wurde ich nicht böse.

Das Jahr verging. Er gehörte zu den Leuten, deren Blicken ich gern begegne; und ich sah ihm immer ins Gesicht, jeden Morgen; das muss seine erste Bosheit neutralisiert haben.

Er sah aus wie ein gut erhaltener Fünfziger im Anfang unserer Bekanntschaft. War dürftig gekleidet in Joppe und runden Hut, sah aber aus, als habe

er bessere Kleider zu Hause. Das Gesicht war ein dunkles Oval mit Schnurrbart, blauen guten Blicken. Oft glaubte ich, ich habe ihn früher gekannt oder ihn wenigstens getroffen. Riet auf einen vermögenden Künstler, oder einen Seeoffizier a. D., denn er rollte und schaukelte etwas beim Gang.

Im zweiten Jahr geschah etwas, von dem ich nicht weiss. Ich sah einen bösen Blick, der mich so erschreckte, dass ich für einige Zeit meine Augen zurückzog, jedoch ohne auf ihn böse zu werden.

Im dritten Jahr erfuhr ich, es sei der Maler C., einer von der alten Schule, der eigentlich keinen Namen hatte. Ich konstruierte mir sein Schicksal, das vielleicht bitter war, da neue Methoden ihn in den Schatten gerückt; und weil ich unter denen gewesen, die da Steine geworfen hatten, empfand ich eine Art Mitleid, fühlte mich etwas mitschuldig.

Im vierten Jahr erfuhr ich, es sei nicht der Maler C. Nun hätte ja der ganze Homunkel in sich zusammenfallen müssen, aber es blieb doch etwas vom Künstler und Maler zurück, auch in seiner leichten sorglosen Art, sich zu benehmen. Jedoch wurde er für mich jetzt ein unpersönliches Wesen, ein Spaziergänger, den ich kannte, mit dem ich aber nicht bekannt war.

Im fünften Jahr kam ich mit einem Bekannten, den ich auf dem Wege getroffen, die Strasse herunter, und nach einer Weile begegneten wir meinem früheren Maler C, der aber in Begleitung eines andern war. Mein Freund grüsste, indem er den Hut zog, und ich folgte seinem Beispiel, wie ich es in meiner Jugend gelernt hatte.

— Jetzt will ich die Gelegenheit benutzen, sagte ich, und fragen, wer der Herr war.

— Das ist ja Baron H.

— Nein, nein, ist der das?

Jetzt erwachte eine Reihe Erinnerungen. Baron H. ging in dieselbe Schule wie ich, aber eine Klasse höher. Er verheiratete sich mit der Tochter des grossen, aber armen Schauspielers X. Sein Vater war unter peinlichen Umständen gestorben. Darauf war der Sohn infolge Verschwendung unter Administration geraten, vom Ruin gerettet worden und sass jetzt wieder auf seinem Schloss. Er war nichts, aber malte. Ich erinnerte mich jetzt an ihn, von einem Wettsegeln des Jahres 1872; bei dem war er Preisrichter und ich Berichterstatter gewesen; damals war er mir unsympathisch.

Nach diesem Gruss trat ich gewissermassen in Kontakt mit ihm; am nächsten Morgen wollte ich wieder grüssen, hielt mich aber zurück. Nun kannte ich ihn, hatte Namen, Charakter, Biographie. So lebten wir unser Leben weiter. Dieser Gruss war beinahe eine Empfehlung für mich, denn mein damaliger Freund war ein geachteter und reicher Mann, ein früherer Offizier.

Das Einzige, was ich nicht liebte, war, dass er leise durch die Zähne pfiff, wenn er vorbei ging.

Im achten Jahr trat ein Bruch in unserm freundschaftlichen Verhältnis ein.

Ich hatte nämlich Trauer bekommen, die grösste, die ein Mann bekommen kann: ich hatte Weib und Kind verloren . . .

Ich kam gegangen, und als er unmittelbar vor mir war, grinste er so höhnisch und boshaft, dass ich kühl wurde. Und jetzt sah ich zum erstenmal seine Zähne, unter dem Schnurrbart: das war ein böses Tier, das biss. Mich erfasste solch ein Schrecken vor dem Mann, dass ich ihm eine längere Zeit aus dem Weg ging, wenn er kam. Schliesslich suchte ich ihm zu verzeihen, indem ich mir dachte, ich habe

ihn in einer meiner Schriften verletzt, ohne dass ich es wusste oder wollte.

Meine Augen aber kriegte er nie mehr zu sehen. Das muss ihn gereizt haben; sein Pfeifen wurde deutlicher und ging bald in ein Trällern über, wenn er an mir vorbei kam. Jetzt verabscheute ich ihn, und ich fühlte auch mein Unterklassenblut bei dem rohen Grinsen des Barons kochen.

So verging noch ein Jahr.

Eines Morgens nehme ich die Zeitung und sehe das Porträt des Barons H. mit einem Kreuz darunter. Er war tot! Das machte weiter keinen Eindruck auf mich, sondern war, wie es sein soll, und das Porträt war ähnlich.

In jenen Tagen hatte ich aus gewissen Ursachen einen andern Weg für meine Morgenwanderungen gewählt; konnte also den Toten auf dem Spaziergang nicht vermissen. Nach einiger Zeit aber nahm ich meine alte Strasse wieder auf. Was geschieht? Er kommt mir entgegen in seinem gewöhnlichen Trott, wie er leibt und lebt . . .

Nun bin ich viel Ungewöhnliches und Unerklärliches gewohnt; ich wurde also weder bange noch erstaunt. Schlagfertig, wie ich bin, sagte ich mir: Es war ein Irrtum, ganz einfach; er ist nicht Baron H. Das war der andere!

Und ich lächelte!

Noch heute treffe ich ihn, und es ist ganz unpersönlich. Ich weiss nicht wer er ist; kümmere mich nicht mehr um ihn; habe ihm die Bekanntschaft aufgesagt.

Das Unbegreifliche ist, dass er in diesen zehn Jahren nicht gealtert ist. Ich kann es wenigstens nicht sehen. Er gehört zu denen, die alt werden, aber keine Greise. Er behält das Gesicht seiner Jugend, wenn auch die Haut gröber wird und

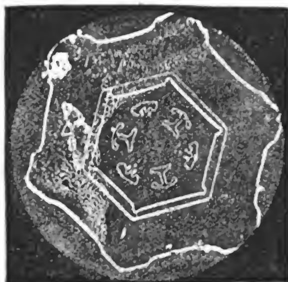
ein Rahmen von Fett das alte kleinere Antlitz einfasst.

Eines Tages bleibt er aus: da weiss ich, dass er tot ist! Wenn wir uns auf der anderen Seite treffen, wird es interessant sein, zu vergleichen, was ich jetzt geschrieben!

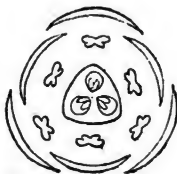
In den Schriften des schwedischen Geologischen Vereins schreibt im März 1893 der verstorbene Gustav Nordenskiöld (Sohn des Wegamannes Adolf) über Schneeblüten und gibt mikroskopische Photographien wieder.

Tyndalls Eisblumen und Schneesterne kennen wir; sie haben uns aber nichts gesagt, was wir nicht schon vorher wussten. Gustav Nordenskiöld dagegen, der ein Liebling der Götter gewesen sein muss, weil er in seiner Jugend sterben durfte, sah etwas weiter und sagte ein Wort, das für den Geologischen Verein zuviel war, aber nicht für uns!

Hier zuerst eine Schneeblüte, mit sechs Kelchblättern und sechs Staubfäden; ist hexandrisch und gleicht einer Lilie. Wie man sieht, sind die Staubfäden in beiden einander ähnlich.



Schneeblüte



Lilie

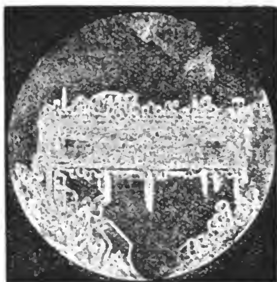
Nachdem der Autor pflichtgemäss von Kristallbildern und Winkeln gesprochen hat, geht er weiter. Er findet, trotz der Hemiedrie, dass hier Kristall-

gesetze herrschen, die wir nicht kennen. Da treten nämlich krumme Linien auf, die er Organoidbildungen nennt, weil sie in der organischen Welt vorkommen.

Was tat er? Er behandelte die Schneeblüten ganz, wie der Botaniker Pflanzengewebe mikroskopiert. Er wandte Anilinöl mit Methylenblau an und konstatierte Stammkanäle und Zweigkanäle in den Schneeblüten.

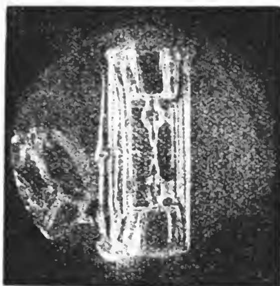
Es sind also wohl Blüten, da sie wie Blüten reagieren und gebaut sind!

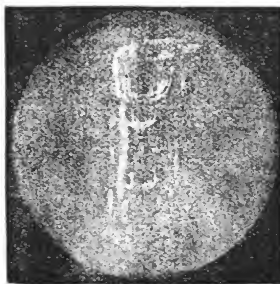
Von den sechs Staubgefässen spricht Nordenskiöld leider nicht; auch nicht, warum der Stempel fehlt. Vielleicht haben diese reinen Ätherlilien kein Geschlecht? Oder vielleicht finden sich die Stempel, wenn man sucht, in andern Schneeblüten? Und vielleicht wachsen in den Wolken diöcische Lilien, die wir nicht kennen?



Wie ein Kristallograph die staubfädenähnlichen Auswüchse aus den Kristallgesetzen erklären will, begreife ich nicht; aber alles ist ja für die Wissenschaft möglich zu erklären.

Schliesslich teilt der Autor die Bilder von einigen unerklärlichen Schneeblüten mit. Die erste sieht aus wie ein Kirchhof. Die andern gleichen erstens einem Stundenglas, zweitens einem Kelch.





ZOOLOGIE DER BIBEL
ODER
IST DER HASE WIEDERKÄUER?

In der Bibel steht, dass der Hase wiederkaut. Das fanden wir lustig, als wir Freidenkerzoologen waren. Aber ist es so sicher, dass der Hase nicht wiederkaut? Was tut das Kaninchen, wenn der Mund (oder die Nase) immer in Bewegung ist, fragte ich mich neulich, und dann begann ich zu forschen.

Der Hase ist ein Nager, weidet aber auch Gras wie Wiederkäuer und Pferde. Seine Zähne sind nicht besonders geeignet, um Gras zu kauen, denn er kann die Kiefer nicht nach der Seite bewegen, wie Wiederkäuer können. Seine Backenzähne sind wie Feilen und darum am besten geeignet, Rinde und Zweige zu benagen. Es scheint also, als bedürfe er einen entwickelteren Verdauungsapparat.

Nun hat die grosse Ratte, seine Verwandte, einen Magen, welcher dem der Wiederkäuer gleicht, denn er ist mit zwei Taschen versehen, die eine cardiaque, die andere pylorique. Ausserdem gleicht der Blinddarm vollkommen einem Magensack (Dudelsack). Und der Lemming besitzt den Magen des Wiederkäuers vollständig (Flower).

Ich habe weder einen Hasen noch ein Kaninchen zur Hand, wer aber guten Willen und gute Gelegenheit hat, könnte ja eine Untersuchung anstellen. Es ist ja möglich, dass der Hase, wie die Ratte, Taschen am Darm hat; und es ist ja möglich, dass „wiederkäuen" in der Bibel noch einmal verdauen bedeutet, nicht noch einmal kauen.

Das Pferd mit seinen kurzen Därmen hat auch Erweiterungen daran, und sein Magensack ist so klein, dass er sofort und ununterbrochen die Nahrung in den Zwölffingerdarm lässt. Also kann auch das Pferd

Wiederkäuer sein, wenn man darunter Wiederverdauer versteht, nicht Wiederkauer.

Hammarstrand sagt vom Kaninchen, sein Magen sei niemals leer, nicht einmal, wenn es verhungert ist. Das ist zu beachten, denn das kann nur bedeuten, dass die Nahrung in den Magensack zurückkehrt, der vielleicht ein Netz- oder Blättermagen ist, da der bei den hasenähnlichen Tieren ungewöhnlich grosse, sackförmige Blinddarm als Pansen dienen könnte.

Und schliesslich: die Nager besitzen Backentaschen, in denen sie die Nahrung aufbewahren. Vielleicht stossen sie die Nahrung auch auf; und während sie die Nahrung in den Backentaschen aufbewahren, behandeln sie sie mit Speichel, ohne sie wiederzukauen.

Sicher aber ist der Mund beim Kaninchen immer in Bewegung; und das müsste man gewissenhaft untersuchen, ehe man grinste.

A priori zu antworten: Aber der Hase ist ein Nager! Das ist nur ein Einwand; denn der Lemming ist auch ein echter Nager, besitzt aber den Magen des Wiederkäuers.

Nachschrift. David Brewsters grosse Edinburgh Encyclopedia behandelt tatsächlich die Frage. Und es wird für möglich gehalten, dass der Hase infolge der Organisation seines Magens und Darms ein gelegentlicher oder partieller Ruminant ist. Der Blinddarm soll sechsmal so gross wie der Magen und auf der Aussenseite mit einer spiralförmigen Membran versehen sein.

Wenn der Unerfahrene wüsste, welches Leiden eine Scheidung zwischen Gatten zur Folge hat, würde er sich bedenken, ehe er diesen Weg geht. Die beiden Seelen sind so miteinander verwachsen, dass die Loslösung der Persönlichkeit die schmerzhafteste Operation wird, die existiert. Das ist eine Art Tod.

Wenn man rings um eine Blume das Unkraut ausjätet, so schwindet die Blume zuerst dahin, teils weil die Wurzeln beschädigt sind, teils weil ihr Schatten, Feuchtigkeit, Stütze geraubt sind, vielleicht nur Gesellschaft.

Der Kummer in diesem Fall gleicht dem nach einem Tode, ist aber nicht so erbaulich und veredelnd. Die Geschiedene schwebt einem allerdings vor Augen und macht in der Erinnerung eine Apotheose durch: das Hässliche wird ausgelöscht, Vorwürfe tauchen auf, die Leere der Sehnsucht will Nahrung haben; die Seele wird von der, die ging, in Fetzen gerissen; die feinsten Wurzeln der Seele hat sie mitgenommen, und man hat ein Gefühl, als verblute man. Die Erinnerungen, die gemeinsam sind, sollten ausgetauscht werden, können aber nicht geteilt werden. Dass die Illusionen von den ersten Frühlingstagen der Liebe verloren sind, erschüttert den Glauben an alles. Ein Weheruf dringt durch die Welten, als sei ein Verbrechen begangen; und zwar eines, das nicht wieder gut zu machen ist, wie die Sünde gegen den heiligen Geist. Die Liebe, Gottes Schöpferkraft, die Sonnenwärme des Himmels, der Ursprung des Lebens hat aufgehört zu existieren; Chaos und Finsternis beginnen wieder. Es ist ein geistiger Tod, ohne Trost, ohne Hoffnung.

Aber dennoch, etwas bleibt, wenn etwas dagewesen ist. Auch wenn beide Teile sich von neuem

verheiraten, eine Erinnerung an das Erste bleibt zurück. Es kann nicht ungeschehen gemacht, nicht vergessen werden. Wie hässlich das Verhältnis auch gewesen sein mag, es glich doch in den besten Stunden etwas, das hier auf Erden nicht zu finden ist. Es war in seinem herrlichen Anfang ein Lustgarten Eden, eine solche Steigerung des Daseins, dass man sich der Gottheit näher fühlte. Das war keine Gesichtstäuschung, sondern eine höhere Wirklichkeit.

Und dann kam der Sündenfall, und damit die Austreibung.

Aber die Erinnerung an das Erste bleibt, und es ist wahr, dass eine wirkliche Liebe nie ein Ende nimmt.

Ob sie mit auf die andere Seite kommt, auch wenn die Neigung „ihren Gegenstand geändert" hat, pflegt man zu fragen. Wahrscheinlich bleibt wohl etwas zurück, aber auf eine unbegreifliche Art, wenn man sich auch denken möchte, dass die Persönlichkeit in mehrere „Monaden" aufgelöst wird, von denen die eine eine ähnliche anzieht, die zweite eine andere; und was Liebe heisst, kann hier Freundschaft werden.

Nach Platos Reminiszenzlehre und der Reinkarnation der Theosophen könnte man ja glauben: wenn sich zwei Menschen in grosser Liebe treffen, ist es nur ein Wiedersehen. Und alles Schöne, das sie dann um sich sehen, ist der Abglanz von den Erinnerungen an ferne schöne Gegenden, wo sie sich früher getroffen haben, an die sie sich aber jetzt erst erinnern. Die beständigen Illusionen der Liebe würden dann mit Erlebnissen auf der anderen Seite zusammenhängen, die jetzt auftauchen, von der Seite, wo alles vollendet und schön ist. Daher das furchtbare Erwachen aus der Seligkeit, wenn man sieht, dass hier unten alles entstellt ist, alles eine Karikatur, sogar die Liebe.

DAS SCHÖNE ALTER UND DAS HÄSSLICHE

Da das Leben einem so wenig Glück schenkt und das grösste doch das erste Glück der Liebe ist, müssten die Menschen diese allerempfindlichste Blume pflegen lernen. Diese stille feierliche Wehmut, die dem Erwachen der Liebe folgt, ist ein Engel, der an dem Tor der Ewigkeit Wache hält, das sich jetzt öffnet; dass nämlich die Seligkeit ewig dauern wird, ist ein Axiom des Gefühls. Aber ein zweifelndes Wort, ein unzeitiger Scherz, ein voreiliger Gedanke kann in einem Augenblick alles zerstören; der Engel fliegt davon und das Tor der Ewigkeit schlägt zu.

Shakespeare, der sonst die Liebe nicht so fein auffasst (die Amme in „Romeo“), gibt doch in seinem letzten Stück, dem „Sturm“, der besten Frucht des alten Apfelbaums, eine kleine Aufklärung, die sicherlich auf teuer erkaufter Erfahrung beruht. Der Dichter war wohl zu alt, um selbst die kostbare, spät erworbene Erfahrung zu benutzen; aber er schenkte sie, sicher mit herzlichem Wohlwollen, den Jungen, die sie brauchen können (es aber vielleicht nicht tun). Der alte Prospero sagt nämlich zu Ferdinand, als dieser Miranda als Braut empfängt:

> Als Gabe denn und selbsterworbenes Gut,
> würdig erkauft, nimm meine Tochter. Doch
> zerreisst du ihr den jungfräulichen Gürtel,
> bevor der heilgen Feierlichkeiten jede
> nach hehrem Brauch verwaltet werden kann,
> so wird der Himmel keinen Segentau
> auf dieses Bündnis sprengen: dürrer Hass,
> scheeläugiger Verdruss und Zwist bestreut
> das Bett, das euch vereint, mit eklem Unkraut,
> dass ihr es beide hasst. Drum hütet euch,
> so Hymens Kerz euch leuchten soll.

Ferdinand:

So wahr
ich stille Tag', ein blühendes Geschlecht
und langes Leben hoff' in solcher Liebe
als jetzo: nicht die dämmerigste Höhle,
nicht der bequemste Platz, die stärkste Lockung,
so unser böser Genius vermag,
soll meine Ehre je in Wollust schmelzen,
um abzustumpfen jenes Tages Feier,
wann Phöbus Zug gelähmt mir dünken wird,
die Nacht gefesselt drunten.

Das ist ja schön von dem alten Shakespeare, dass er mit Grämen, weil ihm selber nicht mehr zu helfen ist, seine Kinder das Glück lehren will, das er verscherzt hat. Kann man darin etwas Hässliches, Selbstsüchtiges, Boshaftes, Lächerliches sehen, so ist man nicht normal!

Ferdinand hält sein Gelübde, und der alte Shakespeare zeigt das in einer kleinen feinen Szene: das junge Paar sitzt in Prosperos Zelle und — spielt Schach.

Zu diesem Ergebnis kam der freie Renaissancemann Shakespeare, als das Alter ihm die Weisheit gab, die er selber nicht zu benutzen vermochte. Alles Schöne aus den Träumen der Jugend stieg auf, als er seine eigenen Kinder sich dem Brautstand nähern sah. Alles erschien ihm in neuem Licht, sogar die „hehren Zeremonien".

Ist das nicht schöner: ein Alter mit wiedergewonnener Vernunft und unschuldigem Kinderglauben zu sehen, als zu hören, wie der zynische Greis am Rand des Grabes in einem Rinnstein von seines Vaters Bett und seiner Mutter Torheit singt? Sag! Aber sag die Wahrheit!

LIEBESGLÜCK

Wenn auch die irdische Liebe eine Karikatur oder eine schlechte Kopie der himmlischen ist, es gibt doch Züge, die ähnlich sind; und es gibt in den ersten Frühlingstagen der Liebe erhöhte Augenblicke, in denen man Mitleid mit den andern Sterblichen hat, die nicht ebenso glücklich sind. Man bebt für seine Seligkeit, findet sie nicht ganz gerecht; ja man wünscht sich ein Missgeschick, um der Gerechtigkeit willen.

Es war ein Künstler, der sich verlobte, und er hatte gerade in diesen Tagen seinen grössten Triumph auf der Bühne gefeiert. Der Boden schien unter seinen Füssen zu schaukeln, die Luft koste sein Gesicht, die Menschen huldigten ihm auf den Strassen: er befand sich kaum noch auf Erden, da er von dem Weib geliebt wurde, das er liebte.

Da kam ein donnerndes Fiasko! All das frühere Schöne war vergessen, er wurde ein Tropf und Scharlatan genannt. Aber er war so glücklich in seiner Liebe, dass er den Schlag nicht fühlte. Er empfand sogar eine innere Freude, dass das Unglück ihn seiner Braut näher gebracht; und war so hoch oben, dass er den Menschen die Freude gönnte, ihn etwas zu sich hinunter zu ziehen. Sein Ruhm hatte nämlich angefangen, die Menschen zu bedrücken; als er jetzt unten war, fand er Sympathien, während ihn früher der Neid verfolgt hatte.

Das war das Wunder der Liebe; das machte ihn so wenig selbstsüchtig, dass er im Namen der Menschen unter seinem drückenden Ruhm und seinem hohen Glück litt.

SEINE BESTEN GEFÜHLE

Das Leben ist nicht schön; das animalische bringt einen in so viele hässliche Lagen, das häusliche, wirtschaftliche auch. Das Leben ist zynisch, da es unsere erhabenen Gefühle foppt und unsern Glauben schmäht. Darum ist es schwer, am Alltag zu den schönen Worten zu greifen; man verbirgt seine bessern Gefühle, um sie nicht dem Spott auszusetzen. Man könnte daher sagen, die Menschen sind zum Teil besser, als sie zu sein scheinen. Man wird gezwungen, Skeptiker zu spielen, um nicht zu vergehen, und man wird zynisch von dem zynischen Leben. Es ist darum unrecht, die Menschen Heuchler zu nennen, im schlechten Sinn, denn die meisten Menschen machen sich im Gegenteil schlechter als sie sind.

Wenn ein Mensch einen Brief an einen recht guten Freund schreibt, oder am liebsten an das geliebte Weib, dann legt er das Festkleid an; das ist doch schön! Und in dem stillen Brief, auf dem weissen Papier gibt er seine besten Gefühle. Die Zunge und das gesprochene Wort sind vom alltäglichen Gebrauch so verunreinigt, dass sie das Schöne nicht laut sagen können, das die Feder leise sagt.

Es ist nicht Pose oder Sitzen, es ist nicht Falschheit, wenn man in der Korrespondenz eine bessere Seele trifft als im Alltagsleben! Und der Geliebte ist nicht unwahr in seinen Liebesbriefen. Er macht sich nicht besser als er ist; er wird besser, und *ist* es in diesem Augenblick. Er ist wahr in diesen Augenblicken; den grössten, die das Leben einem schenkt!

SAKROSANKT

Es ist nutzlos, eine getäuschte Liebe fortskeptizieren zu wollen, und es scheint ein Verbrechen zu sein. Der Mann hat jedoch mehr Ehrfurcht vor diesem heiligen Gefühl; er spricht nicht einmal von seiner Braut, am allerwenigsten von ihren Fehlern; das Weib geht sofort zu Schwestern oder Freundinnen, um über den Fall zu sprechen.

Ich kannte einen zerrissenen Mann, der eben seine Ehe aufgelöst hatte und nun wieder von der mächtigen Liebe befallen wurde. Diesmal wollte er sich nicht binden, und um nicht verlockt zu werden, ging er jeden Abend von seiner Braut ins Café, wo er den Freunden gegenüber den Gegenstand seiner Liebe „objektivierte“, die Gespräche und die kleinen Ereignisse des Abends wiedergab. Da sie von derselben Wolle war, ging sie auch von ihm zu ihren Freundinnen, um zu skeptizieren. Man muss sich schwimmend erhalten, sagte sie.

Als aber beide den Betrug entdeckten, gingen sie auseinander. Doch, es war zu spät! Sie hatten sich zusammengewebt; und sie litten Qualen, die sie wieder zusammentrieben. Schliesslich mussten sie sich heiraten.

Um aber wieder von einander loszukommen, erniedrigte einer den andern, damit sie durch gegenseitigen Abscheu frei würden. Aber es gelang ihnen nicht. Sie gingen hin und verleumdeten einander, entehrten einander: nichts half. Sechs Male, zehn Male trennten sie sich, aber sie kamen immer wieder zurück . . .

Das Subjektivste von allem kann nicht objektiviert werden und darf es nicht. Es ist sakrosankt und darf nicht mit Worten ausgesprochen werden, wie der Name J. H. V. H. Es ist Lästerung, wenn man es doch tut, und wird mit dem Tode bestraft.

Ich fand einmal auf dem Lande, oben auf einem Boden, die Liebesbriefe, die ein Dienstmädchen an ihren Bräutigam gerichtet hatte. Es waren ja grosse, zu grosse Krähenfüsse; aber da waren Worte, lauter wohlklingende, sanfte Worte; Zärtlichkeit, Fürsorge, Hoffnung, Glaube; nicht ein zweifelndes Wort, nicht eine Besorgnis über die Zukunft und die Dauerhaftigkeit ihrer beider Gefühle. Sie sah nur die Hütte vor sich und das Kindlein!

Überall im Leben zivilisierter Menschen tritt die Liebe veredelnd auf. Man weiss ja, dass die Mutter in der ersten Zeit einen Widerwillen gegen die Nahrung hat; sie fastet aus reinem Instinkt, und ihre Organe weigern sich, rohe Stoffe aufzunehmen und sie zu bearbeiten! Das gleicht dem Vorgang beim Mann, der liebt: „Er isst nichts" und er magert ab. Das Geheimnis liegt wohl darin, dass seine überflüssige Materie verbrannt werden, das Unreine verzehrt werden soll, ehe das schöne Seelchen einziehen und Hochzeit halten kann. Verlobte werden, wenn das Verhältnis richtig ist, schön, ohne es zu sehen; es leuchtet aus ihnen; sie machen sich besser als sie sind, und dadurch werden sie besser; sie veredeln ihre Sprache und damit ihre Gedanken; kurz: sie wenden sich von dem Niedrigen, bessern sich und werden von neuem geboren.

Das gleicht ja materiell auch der Einleitung zu einer Geburt, der Schwangerschaft, wie ich eben andeutete.

Aber Kampf ist auch vorhanden, geistiger, da die Rückstände an Bösem in beiden kämpfen; da werden Tränen vergossen von der Art, die inwendig und auswendig wäscht und reinigt.

Dann kommen Hindernisse und Widerstand in den Formalitäten, welche die Geduld prüfen: das ist Sorge mit Kraftanstrengung.

Nach dieser Wiedergeburt, welche die einzig schönen Erinnerungen hinterlässt; die einzigen, denn die Kindheit ist unschön und die Jugend auch; nach dieser Wanderung im Vorhof öffnen sich schliesslich die Pforten zum Lustgarten; der Diener des Herrn steht da mit dem Schwert und warnt; er kennt alle Gefahren, und er nennt sie bei Namen! . . . Von den Früchten der Bäume dürft ihr essen, aber von einem einzigen nicht, denn dann müsst ihr wieder hinaus aus dem Paradies und wandern. Auf die einsame Bodenkammer, du Mann, und heim zu deinen Schwestern, du Weib, wo du nicht mehr willkommen bist! Und sitzet dort und erinnert euch an die lieblichen, lichten Tage im Lustgarten des Paradieses, die nie wiederkehren, nie!

BLUTSBRÜDERSCHAFT

Die Blutsbrüderschaft wurde mit einer heiligen Handlung besiegelt: dem Mischen des Bluts. „Die Seele sitzt im Blut", steht im Alten Testament (Vergleiche Molitor, Philosophie der Geschichte); und es ist wahrscheinlich, dass ein Mysterium dort geschah, das wir nicht verstehen, das bei allen Sakramenten geschieht, die wir ebensowenig verstehen.

Torger und Tormod hatten ihr Blut vermischt, und sie schritten untrennbar durch Kämpfe und Siege. Eines Tages aber, als Torger von den Erfolgen berauscht war, wirft er dem Bruder das unvorsichtige Wort hin:

— Wer von uns beiden, glaubst du, würde herrschen, wenn wir einen Strauss wagten?

— Das weiss ich nicht, antwortete der Bruder; aber ich weiss, dass diese Frage unserm Zusammenleben ein Ende macht. Ich will nicht länger bei dir bleiben.

— Es war nicht mein Ernst, dass wir unsere Kräfte an einander erproben sollten.

— Es ist dir doch in den Sinn gekommen, da du es gesagt hast.

Er ging, und die Brüderschaft war zu Ende!

„Ihr Freundschaftsverhältnis war so zerbrechlich, dass es nicht einmal die Berührung eines voreiligen Gedankens vertrug", fügt der Erzähler hinzu (A. U. Booth).

Die Ehe ist eine Blutsbrüderschaft und mehr, sie ist eine heilige Handlung. Sie ist so zart und so zerbrechlich, dass ein voreiliges Wort — ja, man nennt es Scherz — fürs ganze Leben töten kann. Es hilft nichts, hinterher zu sagen: es war nur Scherz; denn dann antwortet Tormod der Skalde aus dem

Mittelalter: Es ist dir doch in den Sinn gekommen! „Lange Jahre müssen bezahlen, was die Sekunde verbrochen!“

Und dann noch dies: „Wer von uns beiden, glaubst du, würde herrschen?“ Sobald die Gatten ihr Liebesverhältnis als einen Kampf um die Macht auffassen, während es das gerade Gegenteil ist, kommt die Hölle ins Haus. Das Weib hat eine Neigung, herrschen zu wollen. Wenn ich nun aber zu ihrer Entschuldigung sage, diese Neigung ist ihre Art, gegen den bedrückenden Mann, nicht unterdrückenden, denn den habe ich nie gesehen, zu reagieren, so bitte ich, es nicht bereuen zu müssen.

„Wenn wir einen Strauss wagten!“ Ja, dann ist es ganz so, als führe man Waffen gegen sich selbst; oder als sondere sich ein Reich. Und jeder Schlag, den man austeilt, trifft einen selbst ins Herz.

Cicero sagt, Freundschaft ist nur zwischen freundlichen und gleichgestellten Menschen möglich. Swedenborg sagt, Ehe ist unmöglich zwischen gottlosen Menschen. Ich bin überzeugt davon, dass er recht hat, denn ohne Kontakt mit Gott, der die Quelle der Liebe ist, kann kein Strom von dem Ewigen bis zur Beleuchtung geführt werden. Ich habe die Ehe Gottloser geschildert, ich habe dafür gelitten, aber ich bereue es nicht und nehme nicht ein Wort zurück. So ist es gewesen! Die Gottseligen schildern ihre Ehen nicht, und sie schreiben weder Dramen noch Romane; das müsste in der Literaturgeschichte bemerkt werden, die meist von gottlosen Büchern handelt!

In Frankreich lebt ein Marquis, der Okkultist ist. Von Natur ein zarter Seelenkomplex, von der Erziehung verfeinert, vom Reichtum gegen die Roheit des Lebens geschützt, durch Leiden und Entsagung geläutert, trat er in Verbindung mit den höheren Existenzformen, welche die Theosophen Astralebene nennen. Seine Empfindlichkeit war nämlich so ausgebildet, dass er ein Empfänger wurde und mit entfernt wohnenden Freunden in Rapport treten konnte.

Da trifft er ein Weib aus denselben Regionen, eine durchsichtige, luftige Gestalt, deren Schritte nicht zu hören sind, deren Worte mehr aufgefasst als vernommen werden.

Diese Gatten vereinigten sich so, dass der eine gleichsam in den andern geboren wurde. Er hatte ihr Herz in sich, und zwar buchstäblich. Als sie auf einer Reise zu Verwandten von scheuenden Pferden erschreckt wurde, dass ihr Herz in Aufruhr geriet, fühlte er es in seiner Brust; und sein Herz blieb einen Augenblick stehen, als sie in Ohnmacht fiel. Umgekehrt: als er sich einmal an einer Nadel stach, fühlte sie es. Sie waren in einander, waren Kinder von einander, und Eltern von einander.

Dann starb sie. Er wäre beinahe gestorben, starb vielleicht, stand aber wieder auf. Und nun spricht er mit ihr, hört ihre Stimme in seinem Herzen, buchstäblich, nicht bildlich.

Ich bezweifle es durchaus nicht, denn ich habe ähnliches erlebt, und viel, viel mehr.

VERBIRG! ABER VERGISS NICHT!

Wenn ein Mann das Weib, das er liebt, errungen, sie mag noch so unbedeutend sein, fühlt er seine Unwürdigkeit so grenzenlos, dass er zuerst demütig wird wie niemand. Gleich darauf steigert sich sein Selbstgefühl, weil er allein von der ganzen Bevölkerung der Erde vorgezogen ist; dann folgt ein solches Anschwellen der Persönlichkeit, dass das Glück gezeigt werden muss.

Das ist der gefährliche Augenblick. Manche müssen von ihrem Glück sprechen; das aber haben sie zu bereuen, denn die Menschen sind im Alltagsleben nicht selig; darum scheuen sie fremdes Glück; das verletzt sie nur.

Die Seligkeit des Vorgezogenen beginnt sich bald in etwas zu verwandeln, das Hybris heisst und das die Götter nicht lieben. Es kann geschehen, dass er bald vergisst, wer ihm dieses starke Selbstgefühl gab, das nun ausgegoren ist und Geist heisst. Es kann geschehen, dass sich dieser Geist in Herablassung gegen die kleine Allgeberin äussert; und das wird Vergessen und Undankbarkeit genannt.

Verbirg dein Glück wohl, junger Mann, verbirg es und lass dir an ihrer Gnade genügen; und vergiss nicht, dass sie es war, die dir den Mut und die Kraft gab; sie besass sie allerdings nicht selber, hat sie aber aus der Hand der Götter bekommen, um sie dir zu schenken als die erste Morgengabe der Liebe; den Mut und die Kraft, die du brauchst, um sie, ihr Heim, ihre Kinder und ihre Ehre zu verteidigen!

Er bildete sich ein oder glaubte, sie habe noch ein Gefühl für ihn behalten; darum zog er das Feiertagskleid seiner Seele an und schrieb einen schönen, hochgestimmten Brief an sie.

Nun geschah dieses. Er empfing eine abweisende harte Antwort, die bewies, dass er sich in ihren Gefühlen geirrt hatte. Das war ein furchtbarer Schlag, denn er war so sicher gewesen, dass er sich nicht geirrt. In seiner Feigheit will er einen ehrlichen Rückzug suchen, indem er sich zuerst einredet, sein Brief sei nur ein Gedicht gewesen; dann den Freunden vorlügt, er habe sie prüfen wollen. „Er selber sei ganz frei, es sei ihm gleichgültig, man schwatze ja so viel, wenn man Briefe schreibt.“ Er verleugnete sich selbst, dieser Petrus, er schämte sich seiner schönen Gefühle und machte sich eine Rolle, der entgegengesetzt, die sie ihm zugeworfen.

Aber das kam ihm teuer zu stehen! Denn das Mädchen hatte nur prüfen wollen, ob seine Gefühle stark genug seien, eine Absage auszuhalten. Und nun wandte sie sich einem andern zu!

Es liegt im Weib ein instinktives Verlangen, schuldlos zu sein, in ihrem Verhältnis zum Mann nämlich. Wer mit dem ersten skeptischen Wort, vielleicht scherzhaft, den Tempel der Ehe entheiligt, der hat ja Schuld auf sich geladen oder die Austreibung aus dem Paradies verschuldet. Nun, *sie* sprach das verhängnisvolle Wort. Aber er war stark genug, um der Versuchung zu widerstehen, und antwortete nur mit dem stummen Kummer der Angst, denn er wusste, es handle sich um das ganze Lebensglück. Beim nächsten Mal wurde er feig, und um seine kindlichen Gefühle vor Gelächter zu schützen, auch um die Geliebte vom Schuldgefühl zu befreien, antwortet er in dieser Tonart, die das Geweihte alltäglich macht, und zieht selber das Erhabene herab, um nicht niedergezogen zu werden.

Dann wächst die Schuld an, wenn das Wort gesagt ist, und wenn die Zeit erfüllt ist, beim Bruch, wirft sie die ganze Last auf ihn: Du hast das und das gesagt!

Nun könnte er ja antworten: Du hast angefangen! Ganz wie Adam, als er mit Recht antwortete: Das Weib nahm *zuerst* vom Baum . . . Er aber schwieg, denn er hoffte noch auf Heilung. So lud er sich die ganze Schuld auf und trägt sie noch heute.

Später dachte er einmal: Soll es so sein? Soll der Mann für sie tragen? Vielleicht vermag sie es nicht selber; vielleicht ist sie so unpersönlich, so ohne Selbst, dass es ihr unmöglich ist, ein solches Gefühl wie Schuld hervorzubringen; vielleicht hält sie sich für unzulänglich, auf die Art, dass sie nur ein Medium ist, eine Zwischenhand für einen höheren Willen; oder fasst sich als eine Aufgabe, eine Idee.

Ich weiss von einem Mann, der von einer gottlosen Ehefrau verlassen ward. Als der Augenblick kam, und sie einem bösen Mann in die Hände fiel, der die Strafe für ihre früheren Bosheiten auszuführen begann, betete er, der Verlassene, zu Gott: er möge sie schonen und ihre Schuld ausstreichen. Er fand es zu streng, weil sie vielleicht nur unverständig gewesen. Wahrscheinlich sah er in ihr eine Art Kind, das aus Unwissenheit das Haus in Brand gesteckt hat und dafür nicht gestraft werden darf.

Indessen: wer einen Streit anfängt, pflegt ja zur Verantwortung gezogen zu werden; wer die Herausforderung annehmen und sich verteidigen muss, geht frei aus. Das ist ein wichtiger Unterschied!

Wenn man dazu verurteilt ist, ein schönes, aber böses Weib zu lieben, kann man sie gleichzeitig hassen. Die Gefühle schwingen, das eine löst das andere ab; es entsteht etwas, das dem gleicht, was man in der drahtlosen Telegraphie einen Oscillator nennt; der ruft Wechselströme von hoher Frequenz oder Teslasche Ströme hervor, die so stark sind, dass sie keiner Leitung bedürfen. Das ist nur ein Gleichnis, aber es mündet in dieselbe Erscheinung auf psychischem Gebiet aus. Hass und Liebe sind polarisiert, und durch Influenz kann die Bosheit des bösen Weibes bei dem nicht bösen Mann entgegengesetzte Ströme wecken. Übersetzt ist das: er kann dadurch, dass er das Urböse beständig sieht und ihm ausgesetzt ist, von einem solchen Abscheu davor erfasst werden, dass er sich im Guten abmüht. Er kann von dem tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn er sieht, wie die zwecklose Bosheit einen sonst schönen Menschen mit guten Eigenschaften verheert. Du bist so böse, dass es schade um dich ist!

Das Böse kann mit unendlicher Güte überwunden werden! Aber das Urböse, das seinen Stromerreger in der Hölle hat, kann schwerlich überwunden werden. Doch kann es einen mässig guten Menschen sehr gut machen.

Die bösen Ströme sind allerdings stark, aber wie die Teslaschen Ströme allzu stark, um zu töten; darum sind sie eigentlich unschädlich. Sie erschlagen nicht, sie gehen mitten durch!

LARVEN
ODER
GELEGENTLICHE MATERIALISATIONEN

Goethe, im zweiten Teil des Faust, führt Larven und Lemuren ein, die um den Besitz der irdischen Hülle des Philosophen kämpfen, um noch für eine Weile ein Scheinleben leben zu können. Die Theosophen verstehen unter Larven Seelen von Toten, die in lebende Menschen fahren, die von Natur leer und ohne Selbst sind.

Ich kannte ein Weib, das ein vollständiges Vakuum war und darum beständig Gesellschaft haben musste, um zu einem Scheinleben galvanisiert zu werden. Sie „ass Männer auf", buchstäblich; und wenn sie das Beste ihrer Seelen bekommen hatte, so warf sie sie fort; um die Körper bekümmerte sie sich weniger.

Wenn sie von einem bedeutenden Mann erfüllt war, ging sie hinaus in Gesellschaft und blendete mit dem entliehenen Licht; und sie war blendend, machte den Eindruck „eines grossen Weibes".

Wir nannten sie Thais. Sie war nicht schön, konnte aber Schönheit spielen; sie war nicht intelligent, täuschte aber Intelligenz vor. Sie war Illusionist. Ich konnte an ihrem Gesicht die Züge des letzten Mannes sehen, den sie gegessen, und in einer Stunde zeigte sie sechs verschiedene Physiognomien.

Wenn sie aber allein zu Hause sein musste, fiel sie zusammen wie ein leerer Sack; sie wurde krank, litt an Lebensüberdruss, Selbstmordmanie. Als Larve war sie Nachttier, schlief am Tage und erwachte erst, wenn die Sonne unterging und die Kronen des Cafés entzündet wurden. Wenn sie einmal von sich selber sprach, ward es ein Klageruf; sie weinte über sich und ihr Schicksal! Dann konnte es klingen wie das Lied des Wassermanns oder der Seejungfrau; das

unendlich wehmütige Lied eines unseligen Geistes, der die Hoffnung auf Erlösung verloren hat.

Sie benutzte oft das Wort Lebensfreude. Dieses Wort ist erfunden und verbreitet worden von einer grossen Larve, die Seelenselbstmord begangen hat. Das Wort bedeutet wohl: die Freude, auf der Erde im Sonnenschein zu sein. Es war des Wurms Verlangen, fliegen zu können; und dass die Lebensfreude vermisst wurde, lag wohl in dem Unsinnigen, dass eine gelegentliche Materialisation ewiges Leben besitzen könne. Für sie war der Tod das Ende von allem, während der Tod doch ein Anfang ist. Darum fürchtete sie Kirchhöfe und Leichenwagen, hasste Ernst, wurde krank von Trauerspielen und Beethoven; betete zu Gott, dass sie abends eine Operette besuchen dürfe; weinte, wenn die eingestellt wurde. Aber sie weidete sich am Leiden der Männer und zeigte darin ihre Verwandtschaft mit dem Vertreter des Bösen.

Einmal erzählte sie ganz naiv, wie sie in Paris einen jungen Mann in Flammen gesetzt. „Er weinte, als er mich im Luxemburger Garten sah.“ Und dann lächelte sie so schön, wie ein Kind, wenn es eine Freude erfährt.

Sie schenkte sich nur fort, um eine frühere Verbindung abzubrechen und den Verlassenen mit dem Schmerz des Vermissens zu peinigen.

Damit aber sammelte sie einen solchen Block von psychischem Strom, dass sie schliesslich von den Entladungen erschlagen wurde.

Sie war immer ausgerüstet mit „verlogenen Wahrheiten“ (wie Goethe sie nennt); jeden Tag log sie sich eine Art Charakter zusammen, wenn man das Wort lügen von jemandem benutzen kann, der nicht weiss, was Wahrheit ist (= wie es sich wirklich verhält).

Sie konnte nachts im Café lange Reihen wohllautender, weicher Worte aussprechen, die berauschte

und schlaftrunkene Männer wie Musik anhörten, ohne sie eigentlich zu verstehen!

Einmal hörte ich als Nüchterner diese Musik an, und es war nichts; nur dunkles Gerede, Improvisationen.

Führte man ein ordentliches Gespräch, so gingen die Aussprüche einander parallel, ohne sich zu treffen; und einmal musste ich sagen:

— Ich verstehe nicht, was du meinst; du antwortest, als widerspreche ich dir, aber ich bin ja deiner Meinung.

Nein, ich sei nicht ihrer Meinung; ich habe nur dumme Ansichten; die bekämpfte sie, obwohl ich *ihre* Ansicht verfochten hatte.

Sie hatte zum Beispiel eine Schwester beim Ballett. Eines Tages fragte ich aus Wohlwollen, ob ich dem Mädchen nicht zur Bühne verhelfen solle, da es Begabung gezeigt.

— Nein, man soll ein Kind niemals zu einer Laufbahn *zwingen* . . .

— Aber es ist ja kein Zwang; es ist ja nur ein freundliches Anerbieten, ihre Stellung zu verbessern...

— Nein nein, man soll ein Kind niemals zwingen...

— Aber sie will ja selber zur Bühne . . .

— Mein Vater zwang mich, Sängerin zu werden (das war natürlich eine Lüge!), und es ging nicht gut (es ging überhaupt nicht, weder gut noch schlecht!) . . .

— Aber liebes Kind, Sie zwingen sie ja zum Ballett, während sie zur Bühne will.

Da ward sie böse, weil ich sie weckte; sie wurde böse für alles und nichts! Und sie fuhr fort:

— Man soll ein Kind *nie* zwingen . . . Usw.

Ihre subjektive Art, Menschen umzumodellieren, stellte die Geduld auf eine harte Probe. Ich war

von Natur ein mutiger Geselle, allzu leichtsinnig, um ernst leben zu können. Aber mich machte sie zu dem düstern, strengen Mann, der den Menschen die Lebensfreude rauben wollte.

— Du nimmst alles so schwer (das war norwegisch); du quälst dich selber (im Gegenteil!); man fühlt sich beklommen, wenn du nur ins Zimmer trittst; du raubst einem die Lebensfreude. Und so weiter.

Das alles, weil sie mich hasste!

Sie hielt zuweilen Reden und gab Charakteristiken von den Anwesenden, die ganz wahnsinnig waren.

— Dieser Xgren, das ist ein Charakter, den liebe ich.

Sie liebte ihn heute, weil er ihr Blumen gebracht hatte; doch war er der Charakterloseste der ganzen Gesellschaft.

Der Geck, der sie mit Anekdoten und Couplets zum Lachen brachte, war der „grösste Mann", der unter einer scherzhaften Oberfläche Tiefe verbergen sollte!!! Tiefe!

— Und er trägt seine Sorgen niemals in die Gesellschaft, um seine Mitmenschen zu quälen.

Das war für mich, der ich ein Trauerspiel geschrieben hatte.

Professor Y war ein Genie, weil er Chopin spielte (jedoch schlecht).

Ich hatte einen älteren Bruder, den sie nicht leiden konnte, weil er mein Freund war. Eines Tages aber rief sie aus:

— Dein Bruder ist der beste Mensch, den ich kenne!

— Dann verstehe ich! Er ist treulos gegen mich gewesen!

Und das war er, da er in ungerechter Sache ihre Partei ergriff.

Es fehlten ihr alle Begriffe von Recht und Unrecht, Falschheit und Wahrheit, und sie schob alle ihre Fehler auf andere. Mich machte sie schliesslich zu einem Missetäter, der mit allen ihren Fehlern beladen war. Ich war geizig (obwohl ein Verschwender); ich war ein Othello (obwohl ich so edelmütig war, dass ich ihr meinen Nachfolger aussah); ich war der grösste Selbstquäler, den es je gegeben (ich, der Genusssüchtigste); ich war neidisch (der ihr alles Gute gönnte, trotz allem).

Wenn sie am Rand des Abgrunds ging, und man sie wecken wollte, war es unmöglich: sie musste dahin. Es war unmöglich, sie zum Bewusstsein zu wecken, weil das ihr fehlte und das Selbst auch.

Sie sprach immer im Superlativ oder Diminutiv; alles war entweder wunderbar, wenn es auch nur ein kleiner Likör war, oder es war ganz und gar nichts!

Obgleich aber ihr Selbst so schwach war, wurde es doch von ihr in den Mittelpunkt ihres kleinen Weltalls gestellt. Ihre Umgebung von Bohémiens ward zu einem Königshof; es waren alles Königskinder, wie Zigeuner Grafen sind; die ganze Gesellschaft, ihr Stammtisch ausgenommen, bestand aus Philistern, die arbeiten, Kinder ernähren, Steuer bezahlen, das Land verteidigen, kaufen und verkaufen sollten. Die Erde war ihrer Majestät zinspflichtig.

Sie war natürlich gottlos, hatte aber Stunden, in denen sie sich unselig fühlte, verdammt, und nach der Erlösung seufzte; damit meinte sie den Tod, die Verpuppung für den künftigen Schmetterling. Da weinte sie, nicht über sich selber, aber über ihr Schicksal.

Doch diese lose Kombination von Elementen in labilen Stadien besass die Fähigkeit, ihre unausgereifte Person zu verwandeln; und ihr Selbst sass

so lose in den chemischen Verbindungen, dass es wie die gebundene Wärme in einem Augenblick frei werden, irradieren, in den Raum hinausgehen, aus der Entfernung angreifen konnte. Sie war mit einem Wort ein Incubus oder Succubus. (Vergleiche Huysmans, En route.)

Aber sie konnte auch, vielleicht ohne es zu wissen, Gegenstände, nach denen sie verlangte, gleichsam anziehen. Sie brauchte nur eine gewisse Sache von einer bestimmten Person zu wünschen, so bekam sie diese Sache. Sie liebte Bücher, in denen Bilder waren, und wenn ich ein schönes Buch nach Hause gebracht hatte, so wurde ich eine Zeitlang von dem Gedanken ergriffen: Das soll Thais haben! Sie bekam es. Aber ich grämte mich nachher, denn sie schenkte es bald fort. Doch wiederholte ich die Dummheit kurz darauf!

Eines Tages wünschte sie sich zwei dunkelblaue Hyazinthen vom Professor. Er wusste nichts von ihrem Wunsch, kaufte sie aber auf irgend eine innere Aufforderung hin. Als er mit den Blumen kam, rief sie aus:

— Nein, wie nett du bist, ich verlangte gerade nach zwei blauen!

— Das ist doch eigentümlich, antwortete er; ich wollte zwei weisse kaufen, fand aber nur blaue.

Diese Geschichte ist wahr in ihrer Eigentümlichkeit.

Ihre Natur war so indolent, dass sie freundlich zu sein schien; und das war sie gegen alle, nur nicht gegen den, welchen sie augenblicklich liebte.

Eine Seligkeit konnte sie nicht gewähren, denn dazu ist die Liebe, Hingebung, Aufopferung beider Teile nötig.

Das verstand niemand von den Gottlosen; die suchten vielmehr in Zoologie und Physiologie die

Erklärung des einfachen Problems, über das so viele innerhalb des ehelichen Bundes gegrübelt haben. Und es ist doch ebenso einfach wie schön: in Hass oder Skepsis wird keine Seligkeit geboren, nur Enttäuschung; daher das beständige Klagen über Enttäuschung.

Sie ist nicht „glücklich" in der Ehe, das bedeutet ganz einfach, dass die Liebe, die Liebe der Seelen nämlich, bei einem der beiden oder bei allen beiden fehlt.

Aber sie jagte nach dem Glück, suchte und suchte, jedoch an unrichtigen Stellen; fand es aber nicht, denn die Liebe ist bei den Gottlosen nicht zu finden.

Wenn nur das Göttliche im Menschen in die Materie niedersteigen darf, so glänzt und wärmt es mit einem übernatürlichem Glanz und einer übernatürlichen Glut; und was ein Kraftverlust für den niedrig Gesinnten ist, wird ein Gewinn für den, der reinen Herzens ist; er scheint sich zu geben, aber er empfängt unendlich; er wandert den ganzen Tag in einem seligen Verlangen nach dem Untergang der Sonne und dem keuschen Dunkel der Nacht oder der blauen Nachtlampe des Mondes. Und dieses Mysterium, das verträgt nicht das starke Licht des Tages, nicht einmal das der Arbeitslampe. Ja, so ist es!

Das aber verstand die arme Thais nicht; darum irrte sie suchend, trauernd, fragend umher, ohne zu finden.

Schliesslich verheiratete sie sich; aber sie war bald gesättigt, und gegen des Mannes Ansicht trat sie die neue Hochzeitsreise an, die in die Weite ging.

Da geschah etwas, was ich nicht weiss, was ich aber glaube ausrechnen zu können. Der Mann erschoss sie und sich! Wahrscheinlich weil der erste Mann ihnen mit seinem Fernhass folgte und beiden die Möglichkeit zur Freude nahm. Ich bin beinahe überzeugt, dass ich richtig gerechnet habe!

Goethe schrieb 1809 in seinen „Wahlverwandtschaften" über ein höchst empfindliches Verhältnis; es war jedoch eine grosse Entdeckung; und obwohl er das Thema mit äusserster Feinfühligkeit behandelte, hätte er doch beinahe seinen Ruf vernichtet.

Eduard und Charlotte leben in einer glücklichen Ehe. Da kommt ein Major ins Haus, aber auch eine Freundin. Nun entsteht kreuzweise Sympathie zwischen dem Major und Charlotte (der Frau) sowie zwischen Eduard (dem Mann) und Ottilie (der Freundin). Aber das Verhältnis zwischen den Parteien ist unschuldig, wie sie aus guten Gründen meinen; und alle glauben die gefährliche Leidenschaft bekämpft zu haben.

Ein Kind ward jetzt in Eduards Ehe geboren, und an seiner ehelichen Geburt ist nicht zu zweifeln: Es war das Kind der Gatten.

Doch, da kommt das Verhängnisvolle: Das Kind wird dem Major ähnlich und auch Ottilie.

Die Ursache wird von Goethe leicht angedeutet: Die Eltern hatten das Bild der andern im Herzen getragen, ein seelischer Ehebruch war begangen worden. Dann beginnt ein Trauerspiel, das nicht zu meinem Thema gehört.

Ich weiss von einem Weib, das einen Mann unschuldig liebte, oder für ihn schwärmte. Sie verheiratete sich mit einem ganz andern Mann, und ihrer beider Kind wurde dem Freund ähnlich, den sie geliebt hatte.

Es ist also nicht damit zu spielen; und obgleich Gedankensünde vom Gesetz nicht bestraft wird, hat sie doch Folgen, die schlimmer sind als alle Strafen des Gesetzes.

Er ist vierzig Jahre alt und hat sich nicht verheiratet, obwohl kein Hindernis vorhanden gewesen, im Gegenteil. Aber ich glaube die Ursache zu wissen. Seine Eigenliebe ist so gross, dass er nicht aus sich herausgehen kann; er will geliebt werden, will aber nicht lieben. Mit dieser Eigenliebe reagiert er eigentlich gegen seine Leere, denn er läuft umher und gibt Rollen, bietet sich scheinbar an, während er von fremden Seelen, von fremden Eigenschaften lebt; ja sich sogar wie eine Katze an fremder Liebe wärmt.

Wo er eine glückliche Ehe entdeckt, drängt er sich ein. Zuerst befreundet mit dem Mann, wird er bald Freund mit der Frau; interessiert sich für die Kinder, und schliesslich für die Dienstboten. Er bereitet sich dort ein Heim, kommt und geht, hat Zutritt zu Schlafkammer und Kinderstube. Aber er will nichts, nur sich anbieten, zu Freundschaft und Bewunderung einladen. Er steht über allem Verdacht als Don Juan; darum kann er mit der Frau des Hauses morgens spazieren gehen. Bei Gesellschaften vertritt er den Wirt; er ladet ein oder bringt seine Bekannten ins Haus.

Es verging einige Zeit, ehe der verheiratete Mann aus der Verzauberung erwachte. Als er aber merkte, dass er allein zu Hause sitzen musste, während Freund und Frau in Konzert und Schauspiel gingen, bewölkte er sich; klärte sich aber wieder auf, um nicht lächerlich zu werden. Seine Augen hatten sich jedoch geöffnet; und nun merkte er, dass das Haus verändert war; Gewohnheiten, Stunden, Geschmack, alles war nach Alphons' Kopf geordnet. Die Frau las nur seine Bücher, spielte seine Musik, sah seine Stücke. Sie sprach nur von ihm, den ganzen Tag

und die halbe Nacht. Der Mann entdeckte, dass er seine Frau verloren hatte, ohne dass sie ihm untreu gewesen, wie man es nennt.

Wenn die drei zusammen sassen, sprach der Freund allein zur Frau, die ihre Gefühle nicht verbergen konnte; und der Mann stand ausserhalb.

Eines Abends kam der Freund um neun Uhr auf Besuch, brachte der Frau Blumen und wollte etwas Dringendes mit ihr besprechen. Die drei sassen da, und das Dringende kam nicht heraus. Da wandte sich Alphons an den Mann und sagte:

— Geh und leg dich schlafen.

Der Mann ging nicht und legte sich nicht schlafen, aber er setzte sich im selben Zimmer an seinen Schreibtisch, kehrte den beiden den Rücken und „die grosse Verachtung“ zu.

Sie mussten es schliesslich gefühlt haben, denn ihr Gespräch stockte; Alphons fühlte sich nicht mehr wohl und ging, nachdem er dem Mann gesagt hatte, was er nicht hätte sagen sollen.

Da ergriff der Mann das Wort und sagte zu seiner Frau:

— Hat er um dich gefreit?

— Um mich? Bist du närrisch?

— Du liebst ihn! Heiratet euch!

Nein, das wollte sie nicht; sie liebte nicht Skandal; der war nicht nötig; und für ihre Gefühle brauchte sie nicht Rechenschaft abzulegen.

— Liebe ist doch wohl ein Gefühl!

Schliesslich sagte der Mann sein Ultimatum:

— Alphons kommt nie mehr ins Haus!

Am nächsten Tag bekam der Freund den Brief, der am Abend geschrieben wurde. Dieser Brief enthielt die Aufforderung, Alphons solle sich mit der Frau verheiraten. Der aber war so

frech oder so kühn, seine Antwort mündlich zu geben:

— Ich werde mich nie verheiraten.

— Sondern mit dem Schmarotzen fortfahren, parierte der Mann.

Das Heim war indessen ruiniert, die Frau wollte sterben, die Kinder litten. Schliesslich musste der Mann, um des lieben Friedens willen, der Kinder wegen, sich zu dem demütigenden Kompromiss verstehen, dass Alphons auf Besuch kommen dürfe, wenn der Mann fort war.

Alphons war niedrig genug, um auf die Bedingung einzugehen; und er tat es so schamlos, dass er bei Gesellschaften als Wirt auftrat und Dienstboten wie Weinkeller kommandierte. Jemand bemerkte darüber, recht zynisch, aber nicht so unrichtig:

— Wenn er wenigstens der Liebhaber wäre! Aber er lässt sich nicht lieben!

Die Geschichte nahm jedoch ein schnelles Ende! Es war nämlich noch ein erwachsener Sohn da, der sich in der Fremde aufgehalten hatte. Als der nach Haus kam, machte er es wie Odysseus mit den Freiern; allerdings nicht ganz so, denn er schoss Alphons nicht nieder, sondern tat etwas anderes.

Einige Zeit war der Freund krank; dann war er naiv genug, sich zu beklagen:

— Die Menschen sind so sonderbar, sagte er. Ein reines, uneigennütziges, grosses Gefühl, das verstehen sie nicht zu schätzen. Und unsere Gefühle, ja . . . .

Aber das Heim war verheert. Die Gatten konnten sich nicht wiederfinden; Unfriede herrschte; die Kinder litten; und das ganze, lange Leben erschien den beiden Unglücklichen als eine einzige Qual.

Ein halbes Jahr später hatte Alphons ein neues Heim entdeckt, und ist nun im Begriff, das zu schleifen!

Zu heiraten wagt er nicht, denn dann weiss er, was seiner wartet, wenn sein Karma sich einmal zu entwickeln beginnt! Ich sehe ihn: wie er, gezwungen, sich zu verheiraten, abends mit Frau und „Freund" dasitzt. Und ich höre den Freund sagen: Geh und leg dich schlafen!

DER BACKENSTREICH

Ich war dreissig Jahre alt; das Leben wurde mein zum erstenmal, nachdem ich im Kartoffelkeller gelegen und weisse Wasserkeime geschossen hatte, statt zu wachsen. Heim, Gattin, Kind hatte ich bekommen, und ich war mein eigener Herr geworden. Nachdem ich gehörig gearbeitet, pflegte ich Freunde bei mir zu sehen; ich nenne sie Freunde, weil sie bei mir gediehen und ich mit ihnen. Wir taten nichts Böses; wir spielten wie Kinder mit Worten und Tönen; verkleideten uns, um uns schöner zu machen; dichteten und hielten Reden ... Ich glaube, man gönnte mir diese Stunden.

Aber es wurde bald etwas zu viel; der heilige Schlaf wurde in seiner Majestät gekränkt; der Wein wurde sauer in den Gläsern. Und eines Nachts, gegen Morgen, in einem fröhlichen Kreis, am besetzten Tisch, schäumt der Übermut über, da das Glück in einem Augenblick mir alles auf einmal gegeben — und ich spreche ein Wort aus, das ein verheirateter Mann nicht sagen soll. Da knallte eine Ohrfeige von einer kräftigen Hand. Ich fand die so natürlich und fuhr in meiner Ausführung fort, ohne eine Sekunde Pause zu machen; jetzt aber in einer andern, bessern Tonart. Niemand nahm Notiz von dem Geschehenen, alles ging weiter wie vorher; und wir trennten uns alle als Freunde.

Der mir den Backenstreich gegeben, war ein Junggeselle von nicht so feinen Sitten; wenn er meinen Standpunkt missbilligt hatte, musste ich sehr tief gestanden haben.

Mehrere Tage trug ich die blauen Zeichen auf der Backe. Meine Frau sagte nichts; nur einer der Freunde liess sich etwas von der Sache merken.

— Wie konntest du dir das gefallen lassen?

— Ich muss wohl gefunden haben, dass ich es verdiente! Sonst kann ichs nicht erklären?

Jetzt bei sechzig Jahren wünsche ich, man hätte mir mehrere solche Ohrfeigen gegeben, bei verschiedenen Gelegenheiten, denn die erste hat nichts geholfen!

Wenn ich das jetzt bekenne, fühle ich es als ein grosses Glück, dass ich es über mich vermocht habe, es einzugestehen. Und nun möchte ich noch zwanzig Jahre leben, um die Lehren, die ich erhalten, zu benutzen und dabei meine frühere Ungelehrigkeit mit ihren betrübenden Folgen zu vergessen!

EINE SYNTHETISCHE LEICHENREDE JEDOCH IM WIRTSHAUS

Der alte Lehrer war beerdigt, mit Blumen und Kränzen, und man hatte beim Grabe alles Gute gesagt, was man von ihm wusste; und das soll man, denn das ist Wegzehrung für die Reise.

Später aber sassen die Freunde im Wirtshaus, und das ist etwas anderes als der Kirchhof, das ist privat; und in einem besondern Zimmer hinter geschlossenen Türen hat man ein Recht zu sagen, was man am Grab ausgelassen. Achte auf den Unterschied!

Ein Kollege plauderte über den Toten; hielt keine Rede, wohlgemerkt!

— Als Kollege und Konkurrent war er ein wildes Tier, das zerriss und auffrass: im privaten Verkehr ein blökendes Lamm; als Vorgesetzter voller Menschlichkeit und Wohlwollen; als Lehrer ein Muster, als Untergebener ein Monstrum; als Gatte getreu bis in den Tod, denn er liebte nur sie, die Braut seiner Jugend, trotz allem. Als Vater gab er den Kindern mehr als sich selber; als Hausherr war er nachsichtig; als Bürger gehorchte er den Gesetzen, aber mehr aus Zwang, und schlecht und recht; als Sohn opferte er sich auf für einen kranken Vater und eine vorlaute Mutter; gegen seine Geschwister war er abwechselnd wie sie selber: falsch gegen die Falschen, treulos gegen die Treulosen; nicht unerschütterlich treu gegen die Freunde, aber doch beharrlich. Grenzenlos hochmütig, verkehrte er doch nur mit kleinen Leuten; gab, aber ungern; nahm, wie ein Räuber, wenn sich die Gelegenheit bot; war des Gefühles Dankbarkeit mächtig, aber nicht oft; vergass, wenn die Not oder ein Vergnügen es verlangten, verzieh aber eigentlich niemals.

— Kann man alle diese Widersprüche zusammenfassen? Ein mustergültiges Monstrum, ein wildes Tier und ein Lamm, ein menschlicher Tyrann, ein treuer Treuloser, ein falscher Freund?

— Ja, gewiss kann man das! Shakespeare hat es gemacht in Hamlet, Lear; vor allem in Hamlet, der die feinste Natur ist und die rohesten Manieren hat.

Shakespeare macht bekanntlich Richard III. zu einem missgestalteten Buben, der einen Buckel und allerlei Laster hat, ohne ein einziges Verdienst zu besitzen; das ist sonst nicht die Art des grossen Dichters. Und im ersten Monolog, der übrigens recht unwahrscheinlich ist, sagt er:

Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden

(das sagt man nicht!) und erzählt,

Anschläge macht ich, schlimme Einleitungen,

und dass er

verschmitzt, falsch und verräterisch.

David Hume (History of England) bestätigt diese Bekenntnisse und sagt, Richard habe Heinrich VI. und seinen eigenen Bruder ermordet. Indem er die Frau seines Bruders der Untreue beschuldigte, erreichte er, dass der Sohn für illegitim erklärt und er selber gekrönt wurde. Darauf liess er seine Neffen, die Söhne Edvards IV., ermorden; Delaroche hat sie verewigt. Und so weiter.

Heute weiss man nichts davon, dass Richard III. überhaupt bucklig war. Es ist eine Lüge der Lancasterpartei, und in Humes eigener Geschichte wird ein Porträt gezeigt, auf dem der König wohlgestaltet ist, ein hübsches Gesicht, grosse geneigte melancholische Augen hat; und die hängenden Schultern widersprechen der Fabel von dem missgestalteten Rücken.

Meine englische Quelle erwähnt kein Wort von dem Mord, sondern zeigt Richard als treuen Bruder und hilfreichen Menschen. Ferner wird er als mutig, gerecht, energisch gepriesen, aber streng genannt.

Das ist die Art des Hasses, die Kleider auszustopfen, Mörderrunzeln zwischen die Augen zu zeichnen und die Nase rot anzumalen!

Was aber soll man von den Geschichtsforschern sagen?

Der zuerst Richard III. reinwusch, war Walpole, der Sohn. Er war ein Whig, also aus der Volksopposition, die den Königsmord wohl für erlaubt ansah, unter gewissen Umständen, und es vielleicht Richard zur Ehre anrechnete, dass er dem dreissigjährigen Krieg der Rosen ein Ende gemacht. (Ich habe sein Buch nicht gelesen.) Die Urteile der Menschen, auch der Historiker, wurzeln in Leidenschaften und Interessen. Der Vater, Sir Robert Walpole, hatte wohl auf die Ansicht des Sohnes eingewirkt, denn der Vater muss durch sein eigenes Naturell eine gewisse Sympathie für Richard gehegt haben. Sir Robert hiess der Gewissenkäufer und war eine rohe Natur, „für den politische Ehre ebenso unbekannt war wie weibliche Tugend". Er bewunderte Richard vielleicht; darum wusch er ihn rein, log ihn frei und liess die Skizze vom Sohn ausführen. Das geschah 1768, also dreihundert Jahre nach Richards Tod. Freilich hält man es für wahrscheinlich, dass die Zeitgenossen und die bald darauf lebten, besser Bescheid gewusst haben, als die dreihundert Jahre später lebten. Und Shakespeare machte keine Forschungen, hielt sich nur an offizielle Handbücher; da er nur achtzig Jahre nach Richards Tode geboren war, konnte sein Grossvater den seligen König gekannt haben; hätte wenigstens beschwören können, dass er bucklig gewesen, wenn er es gewesen.

So wenig weiss man in der Geschichte! Und die soll man ernst nehmen, weil es eine Wissenschaft ist? Was soll man denn scherzhaft nehmen?

Ich finde dies scherzhaft: Englands grösster Dramatiker zeichnet einen König nach besten Quellen, und das Bild wird Bronze; einer von Frankreich besten Malern, Delaroche, malt Eduards

Söhne, ehe sie ermordet wurden; Europas beste Schauspieler stellen das Bild auf der Bühne dar. (Ich habe ihn in meiner Jugend gesehen, wie er sich in seiner Hässlichkeit spiegelte.) Und dann erfährt man, dass es nicht so gewesen! Richard war ein männlich schöner Löwe mit allen Regententugenden; Eduards Söhne wurden nie ermordet usw.!

Dann ist die Geschichte Theaterstück, und das Stück nicht Geschichte.

Das ist eine Posse, und nicht ernst zu nehmen! Dumm ist, wer studiert! Lieber pflügen und graben, ein Weib nehmen, Kinder zeugen, in die Kirche gehen, Steuer zahlen, in Ehren alt werden, seine Seele in Gottes Hand befehlen und sterben.

Man sieht im ersten Akt eine Menge Eidams und Töchter auftreten, und einen Schwiegervater, der viel verlangt; aber man sieht keine Mutter, und niemand nennt ihren Namen. Sie ist also tot! Aber man pflegt ja bei Familienfestlichkeiten in einem unbewachten Augenblick an die Abgeschiedene zu erinnern. Hier herrscht Schweigen! Die Töchter sind nicht angenehm, doch Cornelia, und der Narr charakterisiert sie auf seine einfache Art, als er Goneril kommen sieht: „Da kommt so ein abgestutztes".

König Lear ist mir nie sympathisch gewesen. Er verlangt Liebe, während Liebe gerade zu geben ist: geben, ohne Lohn, ohne Dank. Geben für Gegengaben ist kaufen: Geben um zu geben, das ist Liebe. Er schenkt allerdings sein Reich mit einer Hand fort; aber mit der andern nimmt er ein fettes Stück zurück, da er sich als Altsitzer mit einer Bedeckung von hundert Mann bei Neuvermählten niederlässt. Das ist unverständig von einem so alten Mann, und Goneril hat recht, wenn sie sich über das Räuberleben beklagt, das einhundert Ritter in ihrem jungen Heim führen:

So wildes Volk, so schwelgerisch und frech,
dass unser Hof, befleckt durch ihre Sitten,
gemeiner Schenke gleicht. Unzucht und Lust
stempelt ihn mehr zum Weinhaus und Bordell
als fürstlichen Palast.

Lear antwortet: Höll und Teufel! und dann sagt er, es sei Lüge. Sein Gefolge besteht aus ausgewählten Ehrenmännern! Hat Goneril gelogen oder übertrieben? Oder lügt der Alte? Ich weiss nicht.

Goneril verlangt indessen, dass fünfzig Mann eingezogen werden. Da verflucht der Vater sie! Ist das Vernunft?

Dann will Regan das Gefolge auf fünfundzwanzig herabsetzen. Da wird der Alte verrückt und geht

auf die Heide hinaus. Und dort hält er seinen grossen Monolog; diesmal aber nicht gegen die Undankbarkeit der Kinder, die hier Töchter sind, sondern gegen das Weib im allgemeinen. Da kommt Frau Lear! dachte ich, denn mit dem erotischen Leben der Töchter hatte er keine Veranlassung sich zu beschäftigen,

Vom Gürtel nieder sinds Centauren,
wenn auch von oben Weib; nur bis zum Gürtel
sind sie den Göttern eigen: jenseit alles
gehört den Teufeln, dort ist Hölle, Nacht . . .

Es ist nicht daran zu zweifeln, dass eine dunkle Erinnerung im Hirn des Alten aufsteigt, dass er in der Töchter zynischen Attacken auf Edmund ihre Mutter wiedersieht, deren Erbe sie tragen müssen. Es gibt nämlich eine Stelle im zweiten Akt, die nicht klar ist, aber ein Geheimnis enthalten kann von der Art, wie es der Mann nicht gern alle Tage verrät. Regan kommt und begrüsst Lear:

Regan
Ich bin erfreut, Eur' Majestät zu sehen.

Lear
Regan, ich denk, du bists, und weiss die Ursach,
warum ichs denke: wärst du nicht erfreut,
ich schiede mich von deiner Mutter Grab,
weils eine Ehebrecherin verschlösse.

Regan ist ja falsch, da sie sagt, sie sei erfreut, den Vater zu sehen. Denn sie hat eben andern erklärt, sie wolle verreisen, wenn der Alte auf Besuch käme. Lear glaubt ihr nicht und wird ironisch. Aber die Inversion in der Phrase ist so kühn, dass ich glaube, sie hat zurückgeschlagen; oder hat versagt, mit einem Wort! Das sei dahingestellt!

Shakespeares behaupteter Frauenhass wird so schön im fünften Akt widerlegt, als Lear seine Cordelia wieder bekommen hat:

Lear

Bittst du um meinen Segen, will ich knien
und dein Verzeihn erflehen; so wollen wir leben,
beten und singen, Märchen uns erzählen
und über goldne Schmetterlinge lachen.

Gut und böse, die Wurzel im Dung und die Blüte im Licht, das Schönste aufs Hässlichste gepfropft, das Meisterwerk der Schöpfung aber verpfuscht; hassend, wenn sie liebt, und liebend, wenn sie hasst — so schildert Shakespeare das Weib, die Sphinx, deren Rätsel man nicht lösen kann, weil es unlösbar ist oder nicht existiert!

Aber es ist mir ein Bedürfnis, mir zu denken oder zu ersinnen, Cornelia sei die schöne Face ihrer Mutter, die sie überlebte; eine Paillette aus reinem Gold in schwarzem Schiefer, die der Achtziger in seiner Jugend mit den scharfen Augen der Liebe gesehen, ausgebrochen, eingefasst und an seinem Herzen verborgen hat! Wie hätte er sonst Gonerils und Regans Mutter lieben können?

War Shakespeare Pessimist? Ja, zuweilen, nicht immer, wie wir andern. In „Lear“ sagt er, als der König stirbt:

Quält seinen Geist nicht! Lasst ihn ziehn! Der hasst ihn,
der auf die Folter dieser zähen Welt
ihn länger spannen will.

Folter! Und in „Hamlet“ sagt er ja:

Sterben ist ein Ziel,
Aufs innigste zu wünschen! . . .
Wer trüge Lasten
Und stöhnt und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur dass die Furcht vor etwas nach dem Tod . . .

Oder wenn Hamlet Horatio bittet, leben zu bleiben:

Und atm' in dieser herben Welt mit Müh . . .

Im „Sturm“ geht Shakespeare noch weiter und bezweifelt wie die Buddhisten die Wirklichkeit des Lebens:

Wir sind solcher Zeug
wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
umfasst ein Schlaf.

Ferner in „Macbeth“, aber noch schlimmer:

Ein Schatten bloss ist unser Leben . . .
Ein Märchen, erzählt von einem Irren;
klingt gross, bedeutet nichts.

In „Timon“ spricht Shakespeare einen Menschenhass, oder eine Verachtung, aus, die an Schopenhauer oder Hartmann erinnert:

Empfehlt mich ihnen (den Athenern)
und sagt, um ihren Kummer zu erleichtern . . .
auf schwankem Lebensweg . . .
mir wächst ein Baum, hier nah bei meiner Höhle . . .
Sagt ganz Athen, dem Adel wie dem Volk,
vom Höchsten zum Geringsten, wems gefalle,
zu enden seine Not, der möge eilen
und sich dran hängen!

Timons eigenhändige Grabschrift schliesst:

Fluch allem, was da lebt!

War Shakespeare Freidenker oder Atheist? Nein, er war ein frommer gläubiger Katholik; hatte Augenblicke des tiefsten Zweifels und der tiefsten Verzweiflung, als Gott sich ihm verbarg. In „Richard III.", den Shakespeare mit dreissig Jahren schrieb, also einer Jugendarbeit, da er mit achtundzwanzig begann (mit „Heinrich V.") lässt er Richmond, den edlen Held des Stückes, sprechen:

Gott und die gute Sache ficht für uns;
Gebete Heilger und gekränkter Seelen,
wie hohe Schanzen, stehen vor unserm Antlitz . . .

Und von Richard sagt Richmond:

Ein Mensch, der stets gewesen Gottes Feind,
so schirmt euch billig Gott als seine Krieger . . .
nun fechtet ihr denn wider Gottes Feind,
Gott und Sankt George! Richmond und Heil und Sieg!

Und als Richard der Böse gefallen ist, schliesst Richmond das Drama mit einem Dankgebet zu Gott, weil der dreissigjährige Krieg zwischen den Rosen zu Ende ist:

Nun mögen Richmond und Elisabeth . . .
durch Gottes schöne Fügung sich vereinen!
Mög ihr Geschlecht (wenn es dein Will ist, Gott)
die Folgezeit mit mildem Frieden segnen . . .
Zerbrich der Bösen Waffe, gnädiger Gott . . .
Dass England lange blühe, Gott, sprich Amen!

Den achtunddreissigjährigen Dichter finden wir in „Hamlet". Im ersten Akt glaubt er an den Geist, denn er bemüht Marcellus, Horatios Zweifel zu widerlegen:

Horatio sagt, es sei nur Einbildung
und will dem Glauben keinen Raum gestatten
an dieses Schreckbild . . .

Horatio erblickt den Geist und wird überzeugt:

Bei meinem Gott, ich dürfte dies nicht glauben,
hätt ich die sichere, fühlbare Gewähr
der eignen Augen nicht.

Dann erblickt Hamlet selber das Schattenbild seines toten Vaters:

Engel und Boten Gottes, steht uns bei!

Das ist Shakespeare selber, denn er wusste wohl aus Saxo, dass die Personen des Dramas Heiden waren. Dann kommt der Vater, direkt aus dem Fegefeuer:

> Schon naht sich meine Stunde,
> wo ich den schweflichten, qualvollen Flammen
> mich übergeben muss.

Das beweist, dass Shakespeare Katholik war, da er ans Fegefeuer glaubt, das die Protestanten leugnen. Dass das Gefühl einen Reinigungsprozess im Feuer für nötig hält, ehe man in die Gesellschaft der Heiligen eintritt, ist ja schön; und ein Katholik ist nicht erstaunt, den herrlichen Helden und vortrefflichen Mann in einer solchen Lage zu finden. Und der Vater selbst beruhigt seinen Sohn damit, dass es ein notwendiges Durchgangsstadium sei, auch für den Gerechten, weil er durch raschen Tod hinweggerafft worden, ehe er seine Sünden hatte sühnen können:

> Verdammt, auf eine Zeitlang nachts zu wandern
> und tags, gebannt, zu fasten in der Glut,
> bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
> hinweggeläutert sind.

Man kann unmöglich die Schuld auf die Zeit schieben, in der das Stück spielt, denn das ist Sagenzeit; auch nicht auf Shakespeares Zeit, denn die war gottlos. Ja man hat Shakespeare zu einem sogenannten Renaissancemann (Heiden) und zu einem Schüler des Freidenkers Giordano Bruno machen wollen, ohne andere Gründe als einige botanische Betrachtungen; ich erinnere mich im Augenblick nicht, wo.

Ferner: Hamlet schwört bei Sankt Patrik, dem Heiligen Irlands, aber auch: „So wahr Gott euch helfe!“

Der 38jährige Dichter ist wohl im Zweifel gewesen und er glaubt einen Augenblick, der Geist sei ein Blendwerk des Satans, der infolge seiner Schwermut Macht über ihn bekommen habe. Dieser Zweifel

an allem, an Gott und seiner Güte, kommt im Monolog zum Ausbruch; und wer ähnliches durchgemacht hat, will Hamlets Schwanken dem Umstand zuschreiben, dass er den Anker, das ist Gott, verloren hat. So charakterlos benimmt sich nämlich ein gottloser Mensch, der zwischen Rachegedanken und bequemer Verzeihung hin und hergeworfen wird.

Auf der Höhe seiner Verzweiflung bittet er Ophelia, ihn in ihr Gebet einzuschliessen!

Hamlet schwört ferner (III, 2) bei der heiligen Jungfrau, die unter Königin Elisabeth nicht populär war. Und er ist wenigstens nicht Materialist im Monolog des vierten Aktes:

> Was ist der Mensch,
> wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut
> nur Schlaf und Essen sind? Ein Vieh, nichts weiter!

Im fünften Akt sind Hamlets gottlose Zweifel zerstreut, und in der zweiten Szene predigt er:

> Und das lehr uns,
> dass eine Gottheit unsere Zwecke formt,
> wie wir sie auch entwerfen.

Aber der Dichter (Hamlet) hat auch den Finger der Vorsehung in den Kleinigkeiten des Alltagslebens entdeckt (V, 2):

> Horatio
> Wie wurde dies versiegelt?
> Hamlet
> Auch darin war des Himmels Vorsicht wach.
> Ich hatt' im Beutel meines Vaters Petschaft,
> das dieses dänschen Siegels Muster war.

Es war also kein Zufall, wie der Geist keine Phantasie war! In derselben Szene ruft Hamlet von neuem aus, nachdem er seine Entdeckung gemacht hat:

> Es waltet eine besondere Vorsehung
> über den Fall eines Sperlings.

Das ist Christentum, ihr Herren Heiden!

Horatio ist, wenn auch Römer, doch ebenso fromm, wie Hamlet wurde.

Und Engelscharen singen dich zur Ruh!

grüsste er seinen Freund im Augenblick des Todes.

Eine recht unbeachtete Figur ist Shakespeares Jungfrau von Orleans in seiner ersten Arbeit, dem ersten Teil von „Heinrich VI." Die Auffassung ist durchaus orthodox katholisch.

Die Jungfrau beginnt mit einem Wunder, das andere bezweifelt haben. Sie muss ein reines Leben führen, um die Verbindung mit den Geistern unterhalten und die Zukunft schauen zu können. Ob sie von einem Gefühl für den Dauphin ergriffen wird, kann ich nicht entscheiden, denn man lügt sie so oft im Stück an. Aber in der dritten Szene des fünften Aktes wird sie von bösen Geistern angefochten, als sie ihre Macht schwächer werden fühlt. Hier vielleicht geschieht ihr Sündenfall, denn sie verspricht Leib und Seele, wenn sie ihr helfen wollen. Aber:

Zu schwach sind meine alten Zaubereien,
die Hölle mir zu stark, mit ihr zu ringen . . .

In diesen Worten zeigt sich die englische Auffassung von der Hexe, die denn auch zum Scheiterhaufen verurteilt wurde. Sie selber aber darf sich freisprechen in einer Verteidigungsrede (V, 4). In der sagt sie, sie sei von königlichem Blut, durch himmlische Begeisterung reich begnadet, als heilig und tugendsam erkoren, auf Erden hohe Wunder zu wirken.

Doch ihr, befleckt von euren eignen Lüsten . . .
So achtet ihrs für ein unmöglich Ding,
ein Wunder wirken ohne Macht der Teufel.

Nun war, soviel man aus der lügnerischen Weltgeschichte weiss, Jeanne d'Arc eine von Gott begeisterte Seherin, die ihrer Mission, „den König in

Reims zu krönen", folgte. Als sie sich aber überreden liess, weiterzugehen, geriet sie in Unfrieden und Unglück, bis sie fiel. Das ist die Tragödie, und die hat Schiller verstanden. Shakespeare war zu jung, als er diese schwierige Figur anpackte; so verpfuschte er sie zum Schluss, als sie vorgibt, schwanger zu sein, und sich mehrere Liebhaber andichtet, um dem Scheiterhaufen zu entgehen. Aber Protestant ist Shakespeare nicht, denn die protestantische Auffassung ist ganz roh, nämlich dass sie eine Betrügerin war.

Was für Shakespeares Katholizismus spricht, ist seine Schilderung des Kardinals Wolsey in „Heinrich VIII." Dieser König war ja der König der Reformation; aber das Drama handelt nur von der ersten Scheidung, der zweiten Ehe und Elisabeths Geburt. Kardinal Wolsey ist ein Schelm, nicht weil er Katholik war, sondern weil er ein „Schelm" war. Der zweite Kardinal, Campejus, ist sympathisch und würdig; er steht auf Heinrichs Seite, obwohl er beschuldigt wird, nur Wolseys Pläne beim Papst zu fördern.

Heinrich schlägt ein einziges Mal gegen Rom los, aber recht unschuldig; und wir wissen, dass Heinrich nach der Trennung vom Papst ebenso katholisch blieb, denn von Rom wollte er frei werden, nicht von der katholischen Kirche.

Uns muss es ja gleichgültig sein, welchem Bekenntnis Shakespeare angehörte; nur das ist wichtig, dass er vom Atheismus freigesprochen wird, da er nicht gottlos war.

Das für die Neuheiden, die Shakespeare gestohlen haben, wie sie Goethe stahlen. Schiller konnten sie nicht stehlen, darum begnügten sie sich damit, ihn zu ignorieren oder zu erniedrigen!

In einem Drama darf man ja nicht rasche Umschläge in der Entwicklung des Charakters vornehmen, ohne sie ordentlich zu motivieren. So wird der gute, fromme, geduldige Albanien in „Lear" ein Löwe, als er das Urböse bei seiner Frau und seiner Schwägerin ganz zynisch hervorblitzen sieht. Dieser Ausbruch von Hass gegen die Bosheit befriedigt und bildet nur die Kehrseite der Güte, die gleich dem Semaphor die andere Seite zeigt, wenn Gefahr im Anzuge ist.

Im Leben kann man einen bösen Menschen gut werden und einen guten schnell oder langsam herunterkommen sehen. Das Letzte ist das schmerzhafteste Schauspiel, das man sehen kann; ich erinnere mich kaum eines Dramas, in dem man das Publikum mit diesem aufregenden Anblick zu quälen gewagt hat. Daudet hat in „Jack" geschildert, wie ein feines schönes Kind so allmählich entartet; das ist das herzzerreissendste Buch, an das ich mich erinnere. Und zwar deshalb, weil es der natürlichen Ordnung widerspricht, direkt gegen den Sinn des Lebens geht, der Erziehung und Aufstreben ist; und das ist nichts anderes als Entwicklung und Fortschritt.

Oft sieht man ja, dass Kinder, auch aus geringem Stande, von den Eltern besser gehalten werden, als sie sich selber halten. Der Typus des Kindes ist fein, überirdisch, engelhaft. Dann kommt der Zahnwechsel; die Züge des Antlitzes wachsen ungleich; die Oberlippe ist etwas zu gross, die Nase etwas zu klein; die kleinen runden Wangen werfen sich; das herrliche grosse klare Auge wird unrein und ist jetzt etwas zu klein. Die hübschen Milchzähnchen fallen aus, und die Lücken erinnern an Greise und Greisinnen. Das ist ein Verfall; den sehen die Eltern,

unter dem leiden sie, übersehen ihn aber, wenn das Kind nett ist.

Dann kommt die Jungfrau und der Jüngling. Die können schön sein, wenn nämlich noch Spuren vom Kind vorhanden sind. Oft tritt dagegen eine Charakterveränderung ein, welche die Eltern erschreckt; besonders wenn sie ihre eigenen Fehler vergrössert umgehen sehen; damit beginnt die zweite Erziehung der Eltern; das ist ein Kursus, so unbarmherzig streng, dass auch der Stärkste um Gnade und Schonung bittet! Das ist zuviel!

Aber es ist doch so glücklich eingerichtet, dass die Kinder gleichsam ein Reflex der Eltern sind: wenn sich also Vater und Mutter beobachten, so ändert sich das Kind auch, beinahe immer. Ich habe eine junge, schöne und grausame Mutter gesehen, die mit den Schicksalen der Menschen spielte, sich an fremden Leiden weidete, besonders am Leiden des Gatten, der nicht böse war. Sie trieb das unverständige Spiel mit dem Kind, dass sie das Kind reizte, aus Scherz natürlich. Das Kind aber antwortete. Gegen den Vater war das kleine Mädchen immer weich und gut, wie er gegen sie, aber gegen die Mutter wurde es dämonisch boshaft. Es war, als habe die Kleine die Rolle der Mutter gegeben, um ihr zu zeigen, wie bodenlos ihre Bosheit sei.

Seltsamerweise war die Mutter so von dem Kind eingenommen, dass sie es nicht zu züchtigen vermochte; oder vielleicht schützte eine unbekannte Hand die Tochter.

Die Mutter weinte bitterlich über die Bosheit des Kindes, beklagte sich beim Vater. Da der aber nur die schöne Seite des Kindes zu sehen bekam, begriff er nicht die merkwürdige Charakterveränderung bei der Kleinen. Er hatte sein artiges Kind, die Mutter ihr boshaftes, in derselben kleinen Person.

Schliesslich wurde das schöne grausame Weib gebeugt, als es sah, wie ihre Bosheit von dem Kind in Szene gesetzt wurde. Sofort änderte sich die Tochter, tröstete und liebkoste ihre Mutter, wurde mit sechs Jahren ihre intime Freundin und ihr guter Engel.

Sobald aber die Mutter einen Rückfall hatte, kam der Kinderdämon wieder und karikierte, nun jedoch milde vorwurfsvoll:

— Du bist so schön, Mama, wenn du artig bist!

Das wirkte besser! Du bist so schön!

Wenn das von Gott mit Schönheit beschenkte Weib wüsste, wie hässlich es ist, wenn es zornig wird oder treulos!

Wirkliche Schönheit kann ohne Güte nicht existieren, denn es sind nicht die Züge allein, sondern der Ausdruck, der den Zügen ihren übernatürlichen Reiz gibt. Wie entstellt ein plötzliches Gefühl von Hochmut ein schönes Frauengesicht. Die sonst schöne Nase wird dünn und strebt nach oben; die Lippen, vorher in einer angenehmen, feuchten Ruhe, werden trocken und scharf; der liebliche Glanz des Auges wird funkelnd; das Augenlid wird herabgelassen, als schäme es sich über die Verhässlichung, wolle die Verwüstung verbergen.

Oder in dem unbegründeten Zorn (es gibt auch einen begründeten und erbaulichen Zorn): da schrumpft das Gesicht zusammen, aber so ungleich, dass die Züge nicht passen; der eine wird zu gross für den andern; die Nasenwinkel bewegen sich, wie bei einem bösen Pferd; die Lippen werden in die Höhe gezogen und zeigen die Zähne, die man sonst verbirgt; das Kinn tritt vor, die Backen legen sich an Jochbein und Kieferknochen . . .

Halt dann der Schönen einen Spiegel vor, und sie wird sich über sich selber entsetzen!

— Wenn du so gut wärest, wie du schön bist! Denn Gebetsseufzer kennen wir, nicht wahr?

Die Griechen besassen drei Worte für den Begriff Tugend: Kalokagatia, das bedeutet schöne Güte! Sonst heisst Tugend nur Kalón = das Schöne; oder nur agatón = das Gute. Gut und schön scheinen eins bei ihnen gewesen zu sein; und das sind sie wohl auch.

Ich sehe zuweilen eine siebzigjährige Alte bei mir, die auf dem Markt gesessen hat. Sie sieht eigentlich aus wie ein Troll, ist von Jahren und Unbilden der Witterung entstellt, hat kaum noch einen menschlichen Zug. Sie trägt Spuren davon, dass sie geprasst und gebummelt hat; aber in dem Augenblick, in dem ich das Gefühl Dankbarkeit hervorrufe, ordnen sich die verworrenen Züge, das halberloschene bittere Auge bekommt einen schönen Ausdruck, und die Stimme klingt wie das Echo eines wahrscheinlich von Natur guten Herzens.

Unsere Vorväter, die Romantiker, schrieben viel von schönen Seelen; wir haben nur schöne Körper gesehen; aber der Körper ist ja an sich tot.

— Wir *sind* nicht Körper, sondern wir *haben* Körper.

Wer seinen Körper massakriert hat, kann Seelen sehen, durch fettigen Gehrock, eine geänderte Jacke hindurch.

Wenn er aber durch das schöne Kleid, unter der kleinen runden Wange, dem stolzen Busen ein hässliches Herz sieht, dann schaudert es ihn, und er denkt an einen toten Körper, der einmal in einer Grube sich in etwas Hässliches verwandeln und einen bösen Geist loslassen wird, dessen Beschäftigung es ist, schlafende Menschen zu quälen oder Verdammten Gesellschaft zu leisten.

Es ist furchtbar, das Schöne vergehen zu sehen, die ganze Schöpfung schaudert, die Menschen wenden sich ab, verbergen ihr Gesicht und weinen.

Jüngst geschah es in einer Oper, als die Bühne mit Künstlern gefüllt war, dass die schönste der Schönen, die kleine Königin, die Sängerin, ihrer Laune nachgab; und da wurde eine Szene aufgeführt — zwischen ihr und ihrem Bräutigam!

In einem Augenblick stand die Bühne leer! Niemand wollte *das* sehen; alle flohen entsetzt, als habe sich der Boden geöffnet und die Eingeweide der Erde sich entblösst; der Brandmeister verlor den Verstand und löschte alle Lichter, als könne allein die Dunkelheit Hintergrund zu dieser Szene sein; das Orchester, das nichts gesehen hatte, fuhr einen Augenblick im Spielen fort, aber die Töne wurden zu einem Geheul verzerrt . . .

Hinterher, zur Ehre der Menschheit, wagte niemand davon zu sprechen; niemand gestand ein, dass es geschehen sei; die es aber gesehen, sahen einander nicht in die Augen, wenn sie sich trafen, als wollten sie diesen Anblick ewig verbergen und vergessen; und mit den Blicken sagten sie zu einander: Still! Das *darf* nicht wahr sein!

Ein junges Mädchen aus sehr guter Familie hatte eine Mutter, die ungeheuer reich war, aber für geizig galt. Die Tochter war von Natur nicht freigebig, vielleicht recht sparsam; als aber das Gerücht vom Geiz der Mutter ihr Ohr erreichte, schlug sie um und wurde verschwenderisch. Sie nahm einen Reaktionscharakter an, arbeitete ihrer Neigung zu Geiz entgegen und streute das Geld mit vollen Händen aus; als sie starb, war sie ruiniert, mit Mann und Kind.

Ein Kaufmann hatte einen Hausknecht, der bis zum fünfzigsten Jahr ein Muster von Nüchternheit, Ehrlichkeit, Anständigkeit war. Er war beinahe ein Gelächter unter den Dienstmädchen wegen seiner Tugend, und ihn zum Trinken zu verlocken, war unmöglich.

So wurde er fünfzig Jahre. Eines Nachts erwachte sein Herr davon, dass an die Haustür geklopft wurde. Er kleidete sich an und ging hinunter: Schutzleute brachten in einer Droschke seinen Knecht nach Haus.

— Was ist das?

— Der Mann ist betrunken und hat eine Fensterscheibe eingeschlagen.

— Das ist nicht wahr! antwortete der Herr. Er trinkt nicht, und ich will morgen einen Eid darauf ablegen, dass er nüchtern ist, aber krank geworden sein muss.

— Schwören Sie nicht darauf!

Der Herr schickte nach dem Hausarzt; der konstatierte Alkohol.

Damit begann der Verfall. Der Knecht geriet an ein altes Weib, das ihn verführte und ihm eine tödliche Krankheit bescherte. Nach langem Leiden starb er.

Aber er hatte auch seine Gemütsart geändert. Der ruhige, sich beherrschende Mann wurde reizbar und boshaft, seine guten Blicke wurden scharf; er war nicht mehr er selber, sondern ein fremdes Wesen war in ihn eingetreten.

Wenn sich das Mädchen verheiratet, und besonders nach dem Kind, pflegt sie ihren Charakter zu ändern. Auch während der Schwangerschaft macht sie solche Verwandlungen durch, dass man sie nicht wieder erkennt. Der Mann hat sich mit einem Mädchen von dem und dem Charakter verheiratet, jetzt aber ist er an eine fremde Person gebunden, an einen ganz andern Menschen.

Und während der Periode des Weibes, die sehr geheimnisvoll ist, scheint sie in Verbindung mit dem Unterirdischen zu treten. Eine höllische Bosheit ist verbunden mit einer Ummaskierung; sie bekommt ein neues Gesicht, neue Begierden und Neigungen, aber meist Verlangen nach dem Unsinnigen. Sie sondert während dieser Tage ein Gift ab, das ist Jod; und ihr ganzes Wesen ist dann giftig; körperlich und geistig kann sie ihren Mann vergiften. Die Gesetze Mose betrachten sie als unrein, und sie anzurühren, war streng verboten.

Die Frau von dreissig Jahren, die kennen wir, und das ist etwas Entsetzliches. Sie fühlt, die Jugend ist geflohen, aber sie will sie in der Flucht festhalten. Alle Scham verschwindet, sie tritt selber als Freierin auf, ergreift die Initiative und verführt, bricht Verlobungen, sprengt Ehen. Ihre ganze Erziehung schreitet rückwärts, abwärts; sie liebt alle Männer, ihren Mann ausgenommen; und wenn sie einen Liebhaber bekommt, so hasst sie den auch.

Ein von Natur schwacher Mensch kann sich verlocken lassen, einen Heldencharakter anzulegen. Der aber kleidet ihn nicht, und sein Mut erscheint gemacht! Nach Krankheiten und grossen Sorgen sind Menschen nicht mehr sie selber, sondern sich unähnlich geworden.

— Das sieht ihm gar nicht ähnlich! sagt man und will darauf schwören, dass dieser Mann diese Handlung nicht habe begehen können.

Aber man soll niemals schwören! Fremde Willen können in eine Person eintreten, ob durch Verkehr oder aus der Entfernung; darum so viele geheimnisvolle Prozesse, bei denen das wirkliche Motiv niemals gefunden wird; bei denen der Angeklagte seine Angaben in Unendlichkeit variiert, ohne zum Bewusstsein des Hauptmotivs zu kommen.

Der Mensch hat eine gewisse Furcht und einen gewissen Ekel vor sich selbst; möchte gern ein andrer sein, als er ist. Es ist wohl der Tod, der ihn von dem unangenehmen Kameraden befreit, an den sein besseres Ich festgeschmiedet ist.

DER KUMMER

Ein grosser Kummer ist etwas Erbauliches; das Leben wird zum Feiertag; man hat etwas verloren, aber man hat auch etwas gewonnen, etwas Kostbares, Teures, das man hütet. Man sucht die Einsamkeit auf, um sich nicht gemein machen zu müssen; man bekommt Widerwillen gegen Speise und Trank, denn was man empfängt, will das Haus gekehrt und rein finden; die Augen werden von Tränen rein gewaschen; der ganze Körper weint inwendig, löst sich auf; man weint sich in den Schlaf, der eine Gnadengabe ist, die den Tränen folgt.

Aber es ist Feiertag jeden Tag, und es ist Versöhnungstag und Ruhetag; der Schlag kam von oben, und man erhebt den Blick, um nachzuschauen, ob nicht die Hand in einem Wolkenriss zu sehen ist.

Man hätschelt seinen Kummer wie einen lieben Gast, hütet ihn, möchte allerdings frei von ihm sein, aber nicht unbedingt. Er ist vornehm und verträgt nicht die Beschäftigung mit dem Alltagsleben. Der Trauernde wird auch verfeinert, er verschönert seine Sprache, seine Sitten. Wer aber glaubt, man könne seinen Kummer im Wein ertränken, der irrt sich; nur mit einsamen warmen Tränen kann er wie eine köstliche Blume begossen werden.

Sie verblüht allerdings, hat aber erst Samen angesetzt.

Im Gesetz Mose wird dem Unreinen und dem, „der Kummer hat", verboten, dem Herrn zu opfern. „Denn das Opfer des Herrn soll lustig sein."

Das kann doch nichts anderes bedeuten, als dass man in der Nähe eines Toten gewesen ist; was Unreinheit mit sich bringt. Es sei jedoch zugestanden, dass es unzeitigen, unreinen Kummer gibt. Bauch-

sorge zum Beispiel; oder übertriebener Schmerz nach Verlust irdischen Guts; Gram über das Glück eines andern, das allerdings in meins eingreift, das ich ihm aber gönnen muss; und so weiter.

Dass die Leute des Alten Bundes trauerten, indem sie ihre Person vernachlässigten, sich nicht rasierten, schlechte Kleider anlegten, kann ich nicht erklären, da ich die Menschen des Neuen Bundes auf entgegengesetzte Art habe handeln sehen.

Ich habe einen Vater gekannt, der sein einziges Kind, eine Tochter, betrauerte. Er sah selber aus wie ein Toter, hatte die Farbe der Leiche in seinem Gesicht; es war, als sterbe er oder als sterbe sie ganz allmählich in ihm. Sie schien sich von seiner Seele loszulösen, wie sie sich unten im Grabe aus ihrem Körper loslöste.

Er wurde immer bleicher und gelber, das Haar ward weiss, der Körper verfiel; seine Stimme ward zu einem Flüstern, und seine Gesprächsstoffe wählte er mit Vorsicht. Schliesslich war er befreit, aber auch sie; denn nach einiger Zeit glaubte er in Rapport mit ihr zu stehen, Worte des Trostes zu empfangen; und in einem Traum bat sie ihn, nicht länger zu trauern, denn es tue *ihr* so weh, wenn *er* weine.

Aber es gibt eine Trauer, die noch über die um Tote geht; das ist der Verlust von Lebenden. Das ist der grosse, grenzenlose Kummer der Scheidung, da das Weib das Kind nimmt und geht, wenn die Ursache bloss die Lust nach Wechsel oder der Verdruss über ein misslungenes Geschenk gewesen ist.

Da ist keine Erbauung, kein Ende wie beim Tod, keine Hoffnung, keine Versöhnung. Er fühlt es, wie sie umhergeht und seine Seele profaniert; den

Bund entheiligt, der doch einen Funken vom Licht der Ewigkeit besass. Und er lebt in der beständigen Furcht, sie wird seine Seele an einen andern Mann verschenken, indem sie dem ihre Person hingibt, in der er noch zu finden ist. Und seine Sehnsucht nach dem Kinde ist doppelt, denn er fühlt, wenn das Kind nach ihm verlangt und aus der Entfernung seine Seele aus dem Körper zieht; dann möchte er vor Schmerz den Geist aufgeben und zum Kinde fliegen.

Das ist Lebendige betrauern; dagegen ist der Tod ein seliges Geschenk.

Aber man hat Beispiele gesehen, dass der Verlassene, indem er seine Trauer hütet, aus der Entfernung die Verlorenen bewachen und schliesslich zurückgewinnen kann. Wenn er nur das heilige Feuer unterhält, den Abwesenden mit seiner Liebe folgt und sie mit wohlwollenden Gedanken umgibt; ohne selbstsüchtig zu sein, verzeiht; dann fliesst sein guter Kummer auf sie über und wird in einen stillen Ernst verwandelt, der alle fremden Einflüsse fernhält. Er kann sie mit seinen „Gedankenformen" schützen, sie mit seiner Liebe umgeben, dass sie wie unsichtbar wird; seine Trauer wird zu einem Zeichen an ihrer Stirn; sie wird gezeichnet, dass niemand mehr Lust hat, sich ihr zu nähern. Die Freier sehen, dass sie einem andern angehört und verlieren den Mut; und wenn sie spricht, vernehmen sie *seine* Stimme, und dann fliehen sie: „Hier ist nichts zu gewinnen!" Aber dazu ist nötig, dass *er* keinen Fremden ins Heiligtum einlässt; nicht seine Freunde aufsucht, um die Sehnsucht fortzuskeptizieren; denn sie merkt, wenn er den Griff loslässt, und im selben Augenblick ist sie fort!

Der Staub des Weibes scheint aus einer feineren Materie zu sein als der des Mannes, und eine von

ihren Seelenhüllen auch. Wenn der Mann sie daher in seine Seele einführen und sie wirklich unter der Haut besitzen will, muss er sein grobes Fleisch durch Entsagungen und Pflege reinigen; er muss sein selbstsüchtiges Böse ausroden, seinen Geist mit all den schönen Eigenschaften schmücken, die er besitzen möchte, aber vielleicht nicht hat. Dann erst kann seine Braut Einzug in sein Herz halten, und ist sie dort, so braucht er die Klappen nicht zu schliessen, so lange er nämlich rein und fein hält in den beiden Kammern und in der Vorkammer.

Das, meine Freunde, junge und alte, ist das Geheimnis, wie man sich die Liebe eines Weibes erhalten kann! Ich habe gesprochen! Möge ich es nicht bereuen!

Die Alten bildeten Eros mit einem traurigen Ausdruck ab. Die Liebe, die grosse, gleicht der Trauer; und die gleichen Äusserungen besitzt sie. Ein Gebären erst von etwas, das sterben soll; und ein Gebären von etwas, das Leben haben will; eine Neugeburt nach einem Tod. Und der höchste Augenblick der Liebe gleicht dem des Todes: die geschlossenen Augen, die Blässe des Todes, das Aufhören des Bewusstseins. Wenn der Mann das ersehnte Jawort von der bekommen, die seine Seele liebt, so weint er — aus Freude! Und sein Glück gleicht einer stillen Trauer!

Für die, welche mit dem einen Bein auf der Astralebene leben, will ich eine kleine Erfahrung mitteilen.

Wir erinnern uns, wie Cagliostro sein Fernsehen und Fernhören über eine Wasserfläche versuchte; oft war es nur ein Glas Wasser; aber die Ursache habe ich nicht verstanden.

Ich lebte in telepathischer Verbindung mit der Frau, der ich ein Kind geschenkt, und ihre Gemütsbewegungen konnte ich aus der Entfernung als einen Eindruck zwischen Geschmack und Geruch wahrnehmen, ohne dass er eins von beiden war. Ich riet, wie viele andere, auf die Schwingungen des angenommenen Äthers, denn der Duft war nicht Duft und der Geschmack war nicht Geschmack, sondern ein Hyperodeur und ein Hypergoût.

Eines Tages war sie fort, sowohl fortgereist wie ausserhalb meines Empfängers (Coherer). Die Leitung war unterbrochen. Zufällig ging ich zur Waschschüssel, um mein Gesicht zu baden. Unmittelbar über der reinen Wasserfläche vernahm ich sie.

Und das bestätigte sich jedesmal, wenn ich mich über eine reine Wasserfläche beugte. Aber ich wagte nicht, wie Cagliostro, nachzusehen, ob ihr Bild im Spiegel des Wassers zu sehen sei, denn ich treibe nicht Magie, weder schwarze noch weisse.

Was steht denn über dem Wasser, das bei Zimmerwärme oder 18 Grad verdunstet? 18 ist aber das Atomgewicht des Wassers: $H^2O = 18$. Wassergas entsteht bei + 100 Grad, und Wasserdämpfe bei Wolkenbildung; hier aber ist etwas anders. Ist es Atomwasser oder ist es der Äther, der sich zwischen den Molekülen befinden soll und der jetzt frei wird? Das weiss ich nicht, aber ein Leiter

für die feinsten Ströme der Körper-Seele von hoher Frequenz ist dieses Fluidum, das sich bei Zimmerwärme über einer Wasserfläche hält.

Indem ich daran denke, frage ich mich, ob die wunderbare Stimmung, die man im Sommer am Meeresufer erfährt, auch von diesen Dünsten, populär gesprochen, herzuleiten ist.

Zu meinen Vorstellungen von etwas recht Herrlichem gehört immer eine Wanderung am Meeresufer mit der, die man liebt. Man braucht nicht zu sprechen; nur zusammen zu gehen, während man fühlt, dass man gleich gestimmt ist; und man empfindet die Schwingung jeder Wellenlänge bei der andern.

Gehe ich allein am Meeresufer, fühle ich mich in Rapport mit der ganzen Menschheit; aber ich empfange auch Impulse von oben, von andern, höhern Regionen, gerate in Ekstase und werde buchstäblich erhoben.

Jetzt erinnere ich mich aus der Jugend an Kameraden, die den „Geruch" des Wassers nicht vertrugen; daher nicht baden konnten, denn sie bekamen Druck auf der Brust.

Zu meinen grössten Augenblicken zähle ich: wenn ich, ans Meer hinausgekommen, mich zum erstenmal von einer Klippe kopfüber ins Meer werfen, ins frische Wasser hinausschwimmen, mich auf den Rücken legen kann, um nur das blaue Gewölbe über mir zu sehen. Dann habe ich mich durchs Bad von Kummer und Sünde gereinigt; dann liege ich frei da, ohne ein beengendes Kleidungsstück, zwischen den beiden Elementen Luft und Erde schwebend. Und die Erde sehe ich nicht, die habe ich hinter mir gelassen.

Das erste Bad ist für mich wie eine symbolische heilige Handlung, eine Taufe im Jordan; und ich

beginne nun zu verstehen, wie eine äussere Handlung wie Schöpfen von Wasser innere Gaben geben und inneres Licht entzünden kann.

Komme ich dagegen an einen seichten Strand und muss hineinkriechen, dann leide ich Qualen und meine Brust ist bedrückt. Wenn ich tiefer hineingehe, steigt etwas Unreines von den Füssen, unter der Brust hinauf, und bedroht den Kopf, der erst frei wird, wenn er unter das Wasser taucht.

Dieses Bad an seichtem Strand bildet das Motiv in meinen schlimmsten Träumen; das sind Tantalusqualen!

Saulus war dabei, als man Stephanus steinigte, oder bewachte wenigstens die Kleider der Steinwerfer. Er verfolgte auch Christus und die Christen. Da fragt man ja oft, beinahe immer: Hatte er ein Recht, später gegen die Steinwerfer zu wüten?

Darauf kann man nur mit einem unbedingten Ja antworten, denn er wollte gut machen, was er verbrochen; und es war seine Pflicht, mit seiner neuen Zunge zu sprechen.

Aber er ist ehrlich und mutig genug, immer daran zu erinnern, dass er sich nicht ausnimmt, „den grössten unter den Sündern". „Und ich danke dem, der mir Kraft gegeben . . . mir, der früher ein Lästerer, Verfolger und Gewalttäter war; aber Barmherzigkeit ist mir widerfahren, weil ich es unbewusst im Unglauben getan habe."

Und wie sich Paulus als eine ganz andere Person fühlte als der tote Saulus, das sieht man aus seiner furchtbaren Härte gegen die beiden Lästerer Hymeneus und Alexander; die überlieferte er dem Satan, auf dass sie lernten, nicht mehr zu schmähen.

Was unter diesen schrecklichen Worten zu verstehen ist, habe ich in „Inferno" erklärt. Wer es nicht verstanden hat, kann nähere Erklärung in den Anstalten bekommen, in denen es keine Ruhe gibt, kein Friede, nur Angst und Verzweiflung; die sind weder mit kaltem noch mit warmem Wasser zu heilen, denn es ist eine Krankheit der Seele, manchmal Paranoia genannt, weil der Sinn sieht, was am Alltag nicht zu sehen ist.

ZUSAMMENGELOGENE CHARAKTERE

Goethe benutzt den Ausdruck „Verlogene Wahrheiten“ von dem menschenfreundlichen Geplauder des Polonius. Ich weiss nicht, ob es in diesem Fall zutrifft. Aber in der „grossen“ norwegischen Dramatik, da werden Wahrheiten zusammengelogen, dass die Luft dick wird wie Sumpfgas.

Auch Charaktere werden zusammengelogen. Nora ist nur koagulierte Lüge: Sie wollte nach Italien, darum schob sie die Schuld auf die Krankheit ihres Mannes, band ihm die Hände mit einem gefälschten Wechsel. Diese hässliche Handlung wird in eine Heldentat verwandelt und ihre Schuld in die Schuld des Mannes verkehrt. Schliesslich hat sie sich zu einer Märtyrerin umgelogen (l'art d'être martyre, Balzac), und der Mann, der sie wirklich wie eine vertraute Freundin behandelt hat, wird beschuldigt, mit ihr wie mit einer Puppe gespielt zu haben. Nun ist aber dieser ganze Gallert, der Nora heisst, nur eine Puppe; im Körper sind allerdings Sägespäne, im Kopf ist aber garnichts. Es ist ein verrücktes Weib mit schönen Waden.

Frau Alving ist beinahe noch schlimmer. Als sie dem Pastor Manders vorwirft, dass er damals nicht mit ihr geflüchtet sei, ist sie ja zynisch; aber sie lügt so fein, dass sie wunderbar moralisch ist; hypermoralisch, sagen die Äfflinge, deren Dichter dieser Kasuist ist.

Dieses ganze Lügenwesen von Rechtfertigung und Lebensfreude, vom Drang nach Selbstgefühl und Bestimmungsrecht, der freien Wahl, dem grossen Weib, dem Wunderbaren, dem Sterben in Schönheit (aber in Hässlichkeit leben) — in all dem ist kein wahres Wort; doch ein einziges, und das endet auf Lüge: das ist die Lebenslüge bei diesem grossen Lügner!

Ich kenne einen Mann seit vierzig Jahren, der sich einen Charakter zusammengelogen hat, oder richtiger eine Charaktermaske. Er ist schwer zu schildern, denn er ist in diesen vierzig Jahren recht verworren geworden. Und er ist so geschickt geschminkt, obwohl er sonst ungeschminkt auftritt, dass ich die Fettschminke nicht von der Lederhaut unterscheiden kann. Auch wenn ich ihn waschen könnte, bliebe doch der Bart sitzen, der wie ein falscher wirkt. Ich möchte ihn rasieren, denn ich glaube, erst dann würde sein Gesicht sich zeigen; ja, ich bilde mir ein, ich habe ihm nie recht ins Gesicht gesehen, niemals seinen Mund gesehen.

Es begann so. Ich sah ihn an einem öffentlichen Ort, um sofort vor ihm bange zu werden, denn sein schiefes Fuchsgesicht wollte sich mir freundlich zeigen, wirkte aber nur, weil ich ihn benutzen konnte.

— Das ist ein schrecklicher Mensch, sagte ich hinterher.

— Der? Der ist ja so nett und so beliebt!

Das war er nun nicht, aber er war populär, weil er repräsentieren und sprechen konnte. Er konnte auch lustig plaudern, Fratzen schneiden und sich selber karikieren. Das war eine reine Notwendigkeit, denn er war gemein hässlich, und das wusste er.

Aber er konnte etwas, was Männern sonst schwer fällt: er konnte schmeicheln, das heisst, das loben, was er im Innern tadelte; konnte sich, wenn nötig, klein machen und die Grösse eines andern hervorheben, wenn es auch ein Konkurrent war. Das hatte er manchmal zu bereuen, wenn er nämlich als Autorität in diesem Fall zitiert wurde; hatte er jemanden erhöht, so war es nachher nicht so leicht, ihn herabzuziehen. Dann hatte er aber immer den Scherz und das bäurische Grinsen bei der Hand.

Er gehörte zu dieser natürlichen Gruppe von „Eseln, die immer gut von allen Menschen sprechen"; weil sich das rentiert, nicht etwa aus angeborenem Wohlwollen. Er spielte den freien Plauderer, war aber Verleumder, jedoch nur a parte und in Parenthesen; man kennt diese Gebärde der Kehrseite der Hand, die links vom linken Mundwinkel auftritt, wenn das verleumdende Wort in die Menge geschleudert wird.

Dieses grundsätzliche Lobhudeln wirkte jedoch störend in Gesellschaft und rief Streit hervor. Jemand beginnt den letzten Streich eines notorischen und entlarvten Buben zu behandeln. Sofort fängt dieser Advocatus diaboli seine Verteidigungsrede an:

— Ach, ihr seid so ungerecht gegen ihn! Ich finde, er ist ein netter Mensch, denn das *ist* er! Und alle müssen auf diesen armen Teufel loshacken; ich aber habe ihn gern, ihr mögt sagen, was ihr wollt.

— Das ist doch merkwürdig, dass deine Sympathien immer auf Seite der Spitzbuben sind . . .

— Wieso?

— Weil du immer ein gutes Wort für den Buben hast, aber nie für den Übervorteilten, der es verdiente

Stürmischer Streit!

Sass er aber an einem guten Tisch, bei einem guten Glas Wein, so konnte es geschehen, dass er aus reiner Genusssucht seinen Schützling fallen liess und einen Kompromiss schloss:

— Ja, da hast du recht, eigentlich ist es wohl ein grosser Schurke.

Dieses „eigentlich" war die Hauptsache bei Behandlung des Themas. Eine andere Äusserung konnte so wiedergegeben werden.

— Ich war gestern bei Hugos. O, das sind so nette Menschen! Ich weiss nicht, wen ich am meisten

liebe, ihn oder sie. Ich bin wie ein Kind dort im Hause! Ja, und sie hält Haus, das muss ich sagen, so etwas findet man nicht so leicht. Sie ist eine grosse Frau. Das sind Freunde, kannst du mir glauben! Du liebst sie nicht, was? Ja, *er* hat ja seine Seiten, ist ein alter Knaster, vielleicht auch nicht ganz ehrlich, aber jedenfalls . . . prosit, du! . . . Er hat so hübsch über dich gesprochen.

Das Gegenteil war der Fall; ich aber blieb an dem Vogelleim hängen und beantwortete die unerwartete Freundlichkeit mit einer kleinen Lobpreisung. Die aber veranlasste ihn, zu wenden; nun begannen wir das Webespiel und tauschten die Plätze.

Da nahm ich *sie* vor, und um entgegenkommend zu sein, sagte ich alles Böse, was ich von ihr wusste. Das habe er noch nie gehört, denn sie sei populär; das heisst protegierte anerkannte Grössen, lancierte und stürzte. Ich muss seine geheimen Gedanken ausgesprochen und seinen Groll aufgerührt haben, denn nun flog der Propfen heraus! Nachdem er in langer Kritik das grosse Weib herunter gemacht hatte, gab er sein Ultimatum:

— Ja, sie ist wohl eine ebenso grosse Hexe wie die Schwester! Und ich habe noch ein Hühnchen mit ihr zu pflücken, mit beiden übrigens! Eigentlich (da kam das Wort wieder) kann sie der Teufel holen; ich wenigstens werde nie mehr ihre Treppe betreten!

Pause.

Acht Tage später musste ich in einer Sache zu Hugo gehen, nicht zu seiner Frau. Wen treffe ich auf der Treppe? Ihn, der nie mehr die Treppe zu Hugos betreten wollte! Glücklicherweise lachte er zuerst; ich brauchte also mein Gesicht nicht zu einem gleichgültigen Nichtverstehen umzustellen.

Dieser Mann kam im Leben weiter und gewann seine Ziele, aber immer unter Schwierigkeiten; und

die Schwierigkeiten rief er selber hervor durch seine Unzuverlässigkeit und seine Intrigen. Er spielte den Bescheidenen, verbarg aber darunter den unmässigsten Ehrgeiz. Für eine so einfache Sache wie die Ausübung des Berufs setzte er einen Apparat in Szene, der gereicht hätte, um eine Provinz zu erobern. Er exponierte seine Person, zog von einem Essen zum andern, hielt Reden und brachte Toaste aus; schlug los, wenn er Truppen hatte; war er aber entwaffnet, so kroch er; kannte alle Klingeln und alle Treppen; liess Freunde fallen, wenn sie genierten und unschädlich geworden waren; hielt aber doch grosse Stücke auf seine Freunde.

Man schrieb ihm, vielleicht mit Unrecht, den Untergang eines Jugendfreundes zu, der allerdings einer Verräterei ausgesetzt war. Er kreuzte, vom rechten Ufer zum linken, schlug einen Haken, kippte einige Male um, bekam aber wieder rechten Kiel, und schliesslich war er am Ziel.

Als er fünfzig Jahre alt war, sollte er gefeiert werden. Viele Leute waren da, alle möglichen. Die meisten waren erstaunt, einander zu sehen, denn sie waren nicht Freunde, im Gegenteil; und sie waren sogar verdutzt, den und den und den dort zu finden.

— So also, sagte ein alter Schalk, sehen seine Patrone und Klienten aus?

Der grosse Saal glich wirklich Läufern aus Lumpen In allen Farben: alte verbrauchte Freundschaften, aber zugeschnitten und gefärbt, und neue Bekanntschaften mit Bändern und Sternen.

Es war, als habe er seine Schande in einem Schaukasten ausgestellt; als habe er alle seine geheimen Intrigen gezeigt; alle Kanäle und Treppen und Klingeln war da zu sehen.

Dann begann die Hinrichtung! Die erste Rede hätte beinahe Verstimmung hervorgerufen, denn sie

war mörderisch, aber humorvoll. Dann kam, ganz einfach, ein Spottlied . . .

Am nächsten Tage reiste er fort! Ein Jahr darauf war er religiös; aber zwei Jahre später war er es nicht mehr!

Über sein Verhältnis zu mir will ich kurz sein. Durch äusseren Zwang entstand eine Art Freundschaft. Wir arbeiteten zusammen; als ich aber geschmäht wurde, floh er; ich hatte nichts anderes erwartet und wurde nicht böse. Er suchte mich wieder auf, und floh mich wieder, abwechselnd. Er wollte gern etwas von mir haben, wollte es aber nicht lernen, sondern nehmen. Immer interessierte er sich für mein Schicksal, griff zuweilen mit roher Hand ein.

Ich suchte ihn niemals auf. Aber ich hatte zuweilen solch ein unangenehmes Gefühl von seiner Freundschaft, dass ich einmal ausrief:

— Ich wünschte, ich wäre verfeindet mit diesem Mann!

Aber ich kriegte ihn nie zu fassen.

Im letzten Jahr tauchte er bei einigen Gelegenheiten in meiner Wohnung auf, die ich verziehen, aber nicht vergessen habe! Man hatte mir eine unverdiente Schande zugefügt; dabei hatten Hugos mitgewirkt. Nun kam er, und ich sah, als er in die Tür trat, an seinem Detektivgesicht, dass er sie eben verlassen und sein Anliegen darin bestand, „nachzusehen, ob ich auch ordentlich leide!"

Ich waffnete mich und liess ihn sprechen.

Er wollte fragen, wagte es aber nicht.

Da führte ich ihn irre und machte einen Haken wie der Hase.

— Ich bin zu alt, sagte ich! ...

Das war nicht wahr! Da ich aber die Schuld auf mich nahm, war die Lügensünde bezahlt.

Da leuchtete er auf!

— Das kann man sagen!

Das eben wollte er; er wollte mich zerknirscht sehen, unter fremder Schuld; vor allem zerknirscht, dann hatte er seinen Genuss. Ich drückte mich wie der Hase, und er sprang über meinen Kopf hinweg.

Dann führte ich ihn zufällig in ein Zimmer, das sehr schön war und Möbel und Gegenstände hatte, wie ein Herr sie nicht zu haben pflegt. Er begann zu wittern und zu forschen. Der frohe Geist des Übermuts legte sich; er ward unruhig, dann niedergeschlagen; als er schliesslich ein Paar kleine rote Schuhe unter dem Sofa erblickte, wurde er seinerseits zerknirscht, zuerst, dann aber böse. Doch er wagte nicht zu zeigen, dass er böse war, sondern ging, aber etwas zu schnell. Er hatte etwas erfahren, was er nicht hatte erfahren wollen. Er hatte das Gegenteil erfahren und konnte nicht zu Hugos grosser Frau (die grosse Hexe) gehen und sie damit erfreuen, dass ich leide! Freude und Leiden!

Und dieser Mann nannte sich meinen Freund, bald meinen einzigen, bald meinen besten!

Da fühlte ich, wie böse er war! Und ich strich seinen Namen aus meinem Herzen aus! Das war leicht getan, denn bei diesem Namen empfand ich nichts; höchstens etwas Falsches, das mich falsch machte; das will ich aber nicht sein. Seine Falschheit jedoch war positiv, denn sie war nicht die Abwesenheit einer Aufrichtigkeit, die man von den Menschen nicht verlangen kann.

Seine Natur bestand aus den Gegensätzen all der schönen Eigenschaften, in die er sich kleidete. So, um das Bild zu vervollständigen, gab er seine grösste Rolle „in dem glücklichen Familienvater“, dem „Patriarchen“, dem Mann des Heims; und

natürlich vergötterte er sich in seiner reichsbekannten Gattin („die eine grosse Hexe war" an Bosheit). Er war aber in Wirklichkeit durchaus kein Mann der Familie; das war gleich zu merken, wenn er in einen Kreis von Junggesellen kam. Da brachte er immer einen schlechten Ton mit; und seine Gesprächsstoffe bewegten sich in so niedrigen Regionen, dass die Junggesellen sich schämten. Er entblösste sogar Einzelheiten aus seiner Häuslichkeit, die ein verheirateter Mann nicht entblösst (ohne triftigen Grund wenigstens nicht); da konnte er sogar die Hochverehrte humoristisch behandeln. Schliesslich in der zweiten Hälfte der Nacht folgte der glückliche Gatte und Vater den Junggesellen in Lokale ...

Sein letzter Brief an mich blieb unbeantwortet. In diesem merkwürdigen Schreiben warnte er mich vor gewissen Charakterfehlern, die ich nicht besitze, die aber bezeichnend für ihn sind. Eigentümlich ist indessen, dass er für einen „Charakter" gilt; damit meint man wohl: bestimmt, entschieden. Und das ist ja bei ihm vorhanden, denn eine so entschiedene Charakterlosigkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehen.

Aber ich denke mir ihn zuweilen in Swedenborgs Entkleidungszimmer auf der andern Seite des Todes. Wenn man ihn zuerst rasiert, dann ihm Kleidungsstück auf Kleidungsstück auszieht; dann Haut, Muskeln, Knochen nimmt, da alles sich als falsch erweist, so bleibt nichts übrig von dem ganzen Kerl!

Er war zusammengelogen; und Lüge ist negative Quantität; zieht man die Wurzel aus ihr, so wird es noch mehr minus, bis man zu minus unendlich kommt.

Ich bin zu weit gegangen, habe verkehrt gerechnet, muss von neuem beginnen, sage ich mir.

Aber ich habe diesen Mann nicht gehasst; im Gegenteil bin ich einer gewissen Sympathie für ihn unterlegen; wie kann ich ihn denn als so bodenlos leer, als so verlogen, als so unwirklich sehen?

Das weiss ich nicht! Aber das ist wohl seine Schuld, da er sich mit diesem Nebel von Lüge umgeben hat, dass man ihn nicht sehen kann. Er hat sein Bild selber verzeichnet, entstellt, anamorph gemacht; man muss einen Zylinderspiegel haben, damit die Fetzen sich im Zusammenhang zeigen. Ich besitze den Spiegel noch nicht, darum ist es ebensosehr meine Schuld wie seine, dass ich ihn nicht anders als in anamorpher Projektion sehen kann, das heisst wie eine Pflanze, die in einem Buch gepresst ist.

Noch ein Wort: Ist es möglich, dass ich einen zu grossen Massstab benutzt habe? Ist er deshalb zu klein geworden? Habe ich mich auf einen Berg gestellt und ihn von oben in Verkürzung gesehen?

Vielleicht sind die Menschen im Leben und auf der Jagd nach Glück alle so? Vielleicht hat er mich als ebenso charakterlos und lügnerisch gesehen? Wenn ich so wäre, wie ich ihn geschildert habe!

Es gibt ja viele, die mich so zu schildern pflegen; also kann es ja möglich sein, dass ich so bin. Das wäre fatal.

Aber trostlos wäre es, wenn alle Menschen diesem zusammengelogenen Charakter glichen.

Wieviele Lichtbilder müssen für den Kinematographen aufgenommen werden, um eine einzige Bewegung zustande zu bringen, und doch zittert das Bild noch. In jeder Vibration fehlt ein Zwischenglied. Wenn tausend Momentbilder nötig sind, um eine Armbewegung zustande zu bringen, wie viele Tausende müssen dann nicht nötig sein, um eine Seelenbewegung zu schildern. Die Menschenschilderung des Dichters besteht daher nur aus lauter Verkürzungen, Konturzeichnungen, die alle unvollkommen und halbfalsch sind.

Eine richtige Charakterschilderung ist darum schwer, beinahe unmöglich; und versuchte man sie ganz wahr zu machen, würde niemand an sie glauben. Man kann nur andeuten.

Ophelia zum Beispiel scheint mir ein unbewusster Versuch zu sein, im Auszug einen Charakter mit allen diesen Nuancen zu geben, die das Volk Inkonsequenzen nennt, und wegen der die Schauspielerinnen aller Ländern die Rolle fürchten.

Ophelia ist die Liebliche, daran ist nichts zu ändern, aber sie ist es nicht den ganzen Tag.

In der ersten Szene mit dem Bruder Laertes verteidigt sie, nicht untergeben, ein freies Benehmen (Hamlet gegenüber), aber sie ist ebenso lieblich, obwohl sie das Wort Wollüstling benutzt.

In ihrer zweiten Szene mit Polonius empfängt sie ergeben die Warnungen des Vaters. Das ist nicht inkonsequent; das ist eine neue Seite; sie ist erschreckt worden, und gegen den Vater muss sie ja ein anderes Benehmen beobachten als gegen den Bruder.

Hamlets etwas zynische Liebeserklärung nimmt sie mit dem gleichen unschuldigen Nichtverstehen

hin, mit dem Julia von den rohen Worten der Amme unberührt ist:

. . . weh mir, wehe,
dass ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.

Hamlet

Denkt Ihr, ich hätte erbauliche Dinge im Sinn?

Ophelia

Ich denke nichts, mein Prinz!

Das ist recht geantwortet! Sie denkt nicht über ein Gefühl nach, das nicht zu analysieren ist, und sie weist Hamlets zynische Art, seine Liebe fortzuskeptizieren, ab.

Ophelia

Ihr seid schlimm; ich will das Stück anhören.

Damit beugt sie weiteren Anfällen vor. Als der Prolog gesprochen ist, sagt sie nur:

Ophelia

Der ist kurz!

Hamlet

Wie Frauenliebe!

Darauf kann Ophelia nicht antworten, denn sie weiss, dass sie an ihrer Liebe sterben wird.

Als aber Hamlet das Schauspiel interfoliiert, wird Ophelia ironisch:

Ihr übernehmt das Amt des Chorus, mein Prinz.

Die Liebliche wird spitz! Warum nicht, für einen Augenblick!

Hamlet

Ihr würdet zu stöhnen haben,
ehe Ihr meine Spitze abstumpftet.

Ophelia

Immer noch besser und schlimmer!

Hier scheint Ophelia zynisch zu sein, da sie auf diese Roheit Hamlets überhaupt antwortet. Ich glaube jedoch, sie antwortet etwas Sinnloses, nur um den Faden abzuschneiden; denn ich finde keinen

Sinn in ihrer Antwort und will mir keinen konstruieren.

Dann kommt Ophelias sogenannter Wahnsinn; da singt sie Lieder von Art und mit Worten, die der Lieblichen so fremd sind! Was bedeutet das? Sie lagen wohl auf dem Grunde, wohl tief verborgen, unterdrückt; und als das kleine Herz brach, stürzten sie hervor mit dem Blut. Warum nicht? Das ist ein neues Gesicht.

Hamlet hat mit seiner Roheit ihre Liebe getötet, und sein böser Geist, den er ihr eingeflösst hat, spricht nun durch ihren lieblichen Mund.

Das ist eine furchtbare Anklage gegen den Mann Hamlet, aber sie ist kaum zurückzunehmen.

Hören wir nun, wie schön die unschuldige Bruderliebe spricht, und wie schön Laertes seine schöne Schwester gesehen hat:

O Maienrose! Süsses Kind! Ophelia!
Geliebte Schwester! . . .
Natur ist fein im Lieben; wo sie fein ist,
da sendet sie ein kostbar Pfand von sich
dem, was sie liebet, nach.

Diese letzten Zeilen möchte ich so deuten: als Ophelia ihr Bestes hinausfliegen lässt, um den Geliebten zu suchen, hat ihr Geist den Körper verlassen und findet nicht wieder heim. Darum ist es nur das schwache, ziemlich unreine Gefäss, das Laute gibt ohne Gedanken.

Wer einmal in Ekstase gewesen ist, weiss, was das für ein Gefühl ist: als wolle das Herz aus dem Leib fliegen, als wolle man den Geist aufgeben; es muss an einen schönen Tod erinnern.

Nun kommt Hamlets Art, Ophelia zu charakterisieren, die er durch seine Skepsis ermordet hat. In den ersten Akten ist er ja nur höhnisch gegen sie. Er dichtet ihr allerdings nicht seine hässlichen Gedanken an, aber er holt aus ihrer feinen Materie das

Niedrige, das darin liegt; und seine Art, sie zu sehen, ist nicht die des Wahnsinns, denn er spielt ja nur den Wahnsinnigen, sondern sein Gesicht ist verkehrt; er hat vielleicht selber Seelenmord begangen, indem er Wahnsinn heuchelte.

Dann aber stirbt sie, und am Grabe gibt Hamlet seine Liebeserklärung:

> Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder
> mit ihrem ganzen Mass von Liebe hätten
> nicht meine Summ' erreicht.

Soll man glauben, dass Hamlet sie geliebt hat, während er sie wie eine Dirne behandelt und ihr die schändlichsten Dinge gesagt und von ihr erzählt hat? Darauf antworte ich unbedingt: Ja, er liebte sie trotz allem!

Es gibt keine Inkonsequenz, es gibt nur verschiedene Arten zu sehen; Niveauveränderungen für den Gesichtspunkt, welche der Landmesser sucht, um ein richtiges ganzes Bild vom Gelände aufzunehmen.

Einfache Gemüter sprechen immer von Widersprüchen und Inkonsequenzen, aber alles Lebendige ist aus Elementen zusammengesetzt, die nicht gleichartig sind, sondern entgegengesetzt sein müssen, um zusammen halten zu können, wie die Kräfte, welche die Gegensätze anziehen.

So ist Hamlet selbst nur aus scheinbaren Widersprüchen zusammengesetzt: böse und gut, hassend und liebend, zynisch und schwärmerisch, stark und schwach; mit einem Wort: ein Mensch, in jedem Augenblick anders, wie der Mensch ja ist.

Ebenso verhält es sich mit Polonius, dessen Schicksal wahrhaftig zu hart ist: ermordet zu werden, ohne dass sein Mord gesühnt wird. Er ist ja ein guter Vater, untadelig gegen seine Kinder, treu gegen seinen König; besorgt um seine Tochter, die er natürlich gern mit Hamlet vermählt sehen würde, so lange

dieser klug ist. Dass der Vater vor einem tollen Menschen bange wird, ist ja klar; und das Schlimmste, das er sich erlaubt, ist, dass er hinter einer Tapete für seinen Herrn lauscht, um gefährliche Geheimnisse aufzuschnappen; steht doch Hamlet aus guten Gründen in Verdacht, das Volk aufzuwiegeln. Warum aber wird Polonius immer von einem Komiker gespielt? Da ist seine kleine Narrheit als Hofmann. Aber diese Eigenschaft kann sich leicht in eine gesellige Tugend verwandeln, die Leutseligkeit heisst und in diesen Kreisen sehr geschätzt ist. Und diese kleine Berufskrankheit sitzt ebenso lose auf dem Hofmann wie das Gold auf dem Rock. Dass Polonius in gleichgültigen Dingen nachgiebig ist, zum Beispiel, wie die Wolken aussehen, ist kein Charakterzug, ist nur eine Art zu sein. Man vergleiche damit den schönen Abschied, den er im ersten Akt von seinem Sohn Laertes nimmt. Der verdient auch deshalb Aufmerksamkeit, weil er aus Hovamol genommen zu sein scheint, aber mit alttestamentlichen Segensformen durchsetzt ist.

Der Wind sitzt in dem Nacken eures Segels,
und man verlangt euch. Hier mein Segen mit dir —
(indem er dem Laertes die Hand aufs Haupt legt)
und diese Regeln präg in dein Gedächtnis.
Gib dem Gedanken, den du hegst, nicht Zunge,
noch einem ungebührlichen die Tat.
Leutselig sei, doch keineswegs gemein.
Den Freund, der dein und dessen Wahl erprobt,
mit ehrnen Haken klammr' ihn an dein Herz.
Doch härte deine Hand nicht durch Begrüssung
von jedem neugeheckten Bruder . . .
Dein Ohr leih jedem, wen'gen deine Stimme;
nimm Rat von allen, aber spar dein Urteil . .
Dies über alles: sei dir selber treu.
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.
Lebwohl! mein Segen fördre dies an dir!

Wenn ich diese männlich schöne Rede lese, so frag ich mich, ob Polonius nicht mit Hamlet spielt,

da er ihm in allem nachgibt; ob der Alte sich nicht närrisch stellt, denn er ist sehr schlau und weltklug, als er Rinaldo eine Menge recht unschuldiger Vorschriften gibt, damit er auf Laertes in Paris ein Auge hat. Polonius ist „leutselig, doch keineswegs gemein". Scheint selber „seinem Gedanken keine Zunge zu geben". Und ein Mann, der zu seinem Sohn zu sagen wagt, „sei dir selber treu", der ist kein Narr, wenn er auch närrisch sein oder sich närrisch stellen kann!

Und ist denn der König selber so kohlschwarz? Das kann er nicht sein, da er die Liebe eines Weibes gewonnen hat. Ein Mörder ist er, aber nach den Begriffen der alten Zeiten, das heisst, wie fast alle Leute! Selbst Hamlet mordet (Polonius) unbeanstandet, und ist roh genug, die Leiche selbst hervorzuschleppen.

Mit einem Wort und alles in allem: Shakespeare schildert Menschen, von allen Seiten; ebenso inkonsequent, sich widersprechend, zerrissen, sich zerreissend, unbegreiflich eigentlich, wie die Menschenkinder sind. Aber das tut er nicht immer, und nicht vollständig, denn das kann man nicht!

SZENE AUS DER HÖLLE

Der geschiedene Mann ging eines Abends, um seine kleine sechsjährige Tochter von der Mutter abzuholen. Sie wollten spazieren gehen, sich Schaufenster ansehen, Spielsachen kaufen, nur eine Stunde lang. Sie wollten sich vor der Tür der Mutter treffen.

Die Kleine kam, wehmütig fröhlich, ein wenig schelmisch im Blick.

Diese Strasse, diese Strasse, dieses Haus, diese Treppe, die er noch vor kurzem hinaufeilte, die Hände voller Geschenke, um eine Stunde lang das schönste Heim und das Beste zu sehen, was das Leben zeigt: die junge mädchenhafte Mutter, die ihr Kind zu Bett bringt! Die beiden zusammen! Die eine noch schöner als die andere! Und in Liebe verschönt, oder in einer Freundschaft, die in schmerzlicher Einsamkeit entstanden ist.

Er nahm das Händchen, und sie gingen die jetzt schwarze Strasse hinunter; da dreht sich das Kind um und sagt halblaut: Mama geht hinter uns!

Warum drehte er sich nicht um, sondern ging noch schneller weiter, das Kind mit sich ziehend?

Frage siebenjährige Qualen, die ihm das Selbstgefühl geraubt hatten, dass er nicht mehr das arme einsame Herz zu besitzen glaubte, das hinter ihm zerknirscht ging und sich nach Versöhnung sehnte.

Das Kind drehte sich noch einmal um, mehrere Male, als sei es in aller Freundlichkeit im Komplott; und der Mann fühlte an der kleinen Hand, wie das Herz vor Erwartung und Hoffnung schlug!

Aber er ging geradeaus, denn er glaubte nicht mehr an eine Wiederkehr, und er wagte es nicht, einem höhnischen Lächeln oder einem hochmütig scharfen Wort zu begegnen.

Er bog in Seitenstrassen ein, aber er fühlte, dass sie folgte . . .

Wer litt am meisten diese fünf Minuten in der Hölle, wo sich die Gefühle kreuzten? Das Kind mit seinen schönen Hoffnungen, die getäuscht wurden; die Mutter mit ihrem gekränkten Selbstgefühl, da sie auf der Strasse suchte, was sie fortgeworfen hatte; der Mann mit der Ungewissheit und dem Zweifel in der einen Herzkammer und in der andern den grenzenlosen Schmerz, das kleine Kinderherz, das keine Schuld hatte, verletzen zu müssen?

Während es aber vor sich ging, empfand er beinahe nichts, denn er war betäubt von dem Schlag. Erst am nächsten Tage fühlte er das Messer im Herzen, und je mehr Zeit verging, desto weher tat es!

DER JUWELENSCHREIN
ODER
SEINE BESSERE HÄLFTE

Wenn der Mann während der ersten Tage der Liebe das Beste und Schönste seiner Seele bei dem geliebten Weib niederlegt, hat er bei ihr einen Schatz verborgen. Sinkt er dann unter den schweren Lasten des Alltags nieder und verliert seinen Schmuck, so pflegt er ihn bei ihr wiederzufinden; sie hat ihn bei sich bewahrt und gehütet (jedoch nicht immer)!

In solchen Augenblicken nennt er sie seine bessere Hälfte, und das ist sie. Sie kann ihm in der rechten Stunde einen schönen Gedanken, ein schönes Wort geben, das er einmal ihr gegeben hat; dann schämt er sich, betrauert sich selber wie einen Gefallenen. Und wenn er sein Früheres in ihr sieht, fühlt er, wie tief er gesunken ist, während sie noch auf der reinen Meeresklippe steht. Dann sieht er zu ihr auf, ruft um Hilfe, und wenn sie ihm die Hand reicht, erhebt er sich, und er dankt ihr, die ihn gerettet.

Paulus erklärt dieses so oft missverstandene und wirklich schwer zu verstehende Verhältnis zwischen Gatten: „Doch ist im Herrn weder Mann ohne Weib noch Weib ohne Mann; denn wie das Weib vom Mann ist, so ist auch der Mann durch das Weib, aber alles ist von Gott."

Darum erscheint in einer rechten Ehe weder der Mann für sich noch das Weib für sich, sondern beide nehmen sich wie ein Wesen wahr und werden von andern als ein Wesen wahrgenommen. Wenn der eine etwas Schönes von dem andern bekommt, so soll er danken; und der andere soll danken, weil er geben durfte. Sie danken einander, denn sie sind dasselbe Wesen; und der Austausch von Gaben und Gegen-

gaben ist beständig, unablässig, so dass sie geben und nehmen nicht unterscheiden können.

Darum ist eine rechte Ehe unauflöslich; sie kann nicht geteilt werden, denn was sie besitzt, ist nicht veräusserlich, ist gemeinsam; das Eigentum kann nicht verkauft werden, denn es ist ein geistiges, das man nicht kauft oder verkauft.

Aber der Mann verliert draussen in den Rohheiten des Lebens seinen Schmuck eher als das Weib, das am warmen Herd des wohlverschlossenen Heims geschützt ist. Dort kann sie den Schrein hüten, und tut sie es treu, so wird er immer zu ihr aufsehen, wie zu seinem bessern Ich.

DER MUMIENSARG

Sieben Jahre der Ehe waren vergangen; sie hatten die Lampe nicht gepflegt, sondern sie rauchte so, dass in dem schönen Heim alles schwarz wurde. Nun sitzt jeder auf seinem Ende der Wohnung, weil sie einander nicht in die Augen sehen können. Sie betrauern einander als Tote und sie vermissen sich selbst wie verlorene Kinder.

Da öffnet er eine Schublade und nimmt ein Kästchen heraus. Ein Duft von frischen Rosen strömt ins Zimmer, obgleich er von trockenen Rosenblättern kommt, die zwischen Papierblättern gepresst sind.

Das sind ihre Briefe, die seiner Braut, die sie vor sieben Jahren schrieb. Wie schön alles ist: das Papier noch in ungebleichter feiner Lavendelfarbe, mit goldenem Rand, ganz wie die Hochzeitsgläser; die Kuverts so zierlich gefaltet wie der bestickte Kissenbezug der Wiege; die Buchstaben selbst in schönen Linien weicher Worte von schönen Lippen, die in feinen Kurven lächeln . . .

Schönheit und Liebe in Gedanken und Gefühlen — da hat er sie wiedergefunden? Sie lag in dem Kästchen, von Blättern der Rose und des Veilchens einbalsamiert!

Aber jetzt ist sie tot! Da weint er!

Und auf dem andern Ende der Wohnung sitzt sie über ihren kleinen Mumiensarg und spricht mit ihrem lieben Toten. Und da weint sie!

Für immer verloren!

Für immer!

Nur drei Jahre waren vergangen, ais er sich verheiratete, und nun hatte der Sturm alles genommen, Weib und Kind. Er wollte in die Bodenkammer hinaufgehen und etwas holen, das fortgestellt war. So kam er auf diesen Boden hinauf, wo es immer raschelt und knackt, wo eine Katze schleicht, wo sich die Eingeweide des Hauses in Dachstuhl und Schornstein zeigen, wo es russig und staubig ist, wo Spinngewebe hängen.

Er öffnet das Anhängeschloss! Da lag das ganze Strandgut nach dem Schiffbruch. Es war zu spät, umzukehren, und er blieb.

Die Giebel von ihrem Brautbett mit grüner Seide und vergoldetem Messing. Die Wiege der Kleinen und die sechs Milchflaschen, welche die Mutter selber besorgte, mit ihren kleinen Händen in dem eiskalten Wasser; alle Blumenvasen und Gläser, die seit dem Hochzeitsabend, als der Tisch im Saal gedeckt war, ins Haus kamen.

Dort stand der Rosenkorb, den sie zur Verlobung erhielt, der dann Nähkorb wurde.

Trockene Blumensträusse, Lorbeerkränze, Bücher sogar, Geschenke von ihm zu Weihnachten und zu Geburtstagen, mit schönen Widmungen . . .

Aber da waren auch vorgeschichtliche Sachen: kleine Mädchenmöbel aus ihrer Kinderzeit, die sie in das neue Heim mitgebracht hatte. Ein japanischer Schirm mit Chrysanthemum und Goldfasanen, ein kleiner Teppich, ein Blumengestell.

Aber warum alle diese Reliquien hier oben in Russ und Staub, und nicht unten bei ihm, der die Erinnerung verehrte?

Wagte er sie nicht jeden Tag zu sehen oder wollte er nicht? . . .

Da fielen seine Augen auf einen kleinen Hängeschrank, der in einem Papierkorb lag. Eine schwache Erinnerung an einen Augenblick, der dem Weihnachtsabend glich, tauchte auf, Kinderaugen, kleine weisse Milchzähne, Grübchen in den Backen, die erste Spieldose, als die Kleine dem Weihnachtsbaum, dem Schaukelpferd, den Puppen Rosa und Brita vorspielte . . .

Er öffnete den Hängeschrank; da war keine Spieldose, aber da lag ein Phonograph, sehr klein und einfach, eine Spielsache, die nur ein Wort sagen konnte, ein einziges! Er erinnerte sich nicht, welches.

Der Schlüssel lag daneben; er zog das Uhrwerk auf; und dann öffnete er den Riegel.

Es summte zuerst wie eine Biene; aber es stach hinterher nicht, sondern es flüsterte, das einzige Wort, das es konnte: Geliebter!

Und mit ihrer Stimme! Ja, es war ja von ihr hineingesprochen, wenn er es auch vergessen hatte.

— Geliebter!

Da schrie er zu Gott, da donnerte er gegen den Himmel, und dann fiel er zu Boden! Und wie er dalag, konnte er nur jammern:

— Wenn sie wenigstens tot wären! Wenn . . .

Sie waren nämlich nicht tot. Sie lebten!

Das war das Unabänderliche, Unversöhnliche; und all diese Sachen waren keine Reliquien, es war Strandgut!

DER BILDHAUER

Auch wenn der Mann ein Meisterwerk der Schöpfung in seinem Weib gefunden hat, so bemüht er sich doch, kleine Fehler in Zeichnung und Farbe fort zu retuschieren, um sein Kunstwerk so fehlerfrei wie nur möglich zu machen. Das versteht sein Weiblein nicht immer, und es wird oft reizbar:

— Du siehst nur Fehler bei mir.

— Im Gegenteil, du bist für mich die Schönste, aber ich will dich vollkommen haben. Du sollst zum Beispiel niemals zornig sein, dann werden deine schönen Augen hässlich, und darunter leide ich. Du musst dich nicht in Grünspan kleiden, denn das ist nicht deine Farbe; und du siehst giftig aus, dass ich meine Blicke von dir wende. Und so weiter.

Essen ist nicht schön, und zusehen, wie die Geliebte Speise in den schönen Mund schiebt, der schöne Worte aussprechen, liebliches Lächeln lächeln, die weichen Lippen zu einer Art Blumenknospe bilden soll, die man im Kuss einatmet, das kann geradezu hässlich sein! Darum pflegt man die unschöne Verrichtung unter leichtem Gespräch zu verbergen; dann vergisst man, was der schöne Mund jetzt vorhat.

— Immer musst du mich tadeln! Sag doch auch einmal etwas Schönes!

— Kannst du nicht in meinen Augen lesen, dass ich dich bewundere; mit den Lippen brauche ich es nicht erst zu sagen. Aber ich will, du sollst vollkommen sein. Das ist die ganze Sache!

AUF DER SCHWELLE (MIT FÜNF JAHREN)

Ein Doktor Ogle teilt in seiner Statistik mit, dass in sechsundzwanzig Jahren vier Fälle von Selbstmord unter Kindern zwischen fünf und zehn Jahren vorgekommen sind. Als ich das las, zwischen fünf und zehn Jahren, dachte ich: Nein! Mit fünf und zehn Jahren! Ist das möglich? Und die Ursache? Ich konnte nicht weiter denken, aber ich sah eine Szene, zwei Szenen, drei . . .

Fünf Jahre alt war das kleine Mädchen; es spielte im Zimmer bei der Mutter; Kinder müssen etwas zu tun haben, aber die Mutter war nervös, weil sie über die Massen gefeiert und geflirtet hatte.

— Schaukele das Pferd nicht, Mama kriegt Kopfschmerzen davon!

Die Kleine nahm die Katze und kniff sie, dass die schrie.

— Tu das nicht, Kind, Mama ist krank.

Das Kind war artig und wollte nicht zuwiderhandeln. Was sollte es tun. Es setzte sich an den Tisch und schwieg, um die Mama nicht böse zu machen.

Aber ein Kinderkörperchen kann nicht still sein. darf es auch nicht, es bewegt sich von selbst; wahrscheinlich muss es in sich ein Lied gesungen haben, denn die kleinen ungehorsamen Füsse schlugen den Takt gegen die Stuhlbeine.

Die Mutter fährt auf.

— Geh hinaus zu Ellen in die Küche, ungehorsames Kind!

Das Kind war nicht ungehorsam; doppelt gekränkt in seinem kleinen Herzchen ging es in die Küche, artig und gehorsam.

Gleich darauf aber zeigte es sich wieder auf der Schwelle: Ellen wusch auf!

Da stand das Kind, auf der Schwelle, von zwei Seiten ausgewiesen, zurückgestossen, durfte nirgendswo sein. Das Mädchen sah aus wie ein verzweifelndes Kind, ohne Tränen, aber mit dem ganzen Entsetzen des Einsamen in ihrem Gesicht. Stumm, versteinert, als gebe es in der ganzen Welt keinen Platz für sie, als wolle niemand sie haben, ohne dass sie wusste, warum nicht. Sie stand in diesem Augenblick wahrhaftig auf der Schwelle des Lebens, denn plötzlich leuchtete sie auf und näherte sich dem offnen Fenster, das hoch über der Erde war.

Zur Ehre der Mutter muss ich gestehen, dass sie mir mit der grössten Reue diese Szene geschildert hat; und dass sie aufsprang, das Kind in die Arme nahm und mit ihm spielte, bis die Sonne unterging!

— Wenn dem Kind etwas geschehen wäre, ja, dann hätte ich immer in der Hölle der Vorwürfe gelebt! Und jetzt denke ich: für jeden Augenblick, den ich meinem Kind nicht geschenkt; für jede kleine Freude, die ich ihm nicht bereitet, würde ich, wenn es dahin ginge, meine Seele aus dem Körper weinen; ich würde in den Weltraum hinausgehen und das Kind unter den Sternen suchen, um es um Verzeihung zu bitten; wenn mir verziehen werden könnte . . .

Jedenfalls: mit fünf Jahren auf der Schwelle des Lebens!

Neulich erzählte ein Bekannter diese kleine Geschichte, die in ihrer Einfachheit so furchtbar war, dass ich längere Zeit über den Fall nachgrübelte.

Ein Mann kam wegen eines Vergehens ins Gefängnis. Als er dort sass, erhielt er diese Nachricht über seine Häuslichkeit.

Ob der Direktor selber oder der Geistliche den Mut hatte, die Neuigkeit auszusprechen, daran erinnere ich mich nicht; jedenfalls wurden die Worte von einer menschlichen Zunge ausgesprochen und erreichten das Ohr des Unglücklichen, um in sein Herz einzudringen und ihre Wirkung zu tun.

Die Frau des Gefangenen hatte sich einen Liebhaber genommen; und eines Tages, als sie allein sein wollten, hatten sie das Kind entfernt, das Kind des Mannes. Das Kind war zum Fenster hinausgegangen und lebte nicht mehr!

Das war alles!

Als ich diese Geschichte hörte, dachte ich an Klein Eyolf, der zum Krüppel wurde, weil die Gatten allein sein wollten.

Und ich erinnerte mich in diesem Zusammenhang an einen Fall, der sich 1893 im Ausland zutrug. Da „fiel“ ein Kind unter ähnlichen Umständen zum Fenster hinaus. Ob es hinaus„ging“, weiss ich nicht, aber bei solchen Fällen pflegt die Rhetorik einen Schleier über die Trauer zu ziehen.

Das liess mich an eine weit zurückliegende Szene denken, die ich damals nicht verstand. Dem Kind war die Küche zum Aufenthaltsort angewiesen. Die Köchin liebte Kinder nicht . . . Ich kam hinaus, um die Kleine zu suchen, aber sie war nicht in der Küche. Sie stand im Treppenhaus, an einem offenen Fenster, vier Treppen hoch, lehnte sich über das

Geländer — ich glaube, ein Dämon hatte das Fenster geöffnet!

Ich bat Gott, uns diese Sünde, die wir aus Unverstand begangen, zu verzeihen! Und wir haben es nie wieder getan!

Was ist das? Gibt es geheime ewige Strafgesetze? Oder sind Verstand und Gefühl beim Kinde so entwickelt, dass es aus Entsetzen vor dem Geheimnisvollen, das die Eltern glauben verbergen zu können, von einem Schrecken vor dem Leben selber ergriffen wird, wenn mit der Schöpferkraft zu ungehöriger Zeit gespielt wird!

Das wissen wir nicht, verstehen wir nicht, haben es nicht verstanden, aber so ist es!

Werde nicht böse auf mich, du Mutter, du Vater, weil ich dieses Unpassende erzählt habe! Vielleicht dankst du es mir einmal, wenn du dem grausamsten Leiden entgangen bist, das du dir aus lauter Unverstand und Unwissenheit hättest zuziehen können!

GOETHE ÜBER DIE BIBEL

Eckermann hatte eine englische Bibel gekauft, in der die Apokryphen fehlten; als er sich darüber beklagte, antwortete Goethe unter anderm:

„Echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. . . . Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur liegt, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus!"

Dann kommt etwas voltairesches Geschwätz über Sonne und Reliquien, über Pfaffenlist und Bischofsgehalt, das zu dem schlechten Ton der Zeit gehört. Diese dummen Freidenker konnten sich nicht denken, dass drei gleich eins sein kann; daher stolperten sie über die Dreieinigkeit. Wussten sie nicht, dass drei (Drittel) gleich eins sind, und dass eins gleich drei (Drittel) ist? Oder war ihre Vernunft so von Hochmut verdunkelt? Oder wussten sie nicht, dass geistige Dinge geistig beurteilt werden müssen; dass der Höchste nicht mit der höchsten Mathematik zu erreichen ist, denn weder Laplace noch Poincaré, die doch mit mécanique céleste arbeiteten, haben den Himmel erreicht, viel weniger Gott.

Im Gespräch mit Eckermann über Schubarth sagt Goethe:

„So wie Hegel zieht auch er die christliche Religion in die Philosophie hinein, die doch nichts darin zu tun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, an dem die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie zum Beispiel die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäss, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und bedeutet nicht viel.“

SUMMA SUMMARUM

Da die verheerende Wissenschaft sich als so hohl erwiesen hat; aus Vermutungen, falschen Schlussfolgerungen, Selbstbetrug, Haarspaltereien besteht: warum hält denn der Staat diese Heere von Mutmassern und Wahrsagern?

Rousseaus erste Preisschrift vom Fluch der Kultur (Gelehrsamkeit) müsste von neuem durchdacht werden.

Ein Cartesius müsste zurückkehren und die Menschen an den Unwahrheiten der Wissenschaften zweifeln lehren.

Und ein neuer Kant könnte eine neue Kritik der reinen Vernunft und der Urteilskraft schreiben; die kategorischen Imperative und Postulate wieder aufstellen, die jedoch schon in den Zehn Geboten und in den Evangelien zu finden sind.

Und ein Prophet müsste geboren werden, der dem Menschen den einfachen Sinn des Lebens in wenig Worten sagt, der doch schon so gut gesagt ist: Fürchte Gott und halte seine Gebote, oder: bete und arbeite!

Alle Fehler und Irrtümer, die man durchgemacht hat, sollen dazu dienen, einen lebendigen Abscheu gegen das Böse einzuflössen und neue Triebe zum Guten zu geben; die nimmt man auf die andere Seite mit, wo sie erst blühen und Frucht ansetzen können.

Das ist wohl der Sinn des Lebens, über den die verstockten Unbussfertigen grübeln, um dem Ungemach zu entgehen.

Bete *aber* arbeite; leide *aber* hoffe, das eine Auge auf die Erde gerichtet, das andere auf die Sterne; nicht sich niederlassen und festsetzen, denn es ist ja eine Fusswanderung; kein Heim, sondern eine Station; die Wahrheit suchen, denn die gibt es, aber nur an einer Stelle, bei dem Einen, der selber der Weg, die Wahrheit und das Leben ist!

1908

Inhalt

Seite

Seite

Seite

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06622 7144